



Mit Geschlechtergerechtigkeit zu Gewaltprävention.

Gender Equality and Quality of Life Study Austria.

Elli Scambor
Nadja Bergmann
Oliver Bacher-Posch
Lisa Danzer
Ronja Nikolatti
Nicolas Pretterhofer
Jayda Sauseng
Veronika Suppan

Verfasst von:

Elli Scambor, Nadja Bergmann, Oliver Bacher-Posch, Lisa Danzer, Ronja Nikolatti, Nikolas Pretterhofer, Jayda Sauseng, Veronika Suppan.

Diese Studie wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz gefördert. Der Bericht gibt ausschließlich die Ansichten der Autor*innen wieder. Das Bundesministerium kann nicht für die Verwendung der darin enthaltenen Informationen verantwortlich gemacht werden.

Projektleitung und Vertretung des Konsortiums:


Elli Scambor

Geschäftsleitung Institut für Männer- und Geschlechterforschung

www.genderforschung.at

Dietrichsteinplatz 15/8,
8010 Graz, Österreich.



 Bundesministerium
Arbeit, Soziales, Gesundheit,
Pflege und Konsumentenschutz

Graz/Wien, Juni 2025.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz
Stubenring 1, 1010 Wien, Österreich.

Quellenangabe:

Scambor, Elli, Bergmann, Nadja, Bacher-Posch, Oliver, Danzer, Lisa, Nikolatti, Ronja, Pretterhofer, Nicolas, Sauseng, Jayda & Veronika Suppan (2025). Mit Geschlechtergerechtigkeit zu Gewaltprävention. Gender Equality and Quality of Life Study Austria.

<https://vmg-steiermark.at/de/forschung/projekt/geq-gender-equality-and-quality-life>

GEQ-AT-Forschungsteam

Projektkoordination:

Elli Scambor, Institut für Männer- und Geschlechterforschung, VMG, Graz, Österreich
Nadja Bergmann, L&R Sozialforschung, Wien, Österreich

Forschungsteam VMG:

Elli Scambor, Oliver Bacher-Posch, Jayda Sauseng, Veronika Suppan

Forschungsteam L&R:

Nadja Bergmann, Lisa Danzer, Ronja Nikolatti, Nikolas Pretterhofer

GEQ-AT-Beiräte

Das GEQ-AT-Forschungsteam möchte sich herzlich beim internationalen wissenschaftlichen Beirat und nationalen Stakeholder Beirat für die Unterstützung zur Umsetzung von GEQ AT bedanken.

Internationaler wissenschaftlicher Beirat:

Marc Gärtner, Bundesforum Männer, Deutschland
Øystein Gullvåg Holter, Universität Oslo, Norwegen
Marta Warat, Jagiellonen-Universität, Polen

Nationaler Stakeholder Beirat:

Romeo Bissuti, MEN & DMÖ
Simon Brezina, White Ribbon
Sylvia Bierbaumer, BMASGPK
Eva Burger, AK Wien
Michaela Gosch, Frauenhäuser Steiermark, OTA
Elisabeth Kerndl, ÖGB
Philipp Leeb, Verein poika & DMÖ
Erich Lehner, DMÖ
Katharina Mader, Momentum Institut
Gerhard Meschnigg, White Ribbon
Julia Stroj, ÖGB
Benedikt Trechnitzer, BMASGPK
Manuela Vollmann, ABZ* Austria
Verena Wehmeyer, BKA Frauensektion
Karin Zimmermann, ÖGB

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	9
Das Projekt und die Methode	9
Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse	11
1. Geschlechterrollenhaltungen zwischen normativer Zustimmung und gelebter Ambivalenz	11
Breite Zustimmung zu Gleichstellung, aber anhaltende Rollenmuster.....	11
Einstellungen zwischen „Doing Gender“, Pragmatismus und kritischer Reflexion.....	12
Normativer Wandel mit strukturellen Bremsspuren	13
2. Geschlechterverhältnisse in der Herkunftsfamilie – Care-Arbeit als prägende Erfahrung	14
Weibliche Care-Zuständigkeit als Normalfall	14
Alltagspraxis, Sichtbarkeit und symbolische Ordnung.....	14
Intergenerationale Prägung und strukturelle Persistenz.....	15
3. Partnerschaft heute: Arbeitsteilung, Entscheidungen und Ressourcen.....	16
Care-Arbeit – Persistenz tradiierter Muster trotz Gleichstellungsideal.....	16
Aufteilung von Erwerbsarbeit und ökonomischen Ressourcen	19
Entscheidungen.....	19
„Wer arbeitet, wer sorgt – und wer entscheidet?“ Arbeitsteilung, Ressourcen und Gleichstellung in Partnerschaften.....	21
Wirkfaktoren einer ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen	22
4. Gewalt.....	27
Formen der Gewalt und Gewaltkonstellationen in Partnerschaften	27
Bagatellisierung, Normalisierung und Legitimierung von Gewalt.....	28
Bedingungen für Gewalt und Nicht-Gewalt in Partnerschaften	29
Formen der Gewalt und Gewaltkonstellationen in der Kindheit	33
Bedingungen für Gewalt und Nicht-Gewalt in der Kindheit	34
1. Über das Projekt GEQ-AT	39
Warum ist eine ausgewogene Aufteilung von Ressourcen entscheidend für Gewaltprävention?	39
Zielsetzung des GEQ-AT Forschungs- und Praxisprojekts.....	40
Das Gesamtprojekt und seine Umsetzung	41
Inhaltliche Schwerpunkte	41

Inhaltliche Dimensionen der GEQ-AT-Erhebung.....	43
Qualitätssicherung	43
Nachhaltigkeit und zukünftige Maßnahmen	44
2. Über die Forschungsmethodik	45
Forschungsmethodik und Analysezugang.....	45
Verknüpfung von quantitativer und qualitativer Befragung.....	45
Ein kleiner Exkurs: Der Matched-Pair-Ansatz in der GEQ-AT Studie	46
Reflecting Groups als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis	47
Überblick über die quantitative und qualitative Befragung	47
Quantitative Stichprobe	47
Qualitative Stichprobe	51
3. Geschlechterverhältnisse, Care-Arbeit und Arbeitsteilung in Familie und Partnerschaft.....	55
3.1. Einstellungen und Leitbilder: Geschlechterrollen und Gleichstellung	55
Quantitative Befunde: Einstellungen zu Familienrollen, Gleichstellung und Geschlechterrollen	55
Qualitative Befunde: Einstellungen zu Geschlechtergerechtigkeit zwischen normativen Leitbildern, struktureller Persistenz und individuellen Aushandlungen	59
3.2. Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie: Zwischen alltäglicher Unsichtbarkeit und erinnelter Ausnahme – eine Einordnung	70
Quantitative Befunde zu Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie	70
Qualitative Befunde zu Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie	72
3.3 Partnerschaft heute: Arbeitsteilung, Entscheidungen und Ressourcen	76
3.3.1. Ungleichverteilte Care-Arbeit als nur partiell überwundenes Grundmuster.....	76
Quantitative Befunde zur Verteilung von Care-Arbeit in der aktuellen Situation	77
Qualitative Befunde zur Verteilung von Care-Arbeit in der aktuellen Situation	82
3.3.2 Erwerbsarbeit und finanzielle Ressourcen	95
Quantitative Befunde zur Verteilung von Erwerbsarbeit.....	95
3.3.3 Entscheidungsmuster in Familie und Partnerschaft	98
Quantitative Einordnung des Entscheidungsverhältnisses.....	98
Qualitative Einordnung des Entscheidungsverhältnisses.....	100
3.3.4 Zusammenhang: Arbeitsteilung – Entscheidungen – Ressourcen.....	104
Zusammenhänge und strukturelle Unterschiede: Bezahlte Arbeit, unbezahlte Arbeit und ökonomische Mittel.....	104

Ausgewogene unbezahlte Arbeiten in Verbindung mit Fürsorge, Entscheidungsprozesse und Einstellungen zu „traditionellen“ Geschlechterrollen	108
Zwischenfazit: Strukturelle Ungleichheiten und Beziehungsdynamiken	111
3.3.5 Vertiefung durch Fallbeispiele – Matched Pairs im Vergleich	112
Matched Pair I	113
Matched Pair II	117
3.4 Faktoren, die ein ausgewogene Aufteilung von Ressourcen fördern	124
3.4.1 Wirkfaktoren auf der Onto-Ebene	126
3.4.2 Wirkfaktoren auf der Mikro-Ebene	133
3.4.3 Wirkfaktoren auf der Meso-Ebene	136
3.4.4 Wirkfaktoren auf der Makro-Ebene	139
3.4.5 Exkurs: Faktoren, die in Richtung nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen wirken	143
3.5. Gewalt und Gewaltfreiheit in Familie und Partnerschaft	151
Formen der Gewalt	151
Gewaltkonstellationen	154
Formen der Gewalt und Gewaltkonstellationen in der aktuellen (und vergangenen) Lebenssituation	158
Bagatellisierung, Normalisierung und Legitimierung von Gewalt	162
Bedingungen von Gewalt und Nicht-Gewalt in der aktuellen Partnerschaft	164
Gewalt und Gewaltkonstellationen in der Kindheit	188
Bedingungen für Gewalt und Nicht-Gewalt in der Kindheit: Analyse auf Onto-, Mikro-, Meso- und Makro-Ebene	195
4. Vergleich der GEQ-Ergebnisse aus Österreich, Polen und Norwegen	207
Geschlechterrollenhaltungen	207
Aufteilung von Haushalt und Kinderbetreuung in Partnerschaften	208
Aufteilung von Erwerbsarbeit und ökonomischen Ressourcen	209
Entscheidungsprozesse	209
Gewalterfahrungen	209
Schlussfolgerungen und Ausblick	211
Empfehlungen aus der gewaltpräventiven Geschlechterarbeit für eine fürsorgeorientierte, geschlechtergerechte, demokratische Gesellschaft	213
Literaturverzeichnis	218

Abbildungsverzeichnis.....	224
Tabellenverzeichnis.....	225
Tabellenanhang.....	227

Der vorliegende Bericht präsentiert die Ergebnisse des Forschungs- und Praxisprojekts „Gender Equality and Quality of Life in Austria“ (GEQ-AT), das zwischen 2022 und 2025 durchgeführt wurde. Im Zentrum steht die Frage nach Zusammenhang und Bedingungen einer balancierten Aufteilung von Ressourcen (Care-Arbeit, Erwerbsarbeit und Entscheidungsmacht) und Prävention von Gewalt im sozialen Nahraum.

International knüpft GEQ-AT an Vorläuferstudien in Norwegen (2007) und Polen (2015) an, die zeigen konnten, dass egalitäre Familienstrukturen mit einer signifikant geringeren Wahrscheinlichkeit von Gewalterfahrungen – insbesondere für Kinder – verbunden sind. Damit leistet das österreichische Projekt einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung einer internationalen Forschungsagenda, die Geschlechtergerechtigkeit als Schlüssel zu Gewaltfreiheit und Lebensqualität versteht.

Der Bericht ist folgendermaßen strukturiert: Nach einer Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse werden das Projekt und seine Zielsetzungen (Kapitel 1), sowie die methodische Herangehensweise (Kapitel 2) erläutert. Es folgt eine detaillierte Darstellung der empirischen Befunde: Zunächst werden Einstellungen zu Geschlechterrollen und Gleichstellung (Kapitel 3.1), Erfahrungen mit Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie (Kapitel 3.2) sowie aktuelle Arbeitsteilung, Ressourcenverteilung und Entscheidungsprozesse in Partnerschaften (Kapitel 3.3) untersucht. Ein zentrales Kapitel widmet sich den Wirkfaktoren in Richtung Gleichstellung und Gewaltprävention auf der individuellen, interpersonalen, organisationalen und gesellschaftlichen Ebene (Kapitel 3.4). Daran anschließend werden Bedingungen und Formen von Gewalt im privaten Umfeld sowie Mechanismen von Gewaltfreiheit dargestellt (Kapitel 3.5). Schließlich werden die österreichischen Ergebnisse in einen internationalen Vergleich mit Norwegen und Polen eingeordnet (Kapitel 4), bevor der Bericht mit Schlussfolgerungen, Ausblick und Empfehlungen für Politik, Wissenschaft und Praxis schließt.

Durch die Verbindung von quantitativen und qualitativen Befunden sowie praxisnahen Reflexionsprozessen schafft GEQ-AT eine umfassende empirische Grundlage, die deutlich macht: Je balancierter Ressourcen zwischen den Geschlechtern verteilt sind, desto geringer ist das Risiko für Gewalt.

Zusammenfassung

Das Projekt und die Methode

Das in den Jahren 2022 bis 2025 durchgeführte Forschungs- und Praxisprojekt „Gender Equality and Quality of Life in Austria“ (GEQ-AT) widmet sich erstmals systematisch dem Zusammenhang zwischen einer **balancierten Aufteilung** von Ressourcen – insbesondere Care-Arbeit, Erwerbsarbeit und Entscheidungsmacht – und **Gewaltprävention im sozialen Nahraum**. Ausgangspunkt des Projekts ist die Annahme, dass Gewalt im privaten Umfeld nicht nur ein individuelles, sondern vor allem ein strukturelles Problem darstellt, das eng mit Geschlechterverhältnissen verknüpft ist. GEQ-AT baut konzeptionell auf den internationalen Vorläuferstudien in Norwegen (2009)¹ und Polen (2017)² auf, die empirisch belegen konnten, dass egalitäre Familienstrukturen mit einer signifikant geringeren Wahrscheinlichkeit von Gewalterfahrungen – insbesondere für Kinder – einhergehen. An diese Forschung anknüpfend wurde für den österreichischen Kontext ein umfassendes, theoretisch fundiertes und methodisch vielfältiges Studien- und Praxisdesign entwickelt.

Ziel des Projekts war es, Zusammenhänge zwischen geschlechterbezogener Ungleichheit, familiärer Arbeitsteilung, Gewalt und Lebensqualität aufzuzeigen, um daraus **Empfehlungen für Gewaltprävention und Gleichstellung** abzuleiten. Neben dem Fokus auf Verteilungsgerechtigkeit stand auch das Konzept „Caring Masculinities“ im Zentrum – also Männlichkeitspraxen, die Fürsorge, Kooperation und Gewaltfreiheit betonen und damit zur Dekonstruktion traditioneller Vorstellungen männlicher Dominanz beitragen. Damit leistet das Projekt einen Beitrag zur Weiterentwicklung von Gleichstellungs- und Gewaltpräventionsstrategien, die Männer*³ nicht nur als Teil des Problems, sondern als Teil der Lösung begreifen.

Konzipiert wurde GEQ-AT als Mixed-Method Studie, die qualitative und quantitative Forschungsansätze systematisch miteinander verknüpft. Die **quantitative Erhebung** basiert auf einer **repräsentativen Stichprobe von 2.295 Personen** im Alter von 18 bis 80 Jahren.⁴ Die Befragung wurde in mehreren Sprachen durchgeführt und zielte auf eine möglichst breite

¹ Vgl. Holter, Øystein G./ Svare, Helge / Egeland, Cathrine (2009). Gender Equality and Quality of Life – A Nordic Perspective. Oslo: NIKK.

² Vgl. Holter, Øystein G. & Krzaklewska, Ewa (2017). Gender Equality and Quality of Life: European Blueprint Information and Instructions. Jagiellonian University in Kraków and University of Oslo.

³ In diesem Bericht verwenden wir den Genderstern. Ein Sonderzeichen, das der sprachlichen Gleichbehandlung aller Geschlechter bzw. der geschlechtergerechten Sprache dienen soll. Ein Sternchen (Asterisk), das bei Personenbezeichnungen zwischen dem Wortstamm bzw. die maskuline Endung und die feminine Endung eines Wortes gesetzt wird, um Raum für weitere Geschlechter zu markieren, z.B. Student*innen (vgl. Freie Universität Berlin 2022). Wir verwenden das * auch, um damit den Konstruktionscharakter von Geschlecht hervorzuheben, denn nicht jede Person, die als Junge* oder Mann*, Mädchen* oder Frau* betrachtet wird, würde sich auch selbst so bezeichnen.

⁴ Der Frauen*anteil bei den Befragten beträgt 52%, rund 46% der Befragten waren männlich* und 2% divers bzw. non-binär. Letztere Gruppe entspricht 25 Personen und bildet somit statistisch gesehen eine zu kleine Gruppe, um diese separat ausweisen zu können.

Abdeckung sozio-demografischer Gruppen – mit besonderem Augenmerk auf geschlechts-, bildungs-, alters- und herkunftsspezifische Unterschiede. Im Mittelpunkt standen Fragen zu Rollenbildern, Gewalt- und Beziehungserfahrungen, Aufteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit, Entscheidungsprozessen sowie Lebensqualität.

Ergänzend wurden **63 qualitative Interviews** durchgeführt, in denen biografische Erfahrungen mit Geschlechterverhältnissen und Gewalt vertiefend analysiert wurden. Die qualitative Stichprobe ermöglichte differenzierte Einblicke in familiäre Muster, intergenerationale Prägungen, Widerständigkeit gegen hegemoniale Rollenvorgaben und individuelle Handlungsspielräume. Dabei wurde auch der Frage nachgegangen, welche Bedingungen es Einzelnen ermöglichen, sich von gewalt- und ungleichheitsgeprägten Strukturen zu emanzipieren – oder eben nicht. Methodisch innovativ ist dabei der Einsatz von „**Matched Pairs**“: Der gezielte Vergleich zweier Personen mit ähnlicher Ausgangslage, aber unterschiedlichem aktuellen Lebenskontexten (z. B. gewaltfreie versus gewaltbelastete Partnerschaft), ermöglichte präzise Rückschlüsse auf begünstigende oder hemmende Faktoren für Gewaltfreiheit und Gleichstellung.

Eine dritte zentrale Komponente bildeten die sogenannten „**Reflecting Groups**“, in denen Fachkräfte aus Gewaltprävention, Gleichstellung, Jugendhilfe, Bildung und psychosozialer Praxis erste Forschungsergebnisse reflektierten und gemeinsam an deren Weiterentwicklung und Übersetzung in Handlungsempfehlungen arbeiteten. Diese Rückkopplung mit der Praxis stellte sicher, dass die gewonnenen Erkenntnisse nicht nur empirisch valide, sondern auch anschlussfähig für die tägliche Arbeit in relevanten Handlungsfeldern sind.

Im **Zusammenspiel** dieser **drei methodischen Zugänge** – repräsentative quantitative Erhebung, qualitative Interviews und partizipative Expert*innendiskussionen – konnte eine dichte empirische Grundlage geschaffen werden, auf deren Basis sich zentrale Erkenntnisse zur Verbindung von Geschlechtergerechtigkeit, Lebensqualität und Gewaltprävention ableiten lassen. Durch die Kombination unterschiedlicher methodischer Perspektiven wurde es möglich, sowohl strukturelle Muster als auch subjektive Deutungen und Handlungsmöglichkeiten zu erfassen – eine Voraussetzung dafür, gesellschaftliche Verhältnisse nicht nur zu beschreiben, sondern Anregungen für mögliche Veränderungen aufzuzeigen.

In Summe macht GEQ-AT den Zusammenhang einer **balancierten Aufteilung von Ressourcen** und Gewaltprävention sichtbar, denn je ausgewogener Care-Arbeit, Erwerbsarbeit und Entscheidungsmacht verteilt sind, desto geringer ist das Risiko für Gewalt. Im Zentrum dieses Forschungs- und Praxisprojekts steht das Konzept „**Caring Masculinities**“, das fürsorgliche Männlichkeitspraxen als wirksame Alternative zu dominanzbasierten Männlichkeitspraxen adressiert. Praktizierte Fürsorglichkeit trägt nicht nur zur Reduktion von Gewalt bei, sondern wirkt sich nachweislich positiv auf Beziehungsqualität, psychische und physische Gesundheit sowie die Lebenszufriedenheit aus.

Die methodische Tiefe und Breite der Studie bietet eine fundierte **Basis für evidenzbasierte Politikgestaltung** und **praxisnahe Interventionen** – insbesondere dort, wo intersektionale Benachteiligung, ungleiche Ressourcenverteilung und rigide Geschlechterrollen zusammenwirken.

Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse

Die Ergebnisse der GEQ-AT Studie zeigen eindrücklich, dass die Förderung von Geschlechtergerechtigkeit ein zentrales Element erfolgreicher Gewaltprävention darstellt. In der Zusammenchau aller Kapitel wird deutlich, dass traditionelle Geschlechterrollenbilder, stereotype Erwartungen und ungleiche Machtverhältnisse eng mit dem Risiko gewaltförmigen Verhaltens verknüpft sind – sowohl auf individueller als auch auf struktureller Ebene.

1. Geschlechterrollenhaltungen zwischen normativer Zustimmung und gelebter Ambivalenz

Die Analyse der vorherrschenden Leitbilder und Einstellungen zu Geschlecht, Gleichstellung und familiärer Arbeitsteilung zeigt, dass sich die Befragten – trotz einer breiten Zustimmung zu Gleichstellung als gesellschaftlichem Ziel – in einem **Spannungsfeld** zwischen **normativer Offenheit** und tief verankerten **heteronormativen** und **patriarchal geprägten Ordnungsmustern** bewegen.

Breite Zustimmung zu Gleichstellung, aber anhaltende Rollenmuster

Die repräsentative Befragung zeigt eine hohe allgemeine Zustimmung zur Gleichstellung der Geschlechter: Rund 70% der Befragten stimmen dieser Zielvorstellung voll und weitere 25% eher zu. Diese Zustimmung fällt bei Frauen* (76% volle Zustimmung) deutlich höher aus als bei Männern* (64%).

Gleichzeitig zeigt sich in den Daten eine erhebliche Persistenz **traditioneller Geschlechterrollenbilder**: Ein Drittel der Befragten unterstützt ein klassisches Familienmodell mit klarer Arbeitsteilung nach Geschlecht. So stimmen 78% der Frauen* und 64% der Männer* der Aussage sehr zu, „Keine Frau sollte finanziell von einem Mann abhängig sein“. Umgekehrt stimmen deutlich weniger Männer* (52%) als Frauen* (71%) der Aussage „Ein Mann muss sich gegen seine Frau durchsetzen können“ gar nicht zu. Auch Vorstellungen, wonach Männer* primär für das Familieneinkommen zuständig und Frauen* mit Kleinkindern nicht erwerbstätig sein sollten, finden bei Männern* mehr Zustimmung. Ein Drittel der männlichen Befragten und knapp ein Fünftel der weiblichen Befragten stimmt der Aussage „Es ist die Aufgabe des Mannes, finanziell für seine Familie zu sorgen“ zu. Die Zustimmung zu traditionellen Rollenbildern variiert stark nach Alter, Bildung und Wohnort: Ältere Befragte, Menschen mit niedriger formaler Bildung und Personen im ländlichen Raum neigen deutlich eher zu traditionellen Vorstellungen. So lehnen 90% der Personen mit tertiärem Bildungsabschluss ein traditionelles Rollenbild ab, bei Befragten ohne Matura sind es 58%. In Städten über 100.000 Einwohner*innen liegt die Ablehnung bei rund 80%, auf dem Land bei 63%.

Besonders aufschlussreich sind die Reaktionen auf Aussagen zur **Geschlechterbinarität und heteronormativen Ordnung**. Der Aussage „Es gibt nur zwei Geschlechter“ stimmen fast 50% der Befragten zu. Frauen* sind dabei deutlich offener für nicht-binäre Geschlechterkonzepte als Männer*. Ähnliches gilt für Aussagen zur Anerkennung sexueller Vielfalt: Über die Hälfte

der Frauen* befürwortet sehr deutlich, dass Kinder früh lernen sollten, Homosexualität als eine normale Form sexueller Orientierung anzuerkennen – bei Männern* ist die Zustimmung um 17 Prozentpunkte niedriger.

Einstellungen zwischen „Doing Gender“, Pragmatismus und kritischer Reflexion

Die qualitativen Interviews vertiefen und differenzieren die quantitativen Befunde: Sie machen Einstellungen zu Geschlechterrollen als normative Überzeugungen sichtbar, gespeist durch Alltagspraxen, familiäre Sozialisation und Gelegenheitsstrukturen. Im Sinne des Konzepts des „Doing Gender“ wird in den Interviews deutlich, dass geschlechtliche Ordnung nicht als stabile Gegebenheit erscheint, sondern in alltäglichen familialen Praktiken fortlaufend hergestellt, bestätigt oder auch herausgefordert wird.

Die qualitativen Interviews lassen sich hinsichtlich geschlechterbezogener Haltungen auf drei zentrale Deutungsmuster verdichten:

- **Affirmative Reproduktion tradiertter Geschlechterverhältnisse:**

In diesem Deutungsmuster werden traditionelle Rollenzuschreibungen – etwa der Mann* als Hauptverdiener, die Frau* als primäre Care-Person – nicht nur als biografisch vertraut, sondern als selbstverständlich und normativ richtig empfunden. Diese Haltungen stützen sich häufig auf naturalisierende Argumente („Frauen* können besser mit Kindern umgehen“) und stabilisieren bestehende Ungleichheiten, ohne sie explizit infrage zu stellen. Männliche Sorgearbeit erscheint in diesem Rahmen – wenn überhaupt – als unterstützende Geste, nicht aber als gleichwertige Verantwortung. Diese Sichtweise verweist auf die fortdauernde Wirksamkeit hegemonialer Männlichkeitsvorstellungen und geschlechtlich codierter Erwartungen, die gesellschaftlich tief verankert sind.

- **Pragmatisch-flexible Arrangements:**

Ein zweites Deutungsmuster beschreibt eine Haltung, die Gleichstellung durchaus bejaht, in der praktischen Umsetzung jedoch stark an situative Faktoren angepasst ist. Hier steht die Organisation von Erwerbs- und Sorgearbeit im Zeichen von Alltagstauglichkeit, finanziellen Überlegungen, individueller Belastbarkeit oder persönlicher Präferenz im Vordergrund. Entscheidungen zur Arbeitsteilung erfolgen adaptiv – etwa wer gerade mehr verdient oder wer sich subjektiv „besser eignet“ – jedoch meist innerhalb bestehender struktureller Ungleichheiten. Dieses Muster bringt keine grundsätzliche Infragestellung geschlechterspezifischer Rollen mit sich, sondern bewegt sich in einem intermediären Feld zwischen normativer Offenheit und realitätsbezogener Anpassung. Gleichstellung erscheint hier weniger als gesellschaftlicher Anspruch denn als private Verhandlungssache.

- **Egalitäre, kritisch-reflexive Leitbilder:**

Das dritte Deutungsmuster ist durch eine bewusste Auseinandersetzung mit Geschlechternormen und einem starken Gerechtigkeitsethos geprägt. Die Interviewten in diesem Spektrum setzen sich kritisch mit tradierten Rollenbildern auseinander,

reflektieren eigene Prägungen und fordern aktiv eine partnerschaftliche Neuverteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit. Diese Haltungen gehen häufig mit einer Ablehnung von binären Geschlechterzuschreibungen, einer hohen Sensibilität für strukturelle Barrieren und einer politischen Dimension von Gleichstellung einher. Männlichkeit wird hier nicht als Gegenpol zur Fürsorge gedacht, sondern gerade durch Verantwortung, Emotionalität und Beziehungskompetenz neu definiert – im Sinne des Konzepts „*Caring Masculinities*“. Gleichstellung ist in diesem Modell keine Verzichtserzählung, sondern ein emanzipatorisches Ziel – individuell wie gesellschaftlich.

Ein zentrales Thema in vielen Interviews ist die ökonomische Dimension von Geschlechterverhältnissen. Der Gender Pay Gap wird nicht nur als abstrakte Statistik wahrgenommen, sondern als strukturierende Kraft in der Lebensrealität: **Wer weniger verdient, bleibt daheim** – meist sind das die Frauen*. Damit zeigt sich: Ökonomische Ungleichheit wirkt nicht nur nachgelagert, sondern ist ursächlich für geschlechterasymmetrische Arbeitsteilung und Entscheidungsmacht.

Gleichgeschlechtliche und queere Elternschaften werden – wenn in den Interviews überhaupt erwähnt – als Ausnahme oder im Zusammenhang mit institutionellen Hürden thematisiert. Die vorherrschende Denkfigur bleibt das heteronormative „Zwei-Eltern Modell“. Diese Leerstelle verweist auf die anhaltende strukturelle Unsichtbarkeit geschlechtlicher und familiärer Vielfalt in Diskursen wie im Alltag.

Normativer Wandel mit strukturellen Bremsspuren

Die Ergebnisse zu Geschlechterrollenhaltungen und Gleichstellung zeigen eine Gesellschaft im Wandel – mit erheblichem Reformpotenzial, aber auch deutlichen Ambivalenzen. Während die explizite **Zustimmung zu Gleichstellung hoch** ist, **wirken traditionelle Rollenmuster und heteronormative Leitbilder** in den **Alltagspraxen fort**. Die Zustimmung zu progressiven Aussagen ist häufig nicht gleichbedeutend mit gelebter Gleichstellung.

Tief verankerte und gleichzeitig widersprüchliche gesellschaftliche Leitbilder zu Geschlecht und Gleichstellung haben ihren **Ursprung** in der gelebten **familiären Praxis der Herkunftsfamilie**. Die Art und Weise, wie Sorge- und Erwerbsarbeit in der Kindheit erfahren wurde, prägt nicht nur implizit die Wahrnehmung von Normalität und Gerechtigkeit, sondern bildet eine zentrale Grundlage für spätere Geschlechterrollenorientierungen. Die Reproduktion geschlechterhierarchischer Zuständigkeiten wird damit über biografische Erfahrungen, symbolische Ordnungen und alltägliche Beobachtungen frühzeitig verinnerlicht – ein Umstand, der in den quantitativen wie qualitativen Daten der GEQ-AT Studie empirisch nachgezeichnet wird.

2. Geschlechterverhältnisse in der Herkunftsfamilie – Care-Arbeit als prägende Erfahrung

Die Analyse der familialen Arbeitsteilung in der Herkunftsfamilie liefert zentrale Einsichten in die frühe Sozialisation von Geschlecht und die Reproduktion von Ungleichheiten. Die Verteilung von Sorge- und Erwerbsarbeit während der Kindheit der Befragten war überwiegend stark geschlechtsspezifisch strukturiert – mit weitreichenden Folgen für gegenwärtige Einstellungen und Handlungsmuster.

Weibliche Care-Zuständigkeit als Normalfall

Die repräsentativen Befragungsdaten verdeutlichen, dass Care-Arbeit in den **Herkunftsfamilien** der Befragten (Personen ab 18 Jahren) in klarer Mehrheit von den **Frauen*** geleistet wurde. In fast zwei Dritteln der Fälle (65%) übernahm ausschließlich oder überwiegend die Mutter die Sorgearbeit, während der Vater nur in rund 7% der Fälle als primäre Care-Person genannt wurde. Eine gleichwertige Aufteilung der Care-Arbeit zwischen den Elternteilen wurde nur von 21% der Befragten angegeben.

Deutlich wird zudem, dass diese traditionelle Rollenverteilung über Generationen hinweg kaum differenziert war – weder zwischen Altersgruppen noch nach Bildung oder Wohnort. Das Bild einer sorgenden Mutter und eines erwerbstätigen Vaters stellte somit ein zentrales **kollektives Deutungsmuster** dar, das in der Erinnerung und Erfahrung der Befragten die familiäre Normalität prägte. Diese geschlechterstereotype Arbeitsteilung blieb auch dann dominant, wenn Mütter* erwerbstätig waren – was auf eine hohe Doppelbelastung von Frauen* in diesen Familien hindeutet.

Ein besonders bedeutsamer Befund: **Je stärker die Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie ungleich** verteilt war, **desto häufiger** vertreten die Befragten auch **heute traditionelle Einstellungen zu Geschlechterrollen**. Dies unterstreicht den prägenden Einfluss der familialen Arbeitsteilung auf die Entwicklung geschlechterspezifischer Haltungen im Erwachsenenalter.

Alltagspraxis, Sichtbarkeit und symbolische Ordnung

Die Interviews vertiefen diese Befunde und machen erfahrungsnahe Deutungsmuster sichtbar. In der Rückschau der Befragten erscheint die Mutter fast durchgängig als zentrale Bezugsperson im Alltag – zuständig für emotionale Zuwendung, Alltagsorganisation und kindliche Bedürfnisse. Der Vater wird hingegen häufig als „abwesend“ oder „nicht zuständig“ beschrieben – entweder räumlich (z. B. durch lange Arbeitszeiten oder Trennung) oder funktional (z. B. durch Distanz zur Care-Praxis).

Die **väterliche Beteiligung** an Sorgearbeit beschränkt sich in vielen Erzählungen auf **punktu-elle** Aktivitäten – etwa das Abholen vom Kindergarten, handwerkliche Aufgaben oder Freizeitgestaltung. Diese Tätigkeiten werden in vielen Fällen als bedeutsam erinnert und klar von der alltäglichen Care-Verantwortung abgegrenzt. Die **erinnerungskulturellen Überhöhungen**

episodischer väterlicher Präsenz kontrastieren mit der unsichtbaren Dauerarbeit der Frauen*. Hier zeigt sich Macht nicht in direkter Abwertung weiblicher Sorgearbeit, sondern in deren impliziter Entwertung durch Abwesenheit, bei gleichzeitiger Aufwertung männlicher Ausnahmehandlungen. Väter, die punktuell Care-Aufgaben übernehmen, erleben sich häufig selbst als modern und fortschrittlich – obwohl die grundlegende Lastverteilung unangetastet bleibt. Diese Konstellationen sind Ausdruck eines geschlechterhierarchischen Diskurses, der weibliche Sorgearbeit entwertet, indem er sie als selbstverständlich und männliche als besonders markiert.

Gleichzeitig zeigen sich in den Interviews auch Ambivalenzen und Reflexionsprozesse: Einige Befragte äußern Bedauern über die emotionale Distanziertheit der Väter oder die Überforderung der Mütter. Einzelne Männer* berichten, dass sie im Rückblick die geringe väterliche Präsenz in ihrer Kindheit als Verlust erlebt haben und deshalb heute aktiv versuchen, Verantwortung in der eigenen Familie anders zu gestalten. Solche Aussagen markieren den Übergang von einer unreflektierten Reproduktion zu einem kritischen Infragestellen habitualisierter Rollenmuster – im Sinne eines biografischen Lernprozesses.

Intergenerationale Prägung und strukturelle Persistenz

Die Ergebnisse machen deutlich, dass die traditionelle geschlechterspezifische Aufteilung von Sorge- und Erwerbsarbeit in der Herkunftsfamilie ein zentrales Sozialisationsmuster darstellt, das langfristige Wirkungen entfaltet. Die Interviews zeigen, wie diese Erfahrungen implizit in heutige Vorstellungen von Zuständigkeit, Rollenverhalten und Normalität eingeschrieben sind – bei allen Geschlechtern. Gleichzeitig wird in einzelnen Fällen sichtbar, dass diese Muster infrage gestellt und transformiert werden können – etwa durch bewusste Abgrenzung, emotionale Neubewertung oder politisches Bewusstsein.

Für Gleichstellungspolitik und Gewaltprävention bedeutet das: **Familiäre Care-Verhältnisse** müssen **nicht nur als individuelle Entscheidung, sondern als strukturierender Sozialisationsraum** verstanden werden. Wer in einem Umfeld aufwächst, in dem Fürsorge weiblich konnotiert und männliche Abwesenheit normalisiert wird, übernimmt diese Ordnung nicht selten als implizite Grundlage für das eigene Handeln. Umgekehrt kann die Erfahrung geteilter Sorgearbeit ein Ressourcenkapital darstellen, das im Erwachsenenleben zu egalitären Orientierungen beiträgt.

3. Partnerschaft heute: Arbeitsteilung, Entscheidungen und Ressourcen

Care-Arbeit – Persistenz tradierter Muster trotz Gleichstellungsideal

Auch die Analyse der aktuellen Arbeitsteilung in Partnerschaften offenbart eine grundlegende Ambivalenz zwischen dem normativen Ideal gleichberechtigter Aufgabenteilung und der alltäglichen Praxis, die vielfach von geschlechterspezifischer Ungleichheit geprägt bleibt. Während Gleichstellung als gesellschaftlicher Wert weitgehend anerkannt ist, zeigt sich in der konkreten Organisation von Haushalts- und Sorgearbeit eine erhebliche Asymmetrie, die besonders zu Lasten von Frauen* geht.

Frauen* übernehmen weiterhin den Großteil unbezahlter Arbeit

Die Ergebnisse der repräsentativen Befragung zeigen klar: Frauen* übernehmen nach wie vor den Großteil der alltäglichen Haushaltsaufgaben – etwa Wäschewaschen, Einkaufen, Kochen und Putzen –, während Männer* sich eher auf Tätigkeiten wie Reparaturen oder Gartenarbeit konzentrieren. Lediglich 16% der Befragten berichten von einer ausgeglichenen Verteilung der Haushaltsaufgaben. Auffällig ist zudem die Wahrnehmungsdifferenz: Während 75% der Frauen* angeben, die Haushaltsarbeit (eher) selbst zu erledigen, geben 62% der Männer* an, dass diese Aufgaben (eher) von Partner*innen übernommen werden. Diese Kluft verweist auf eine **doppelte Unsichtbarkeit weiblicher Care-Arbeit** – sie ist nicht nur real ungleich verteilt, sondern wird auch von männlichen Befragten unterschätzt.

Ein besonders massiver Einschnitt in der Aufgabenteilung stellt die **Geburt des ersten Kindes** dar. Während bei kinderlosen Paaren noch 25% eine gleichmäßige Hausarbeitsverteilung angeben, sinkt dieser Anteil bei Eltern auf 14%. Das klassische Muster – Männer* steigern oder halten ihre Erwerbsarbeit, Frauen* reduzieren sie und übernehmen den Großteil der Care-Arbeit – setzt sich damit spätestens nach dem Übergang zur Elternschaft durch. Auch die Tätigkeiten der Kinderbetreuung und -erziehung sind nach wie vor weiblich konnotiert: Frauen* kümmern sich deutlich häufiger um täglich anfallende Versorgungsarbeiten (z. B. Essen zubereiten, Windeln wechseln), die Betreuung bei Krankheit sowie Spiel- und Freizeitaktivitäten. Auch erzieherische Tätigkeiten wie dem Kind Grenzen setzen oder es verbal zurechtweisen liegen überwiegend in ihrer Verantwortung. Letztere werden jedoch von männlichen Befragten etwas häufiger als Aufgaben eingeschätzt, die eher (16%) oder hauptsächlich (14%) sie selbst übernehmen, oder gemeinsam mit der Partnerin übernehmen. Insgesamt bewerten Männer* die Aufteilung dieser Aufgaben häufiger als gleichmäßig verteilt, während Frauen* stärker eine ungleiche Verteilung wahrnehmen.

Deutlich werden zudem signifikante Unterschiede entlang sozio-ökonomischer Merkmale. In urbanen Räumen ist die Aufgabenteilung tendenziell egalitärer als im ländlichen Bereich. So geben 24% der in Großstädten lebenden Paare an, Kinderbetreuungsaufgaben gleichmäßig zu teilen, während dieser Anteil in mittelgroßen Städten und ländlichen Gemeinden nur bei jeweils 10% liegt. Der **ländlich-urbane Unterschied** ist geschlechtsspezifisch besonders ausgeprägt: 81% der Frauen* in ländlichen Regionen übernehmen die Kinderbetreuung (eher) allein,

während dieser Anteil in Großstädten bei 58% liegt. Bei den Männern* zeigt sich ein umgekehrtes Muster: 40% der Großstadt-Männer* geben an, diese Aufgaben (eher) selbst zu übernehmen – im ländlichen Raum liegt dieser Wert bei nur 14%. Auch das **Bildungsniveau** hat Einfluss: Je höher der Bildungsabschluss, desto häufiger wird eine gleichmäßige Aufgabenteilung berichtet. Befragte mit tertiärem Abschluss – unabhängig vom Geschlecht – zeigen am ehesten egalitäre Aufgabenteilungen.

Die Rolle von Frauen* in der Care-Arbeit: Differenzierungen von Positionierungen und Praktiken im Spannungsfeld normativer Ordnungen und subjektiver Aushandlungen

Die Interviews verdeutlichen, dass Frauen* in der familialen Sorgearbeit sehr unterschiedliche Rollen einnehmen. Diese lassen sich in wiederkehrende Deutungsmuster fassen, die sowohl Kontinuität als auch Veränderung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung sichtbar machen:

- **Natural Caregiver** – Frauen* übernehmen Care-Arbeit als „natürliche“ Aufgabe, oft ohne bewusste Hinterfragung. Diese Selbstverständlichkeit stabilisiert tradierte Geschlechterordnungen, wird jedoch nicht immer als allein erfüllend erlebt, sodass viele parallel Räume der Selbstverwirklichung suchen.
- **Gestalter*innen gelebter Gleichstellung** – Frauen*, die Care-Aufgaben partnerschaftlich und bewusst gleichberechtigt organisieren. Voraussetzung sind strukturelle Ermöglicungen (z. B. flexible Arbeitszeiten) und egalitäre Haltungen beider Partner*innen.
- **Primärverantwortliche mit punktueller Unterstützung** – Frauen* tragen die Hauptlast praktischer und mentaler Care-Arbeit, während deren Partner*innen punktuell und meist nach Aufforderung unterstützen. Die strukturelle Ungleichheit bleibt bestehen.
- **Wegbereiter*innen geteilter Verantwortung** – Frauen*, die aktiv auf eine gleichmäßigere Verteilung hinarbeiten, indem sie ihre Partner*innen anleiten, sensibilisieren und Verantwortungsübernahme fördern. Dies birgt Veränderungspotenzial, erhöht aber zugleich ihre eigene Mental Load.
- **Misstrauensgestützte Hauptverantwortung** – Frauen*, die Care-Aufgaben aus biografisch oder erfahrungsbedingt gewachsenem Misstrauen gegenüber männlicher Care-Praxis nicht oder nur schwer delegieren können.

Diese Muster zeigen: Care-Arbeit ist kein einheitlicher Erfahrungsraum, sondern ein komplexes Geflecht aus habitualisierten Rollenvorstellungen, partnerschaftlicher Aushandlung, biografischen Prägungen und strukturellen Rahmenbedingungen.

Ergänzt wird dieses Bild durch die Rolle generationeller Bezugspersonen – insbesondere Mütter und Schwiegermütter –, die als Care-Netzwerke, aber auch als Träger*innen tradierter Rollenvorstellungen wirksam sind. Ihre Einflussnahme variiert entlang von Bildungsstand, sozialer Lage, Migrationsgeschichte und Wohnort. In vielen Fällen sichern sie durch praktische Hilfe die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, zugleich fungieren sie als normative Instanzen, die Gleichstellungsbemühungen junger Eltern konterkarieren können. Konflikte über Rollenerwartungen

sind generationell, milieuspezifisch und kulturell codiert und machen deutlich, dass Care-Arbeit nicht nur in der Gegenwart, sondern auch intergenerational als Ort der Aushandlung von Geschlechterverhältnissen zu verstehen ist.

Männlichkeiten in der Care-Arbeit: Differenzierungen aktueller Beteiligungsformen zwischen Reproduktion, Reflexion und Transformation

Die qualitative Analyse männlicher Beteiligung an Care-Arbeit zeigt ein vielschichtiges Bild: Männlichkeitspraxen in der Sorgearbeit sind keineswegs homogen, sondern oszillieren zwischen Reproduktion traditioneller Muster und reflexiver Aushandlung sowie transformatorischer Praxis. Vier zentrale Beteiligungstypen lassen sich herausarbeiten:

1. **Caring Masculinities** – Männer* übernehmen Care-Arbeit gleichberechtigt, teilen Verantwortung für Haushalt, Kinderbetreuung und Mental Load und verstehen Fürsorge als Teil männlicher Lebensentwürfe. Häufig basieren diese Arrangements auf strukturellen Ressourcen (flexible Arbeitszeiten, ökonomische Sicherheit) und bewusster Abkehr von hegemonialen Männlichkeitsnormen. *Sie wirken potenziell transformativ, da sie Gleichstellung als selbstverständlichen Bestandteil männlicher Lebenspraxis etablieren.*
2. **Helfende Männlichkeiten** – Männer* beteiligen sich punktuell an Care-Aufgaben, bleiben aber außerhalb der primären Zuständigkeit. Die Hauptverantwortung für Organisation und Planung liegt bei den Partner*innen; männliche Beteiligung erfolgt meist „auf Zuruf“. *Dieses Muster entlastet kurzfristig, stabilisiert aber langfristig tradierte Macht- und Zuständigkeitsasymmetrien.*
3. **Podestmännlichkeiten** – Männer* übernehmen zeitlich begrenzte, als außergewöhnlich inszenierte Care-Phasen (z. B. Karenz, Papamonat), die als Gleichstellungsbeitrag hervorgehoben werden, ohne dass sich die strukturelle Arbeitsteilung dauerhaft verändert. Gleichstellung erscheint hier als symbolischer Gestus, während traditionelle Zuständigkeiten fortbestehen. *Sie erzeugen ein Modernitätsnarrativ, das reale Ungleichheiten rhetorisch überdeckt.*
4. **Hybridmodelle** – Männer* übernehmen je nach Lebensphase, Erwerbssituation und individueller Absprache substanziell Care-Verantwortung, ohne sich zwingend auf ein normatives Konzept wie Caring Masculinities zu beziehen. Zuständigkeiten werden flexibel und bedarfsorientiert verteilt, oft nach individuellen Kompetenzen und Vorlieben. *Diese Modelle eröffnen Spielräume für Veränderung, bleiben jedoch anfällig für Rückfälle in traditionelle Muster, wenn äußere Bedingungen sich verschlechtern.*

Männliche Carepraxen bewegen sich zwischen Reproduktion traditioneller Rollen, pragmatischer Anpassung und bewusster Transformation. Ihre Ausgestaltung hängt stark von strukturellen Rahmenbedingungen, biografischer Sozialisation und partnerschaftlichen Aushandlungsprozessen ab. Care-Arbeit erweist sich damit als zentrales Feld, in dem Männlichkeiten neu verhandelt – oder im Bekannten verankert – werden.

Gleichstellung bleibt strukturell blockiert – Care bleibt weiblich, Männlichkeit „nicht-fürsorgend“

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Trotz egalitärer Überzeugungen und eines breiten gesellschaftlichen Konsenses über Gleichstellung in Partnerschaften klafft eine tiefe Lücke zwischen Anspruch und Alltagspraxis. Die Care-Arbeit bleibt überwiegend weiblich – mit allen strukturellen, sozialen und gesundheitlichen Konsequenzen für Frauen*. Diese Ungleichheit wird durch kulturell verankerte Rollenerwartungen, ökonomische Anreize und fehlende strukturelle Alternativen stabilisiert – nicht-fürsorgende Männlichkeitsnormen bleiben weitgehend unangetastet.

Aufteilung von Erwerbsarbeit und ökonomischen Ressourcen

In der GEQ-AT Studie treten geschlechtsspezifische Unterschiede in der Verteilung von Erwerbsarbeit und ökonomischer Ressourcen deutlich hervor. Die Erkenntnisse decken sich mit aktuellen statistischen Befunden. Zwar unterscheiden sich Männer* und Frauen* in der Studie kaum hinsichtlich der Erwerbsbeteiligung insgesamt, wohl aber hinsichtlich des Arbeitsausmaßes: Männer* arbeiten deutlich häufiger in Vollzeit, während Frauen* überproportional von 21 bis 30 Wochenstunden erwerbstätig sind. Über die Hälfte der Männer* gibt an, mehr Erwerbsarbeit zu leisten als ihre Partner*innen; spiegelbildlich berichten Frauen* mehrheitlich, dass ihr Partner*innen mehr Erwerbsarbeit leistet als sie. Nur ein Drittel der Befragten erlebt die Erwerbsarbeit innerhalb der Partnerschaft als gleich verteilt, und lediglich 8% der Frauen* geben an, selbst mehr Erwerbsarbeit zu leisten.

Diese Unterschiede spiegeln sich auch in den Einkommen wider: Während die Stundenverdienste von Frauen* aktuell in Österreich im Schnitt 19% unter jenen der Männer* liegen – ein Gender Pay Gap, der deutlich über dem EU-Durchschnitt liegt –, gibt mehr als zwei Drittel der befragten Frauen* an, dass ihr Partner*innen (deutlich) mehr Geld zur Verfügung haben. Umgekehrt trifft dies nur auf 17% der befragten Männer* zu. Ein vergleichbares Einkommensniveau innerhalb der Partnerschaft wird von knapp 23% der befragten Frauen* und rund 29% der befragten Männer* angegeben.

Diese Disparitäten sind keine rein individuellen Phänomene, sondern Ausdruck struktureller Ungleichheiten in Erwerbsarbeit und familialer Rollenverteilungen. Die ungleiche Verteilung von Erwerbsarbeit führt nicht nur zu ungleichen Einkommen im Hier und Jetzt, sondern hat langfristige Folgen für soziale Sicherheit, Altersvorsorge und Entscheidungsmacht innerhalb der Partnerschaft. Damit stellt sie ein zentrales Hindernis auf dem Weg zu tatsächlicher ökonomischer Gleichstellung dar.

Entscheidungen

Entscheidungsprozesse innerhalb von Familien sowie Paarkonstellationen sind ein zentrales Feld geschlechterbezogener Machtverhältnisse. Sie prägen nicht nur die alltägliche Organisation des Zusammenlebens, sondern wirken tief in Selbstverständnisse, Rollenerwartungen und soziale Positionierungen hinein. Die Analyse der GEQ-AT Studie zeigt: Wer in der Familie das

„letzte Wort“ hat, ist nicht bloß eine organisatorische Frage – es geht um symbolische Ordnung und subjektive Selbstwirksamkeit.

Die quantitativen Ergebnisse belegen eine vermeintlich ausgeglichene Entscheidungsstruktur: Rund 59% der Befragten geben an, Entscheidungen gemeinsam zu treffen. Weitere 13% berichten von einer wechselnden Entscheidungspraxis. Dennoch zeigt sich bei knapp einem Drittel eine klare Asymmetrie, wobei Frauen* häufiger das letzte Wort haben als Männer* – ein Befund, der differenziert betrachtet werden muss. Denn in der qualitativen Analyse wird deutlich, dass **weibliche Entscheidungsmacht oft an Legitimationen geknüpft** ist, etwa besondere Kompetenzen oder funktionale Notwendigkeiten. Männliche Entscheidungsmacht hingegen erscheint in vielen Fällen als selbstverständlich und kulturell legitimiert.

Inwiefern ein Zusammenhang des Entscheidungsverhaltens der Eltern und jenem in der eigenen Partnerschaft besteht, ist nicht eindeutig. Bei den männlichen Befragten ist kein Zusammenhang des jetzigen Entscheidungsverhaltens in der Partnerschaft mit dem in der Herkunftsfamilie feststellbar. Bei den **weiblichen Befragten** zeigt sich hingegen, dass häufiger ein **gemeinsames Entscheidungsverhalten in der Partnerschaft** besteht, **wenn dies auch in der Herkunftsfamilie** der Fall war.

Ein Blick in Entscheidungsmuster der Herkunftsfamilie lässt drei dominante Typen familialer Entscheidungspraktiken – basierend auf dem Olson-Modell – hervortreten, die geschlechtlich unterschiedlich legitimiert und erlebt werden:

Starre, hierarchische Systeme – männlich dominierte Entscheidungsstrukturen. In zahlreichen Interviews werden Herkunftsfamilien als stark hierarchisiert beschrieben: Die Entscheidungsgewalt lag zumeist selbstverständlich bei Vätern oder Großvätern. Diese „starren Systeme“ zeichnen sich durch geringe Flexibilität und kaum partizipative Kommunikation aus. Die Autorität männlicher Familienmitglieder wird dabei nicht begründet, sondern als natürliche Ordnung akzeptiert – ein Ausdruck tief verankerter patriarchaler Normen. Weibliche Stimmen bleiben in diesen Konstellationen marginal oder an spezifische Rollen gebunden. Die Kohäsion erscheint oft funktional, jedoch asymmetrisch – ein Machtgefälle, das in der Herkunftsfamilie selten infrage gestellt wurde.

Legitimationspflichtige weibliche Entscheidungsmacht – Macht durch Ausnahme, nicht durch Gleichwertigkeit. Wo Frauen* Entscheidungsmacht innehatten, war diese meist an externe oder biografische Bedingungen geknüpft – etwa Sprachkompetenz, Führerschein, Wohnungsbesitz oder die Abwesenheit des Vaters. Weibliche Autorität wird in diesen Fällen als Abweichung vom männlich konnotierten „Normalfall“ erlebt und bedarf besonderer Rechtfertigung. Die symbolische Ordnung bleibt erhalten: Frauen* dürfen entscheiden, weil sie müssen, nicht weil sie gleichberechtigte Akteur*innen sind. Die Machtverhältnisse erscheinen hier verschoben, aber nicht transformiert – das System bleibt in seinen Grundzügen asymmetrisch.

Demokratische, flexible Entscheidungsmuster – Beteiligung nach Betroffenheit. In einem dritten Typus wird Entscheidungsfindung als dynamischer, beteiligungsorientierter Prozess beschrieben. Entscheidungen orientieren sich hier an Betroffenheit und Expertise, nicht an Geschlecht oder Autorität. Als eine in vielen Familien institutionalisierte Form gemeinsamer

Aushandlung wird der „Familienrat“ genannt, eine demokratische Kommunikationskultur, in der alle Beteiligten als handlungsfähige Subjekte anerkannt werden. Entscheidungsmacht wird geteilt, nicht delegiert. Diese „ausgewogenen Systeme“ im Sinne Olsons verbinden mittlere Kohäsion und Flexibilität mit hoher kommunikativer Qualität. Besonders auffällig: Diese Konsellationen fördern nicht nur Gleichstellung, sondern auch individuelle Selbstwirksamkeit und familiäre Resilienz.

Die qualitative Analyse zeigt, wie tief familial strukturierte Entscheidungsmuster mit gesellschaftlichen Geschlechternormen verwoben sind. Während **männliche Entscheidungsmacht meist unhinterfragt** bleibt, erscheint **weibliche Autorität als erklärungsbedürftig**. Demokratische und reflexive Muster erweisen sich als sozial wie individuell entwicklungsförderlich – sie sind jedoch auf strukturelle Rahmenbedingungen und kommunikative Kompetenzen angewiesen. Entscheidungsverhältnisse in Familien spiegeln somit nicht nur private Dynamiken, sondern gesellschaftliche Machtverhältnisse wider – und sie prägen nachhaltig, wie Geschlechtergerechtigkeit im Alltag gelebt wird.

„Wer arbeitet, wer sorgt – und wer entscheidet?“ Arbeitsteilung, Ressourcen und Gleichstellung in Partnerschaften

Die GEQ-AT Ergebnisse zeigen, dass geschlechterbezogene Ungleichheiten in der Arbeitsverteilung nicht isoliert betrachtet werden können, sondern in engem Zusammenhang mit sozioökonomischen Faktoren, normativen Leitbildern und familialen Sozialisierungsmustern stehen.

Erwerbsarbeit und Care-Aufteilung: Strukturierte Ungleichheiten

Die Ergebnisse der GEQ-AT Studie verdeutlichen, dass bezahlte und unbezahlte Arbeit eng miteinander verknüpft sind und diese Verbindung stark geschlechtsspezifisch geprägt ist. Bei Eltern mit kleinen Kindern sind deutlich weniger Frauen* (74%) als Männer* (94%) erwerbstätig, während bei Paaren ohne Kinder kaum Unterschiede bestehen. Hauptgrund für Teilzeitarbeit bei Frauen* sind Betreuungspflichten (40%), bei Männern* dagegen nur selten (7%). Diese ungleiche Erwerbsbeteiligung hat direkte ökonomische Folgen: Frauen* tragen die sogenannte *Motherhood Penalty* – Einkommens- und Karriereachteile durch Care-Arbeit – während Männer* ohne aktive Betreuungspflichten oft einen *Fatherhood Bonus* verzeichnen. Auch bei ähnlichem Erwerbsausmaß übernehmen Frauen* überproportional häufig die unbezahlte Haus- und Sorgearbeit – selbst dann, wenn sie mehr Erwerbsarbeit leisten als ihre Partner*innen. Umgekehrt ist bei Männern* eine ausgewogene Aufgabenteilung eher dann gegeben, wenn ihre Partner*innen mehr Stunden erwerbstätig sind. Care-Arbeit ist noch ungleicher verteilt als Hausarbeit: Nur 7% der Frauen* und 17% der Männer* berichten von einer ausgewogenen Verteilung. Männer* teilen Care-Arbeit am ehesten, wenn sie selbst in geringerem Ausmaß erwerbstätig sind, Frauen*, wenn sie in höherem Ausmaß erwerbstätig sind als ihre Partner*innen.

Ökonomische Ressourcen und Entscheidungsdynamik

Ein signifikanter Zusammenhang zeigt sich auch zwischen ökonomischer Gleichstellung in der Partnerschaft und der Aufteilung unbezahlter Care-Arbeit. Männer*, die sich in einer finanziell ausgewogenen Beziehung befinden, erleben häufiger auch eine gleichmäßig verteilte Hausarbeit. Zudem belegt die Studie, dass egalitäre Entscheidungsprozesse – etwa das gemeinsame „letzte Wort“ – mit einer ausgewogeneren Aufgabenverteilung korrelieren. Umgekehrt ist bei ungleicher Entscheidungsmacht auch die Verteilung der Care-Arbeit häufiger asymmetrisch. Diese Befunde verdeutlichen, dass Gleichstellung auf der Ebene von Ressourcen und Entscheidungsprozessen maßgeblich mitverantwortlich ist für eine gerechte Verteilung unbezahlter Arbeit.

Einstellungen, Fürsorglichkeit und Interaktionseffekte

Eine weitere Erkenntnis ist, dass es auf das Zusammenspiel von Einstellungen, Selbstbildern und relationalen Wahrnehmungen ankommt. Paarbeziehungen, in denen beide Partner*innen sich gegenseitig als ähnlich fürsorglich wahrnehmen, berichten am häufigsten über eine gleichmäßige Aufteilung von Haus- und Care-Arbeit. Umgekehrt ist bei einer ungleichen Wahrnehmung von Fürsorgebereitschaft auch die Arbeitsteilung unausgewogener. Allerdings wirken Einstellungen nicht linear: Zwar zeigt sich bei der egalitären Aufteilung der Hausarbeit eine klare Korrelation mit egalitären Überzeugungen, bei der Care-Arbeit hingegen berichten auch Personen mit traditionellen Rollenvorstellungen vereinzelt von Ausgewogenheit – ein Hinweis auf kontextspezifische Wirkungen.

Wirkfaktoren einer ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen

Eine geschlechtergerechte Verteilung von Erwerbsarbeit, Care-Arbeit und Entscheidungsmacht entsteht nicht zufällig, sondern beruht auf dem Zusammenspiel förderlicher Wirkfaktoren auf vier miteinander in Beziehung stehenden Ebenen: der individuellen Ebene (Onto), der Ebene der sozialen Beziehungen (Mikro), der organisationalen und institutionellen Ebene (Meso) sowie der gesellschaftlich-strukturellen Ebene (Makro). Anhand der Erkenntnisse aus den Interviews lassen sich diverse Wirkfaktoren identifizieren, die eine ausgewogene Aufteilung in Partnerschaften fördern.

Wirkfaktoren auf der individuellen Ebene (Onto)

Die individuelle Ebene erweist sich als zentral für eine gleichberechtigte Aufteilung von Erwerbsarbeit, Care-Arbeit und Entscheidungsmacht. Die qualitative Analyse zeigt, dass es weniger einzelne Eigenschaften als vielmehr ein Ensemble an Haltungen, Fähigkeiten und Reflexionsprozessen ist, das Menschen dazu befähigt, tradierte Rollenmuster zu hinterfragen und gerechtere Lebensmodelle zu gestalten.

- Ein zentraler Wirkfaktor ist eine **progressive Geschlechterrollenhaltung**, die es Individuen ermöglicht, stereotype Arbeitsteilung kritisch zu reflektieren und alternative Modelle aktiv umzusetzen. In einigen Fällen kann sich ein Gleichstellungshandeln erst

durch konkrete Lebensumstände (z. B. Karenz, Arbeitslosigkeit) herausbilden – was zeigt, dass die Entwicklung progressiver Einstellungen **prozesshaft** ist.

- Eng damit verknüpft ist die **Fähigkeit, unterschiedliche Standpunkte zu verstehen** – also die Bereitschaft, sich in die Lebensrealität anderer Personen einzufühlen. Diese Fähigkeit eröffnet ein vertieftes Verständnis für mentale Lasten, emotionale Arbeit und strukturelle Ungleichheiten – und wirkt sowohl in Paarbeziehungen als auch in Organisationen als Motor für faire Aushandlungsprozesse.
- Auch **Lebenssituationen mit besonderen Herausforderungen** (z.B. Krankheit) können als „Window of Opportunity“ wirken, wenn sie gewohnte Zuständigkeiten unterbrechen und neue Verantwortlichkeiten – etwa für Männer* in der Care-Arbeit – erfahrbar machen. Solche Erfahrungen können langfristige Perspektivwechsel anstoßen.
- Weitere zentrale Wirkfaktoren sind **Care-Orientierung** und die Haltung, dass **Lebenserfüllung nicht ausschließlich über Erwerbsarbeit definiert** wird. Wer Beziehungsarbeit als gleichwertig zur Erwerbsarbeit begreift, ist eher bereit, Care-Verantwortung aktiv zu übernehmen – ohne dies als persönlichen oder gesellschaftlichen Statusverlust zu erleben. Diese Haltung ermöglicht, fürsorgliche Lebenspraxen abseits einschränkender hegemonialer Männlichkeitsnormen zu entwickeln.
- Wichtig sind auch die **praktischen Wege der Selbstreflexion**: Lesen, Schreiben, kreative Ausdrucksformen unterstützen Menschen darin, gesellschaftliche Erwartungen zu hinterfragen, persönliche Grenzen zu erkennen und Handlungsräume neu zu definieren. Reflexion ermöglicht es, kognitive Dissonanzen zwischen eigenen Überzeugungen und tatsächlichem Verhalten zu erkennen – und gegebenenfalls zu verändern.
- Auch die **transgenerationale Weitergabe feministischer Werte** spielt eine prägende Rolle: Wer von klein auf vermittelt bekommt, dass finanzielle Unabhängigkeit, partnerschaftliche Verantwortung und Gleichberechtigung essenziell sind, trifft mit höherer Wahrscheinlichkeit eigenständige und gerechte Entscheidungen – sowohl in der Berufs- als auch in der Familienplanung.

Wirkfaktoren auf der Ebene sozialer Beziehungen (Mikro)

Auf der Mikro-Ebene – also in den direkten sozialen Beziehungen, insbesondere in Paarbeziehungen und familiären Netzwerken – entscheidet sich wesentlich, ob und wie Ressourcen wie Erwerbsarbeit, Care-Arbeit und Entscheidungsmacht aufgeteilt werden. Die qualitative Analyse zeigt, dass dabei insbesondere bewusste Aushandlungsprozesse, Beziehungsqualität, soziale Unterstützung und die emotionale Offenheit beider Partner*innen zentrale Wirkfaktoren darstellen.

- Ein stabiler Einflussfaktor ist ein **funktionierendes informelles Betreuungsnetz**, etwa durch Großeltern, Verwandte, Nachbar*innen und/oder Freund*innen. Solche Netzwerke ermöglichen nicht nur einen früheren Wiedereinstieg in die Erwerbsarbeit für Frauen*, sondern schaffen auch emotionale Entlastung und gewährleisten

organisatorische Flexibilität. Gleichzeitig zeigt sich aber auch, dass externe Hilfe nicht automatisch zu mehr Gleichstellung führt – etwa dann, wenn die Care-Arbeit durch Dritte kompensiert wird, anstatt partnerschaftlich neu verteilt zu werden.

- Zentral ist zudem die **bewusste Planung und Aushandlung der Care-Arbeit – idealerweise bereits vor der Geburt eines Kindes**. In jenen Fällen, in denen Arbeitsteilung proaktiv vereinbart wurde, entstehen deutlich gleichberechtigtere Strukturen. Fehlt eine solche Vorabklärung, reproduzieren sich häufig tradierte Rollenmuster – mit der Folge, dass Frauen* in die Hauptverantwortung „rutschen“, während Männer* im Erwerbsfokus verbleiben.
- Entscheidend ist darüber hinaus das Vorhandensein eines „**Brave Space**“ – eines geschützten Rahmens für Offenheit, Verletzlichkeit und gleichberechtigte Aushandlung. Wo es gelingt, Emotionen und Bedürfnisse offen zu kommunizieren, können auch tradierte Rollenerwartungen hinterfragt und individuelle Lösungen gefunden werden. Dies fördert nicht nur die gerechte Verteilung von Aufgaben, sondern auch eine emotionale Gleichwertigkeit in der Beziehung.
- Ein weiterer starker Wirkfaktor ist die **aktive Beziehungspflege** („Care for Relationship“): Wenn Paare regelmäßig Zeit füreinander einplanen, emotionale Lasten sichtbar machen und sich gegenseitig wertschätzen, schafft dies Raum für geteilte Verantwortung – auch jenseits der Elternrolle.
- Im Alltag selbst zeigt sich, dass **gegenseitige Unterstützung, flexible Rollenverteilungen und offene Kommunikation** tragende Säulen geschlechtergerechter Arbeitsteilung sind. Paare, die starre Vorstellungen von „Männer- und Frauenaufgaben“ bewusst ablehnen, persönliche Grenzen respektieren und ihre Routinen gemeinsam aushandeln, gestalten ihren Alltag gerechter – und schaffen Bedingungen, in denen Care-Arbeit geteilt, Erwerbsarbeit angepasst und Entscheidungsmacht gemeinsam ausgeübt wird.

Wirkfaktoren auf der Ebene von Organisationen und Netzwerken (Meso)

Auf der Meso-Ebene – also in Organisationen, Arbeitskontexten, lokalen Netzwerken und Bildungseinrichtungen – wird der Alltag von Paaren und Familien strukturell mitgestaltet. Die qualitative Analyse zeigt, dass hier jene Rahmenbedingungen geschaffen (oder verhindert) werden, die eine gleichberechtigte Aufteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit ermöglichen. Einige zentrale Wirkfaktoren stechen hervor:

- Immer wieder wurde in den Erzählungen auf **Gemeinwesen-Projekte** hingewiesen, die Gleichstellung fördern, indem sie Care-Arbeit sozial einbetten und kollektive Verantwortung ermöglichen. Nachbarschaftliche Kinderbetreuung, Tauschbörsen oder gemeinschaftlich organisierte Räume schaffen nicht nur konkrete Entlastung, sondern können auch neue Rollenvorbilder unterstützen – etwa Männer*, die aktiv Care-Arbeit übernehmen. Darüber hinaus öffnen sie niedrigschwellige Räume für soziale und politische Teilhabe.

- **Caring Companies** – also fürsorglich gestaltete Arbeitsumfelder – wirken als wichtige Gleichstellungsmotoren. Flexible Arbeitszeitmodelle, Homeoffice, Teilzeitangebote für alle Geschlechter und eine Kultur der Wertschätzung elterlicher Verantwortung ermöglichen es auch Männern*, sich aktiver an Care-Arbeit zu beteiligen, und Frauen*, berufliche Ambitionen zu verfolgen. Unternehmen, die Fürsorge nicht als private Angelegenheit abtun, sondern institutionell unterstützen, tragen langfristig zum kulturellen Wandel bei.
- **Sensibilisierung durch Bildung** bildet die Grundlage für ein geschlechtergerechtes Bewusstsein. Schulen, Hochschulen und Erwachsenenbildungseinrichtungen, die stereotype Rollenvorstellungen aktiv hinterfragen, feministische Inhalte integrieren und Lernräume für alle Geschlechter öffnen, fördern reflexive Haltungen und Handlungskompetenz. Gleichzeitig zeigt die Analyse: Wo Bildungseinrichtungen traditionell bleiben – etwa in der geschlechtsstereotypen Fächerwahl oder der impliziten Ansprache – werden traditionelle Rollenmuster stabilisiert. Bildung wirkt also nur dann in Richtung Gleichstellung, wenn Rollenmuster bewusst reflektiert und Bildung explizit auf Gleichstellung ausgerichtet ist.
- **Professionelle Beratungsangebote** – ob psychosozial, rechtlich oder beruflich – sind wichtige Orte der Selbstermächtigung. Sie helfen, geschlechterbasierte Rollenmuster zu erkennen, individuelle Strategien für Care- und Erwerbsverteilung zu entwickeln und Konflikte in Beziehungen oder Beruf zu verhandeln. Beratung unterstützt dabei nicht nur Einzelpersonen, sondern wirkt auch strukturell – etwa durch Zusammenarbeit mit Betrieben, Bildungseinrichtungen oder politischen Entscheidungsträger*innen.
- **Netzwerke für Geschlechtergleichstellung** schaffen kollektive Räume des Austauschs, der Ermutigung und Sichtbarkeit. Frauennetzwerke stärken berufliche Karrieren, Vätergruppen fördern Care-Engagement, queere Netzwerke ermöglichen geschlechtervielfältige Perspektiven auf Sorgebeziehungen. Diese Strukturen normalisieren vielfältige Lebensmodelle und tragen zur langfristigen Transformation von Geschlechterrollen bei.

Wirkfaktoren auf struktureller Ebene (Makro)

Auf der Makro-Ebene – also in rechtlichen, wirtschaftlichen und politischen Strukturen – liegen zentrale Hebel für eine gerechtere Verteilung von Ressourcen wie Zeit, Geld und Entscheidungsmacht zwischen den Geschlechtern. Die qualitativen Interviews zeigen, dass Gleichstellung nicht allein vom individuellen Willen oder innerpartnerschaftlichen Aushandlungen abhängt, sondern maßgeblich von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bestimmt wird.

- **Bedarfsorientierte, formelle Kinderbetreuung** ist ein Schlüsselfaktor. Wenn Betreuungseinrichtungen mit flexiblen Öffnungszeiten und ausreichenden Kapazitäten verfügbar sind, können Eltern ihre Erwerbstätigkeit aufnehmen oder ausweiten, ohne dass die Qualität der Betreuung leidet. Umgekehrt führen unzureichende Angebote –

etwa Halbtagsplätze ohne Randzeitenbetreuung – zur Retraditionalisierung familialer Rollen, da die Last der Organisation und Versorgung weiterhin primär bei den Frauen* liegt. Eine gut ausgebaute Betreuung wirkt doppelt: Sie entlastet Familien konkret und verändert langfristig gesellschaftliche Rollenerwartungen, weil sie sichtbar macht, dass Care nicht nur privat-familiär geleistet werden muss.

- **Geringe oder keine Einkommensunterschiede** zwischen Partner*innen stärken die Entscheidungsspielräume für eine partnerschaftliche Aufteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit. Wenn das Einkommen des männlichen Partners deutlich höher ist, erscheint es finanziell „logisch“, dass er Vollzeit erwerbstätig bleibt, während die Frau* Teilzeit arbeitet – ein Mechanismus, der sich langfristig in Abhängigkeit, eingeschränkter Altersvorsorge und geringeren Aufstiegschancen niederschlägt. Einkommensgleichheit hingegen **erhöht die Verhandlungsfähigkeit beider Partner*innen** und bildet eine gerechte Basis für Planungen – sowohl bei der Kinderbetreuung als auch bei Karriereentscheidungen.
- **Arbeitsmarktdynamiken** können bestehende Geschlechterverhältnisse entweder verstärken oder aufbrechen. Eine steigende **Nachfrage am Arbeitsmarkt**, etwa durch Fachkräftemangel, zwingt Betriebe dazu, Arbeitsbedingungen zu verbessern – beispielsweise in Gesundheits- und Bildungsberufen. Höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen führen dazu, dass Care-Berufe gesellschaftlich aufgewertet werden und auch für Männer* attraktiver erscheinen. Gleichzeitig erleichtert der Arbeitskräftemangel den **Einstieg unterrepräsentierter Gruppen** in vormals segregierte Berufsfelder – was wiederum stereotype Rollenzuweisungen unterläuft.
- Die **Pension** kann als „Window of Opportunity“ wirken und festgefahrene Rollenverteilungen auch im späteren Leben aufbrechen. Viele Männer*, die sich während ihrer Erwerbsphase stark über die Versorgerrolle definierten, erleben in der Pension erstmals Handlungsspielräume für Care-Arbeit – etwa in der Betreuung von Enkel*innen, Pflege von Angehörigen oder im Haushalt. Diese späte Re-Orientierung ermöglicht neue familiäre Nähe, intergenerationelle Fürsorge und Reflexion über eigene Vaterrollen. Zwar geschieht dies meist nachträglich – doch es trägt zur **Veränderung kultureller Normen** bei, indem Fürsorgepraxen auch im männlichen Lebenslauf sichtbar werden.
- **Politische Rahmenbedingungen und gesetzliche Regelungen** sind grundlegende Strukturfaktoren. Die **Legitimität vielfältiger Familienmodelle** – auch rechtlich – schafft die Voraussetzung dafür, dass gelebte Vielfalt nicht in Unsicherheit oder Benachteiligung mündet. Ebenso entscheidend sind gesetzliche Regelungen zur Elternzeit. Aktuelle Karenzsysteme begünstigen oft ein traditionelles Modell (lange Karenz der Mutter, früher Wiedereinstieg des Vaters). **Gleichstellungsfördernd wirken „use-it-or-lose-it“-Modelle**, in denen beide Elternteile jeweils Anteile an Karenzzeiten zur Verfügung stehen, die nicht übertragen werden können – wie international

erfolgreiche Beispiele zeigen. Damit können Gleichstellungswünsche einer partnerschaftlichen Aufteilung von Arbeit **strukturell unterstützt und erleichtert** werden.

4. Gewalt

Die GEQ-AT Ergebnisse zeigen: **Gewalt ist ein vielschichtiges Phänomen**, das häufig im Verborgenen und in komplexen Beziehungskonstellationen stattfindet. Psychische Gewalt ist dabei am weitesten verbreitet, während körperliche und sexualisierte Gewalt weniger häufig auftreten, aber tiefgreifend wirken. Die **geringe Thematisierung aktueller Gewalt und eigener Täter*innenschaft** macht deutlich, dass Gewalt nach wie vor ein **gesellschaftliches Tabu** darstellt. Gewalt wird häufig nicht (an)erkannt, nicht benannt – und bleibt so auch für Hilfesysteme verborgen und nicht greifbar. Dies unterstreicht die Notwendigkeit von **Sensibilisierung, niedrigschwelligen Angeboten und struktureller Unterstützung**, um Gewalt in Partnerschaften frühzeitig zu erkennen und wirksam zu begegnen.

Formen der Gewalt und Gewaltkonstellationen in Partnerschaften

- Der überwiegende Teil der Befragten berichtet, in den letzten 12 Monaten **keine Gewalt** in der (aktuellen oder letzten) Partnerschaft erlebt zu haben (87% der Frauen*, 85% der Männer*). Wenn Gewalt vorkommt, handelt es sich **am häufigsten um psychische Gewalt** (11%), etwa in Form von Beschimpfungen, Demütigungen, Erpressung oder Kontrollverhalten.
- **Soziale Gewalt** (z. B. Kontaktverbote, Kontrolle persönlicher Gegenstände) tritt bei 3% der Frauen* und 6% der Männer* auf. **Materielle, körperliche und/oder sexualisierte Gewalt** haben jeweils unter 3% der Befragten in den letzten 12 Monaten erlebt. Letztgenannte Kategorien beinhalten schwerwiegende Gewaltformen wie das Erzwingen sexueller Handlungen.
- Auffällig ist, dass **keine signifikanten Unterschiede** entlang von Alter, Bildung oder Wohnort festgestellt wurden – Gewalt betrifft alle soziodemografischen Gruppen.

Umgang mit Gewalt und Unterstützungsstrategien

- Rund **die Hälfte der betroffenen Personen reagiert nicht aktiv** auf Gewalterfahrungen. 14% holen sich Hilfe – meist im privaten Umfeld (Familie, Freund*innen), seltener bei Polizei, Frauenhäusern oder professionellen Beratungsstellen. Dies weist auf **strukturelle und intrapersonelle Barrieren** im Zugang zu Hilfeangeboten hin.
- Ähnlich der Gewalterfahrung in der Partnerschaft wird auch bei **Gewaltausübung** seitens der Partner*innen häufig nicht reagiert – 46% der Befragten geben dies an. In 9% der Fälle haben gewalttätige Partner*innen professionelle Unterstützung in Anspruch genommen.

Eigene Gewaltausübung

- 7% der befragten Frauen* und 8% der Männer* geben an, in den letzten 12 Monaten selbst Gewalt ausgeübt zu haben – auch hier ohne signifikante Unterschiede zwischen diversen soziodemografischen Gruppen.

Verkettung mehrerer Gewaltformen

- In qualitativen Interviews wird sichtbar, dass Gewalt oft **nicht in einer Form**, sondern **in Kombination mehrerer Gewaltformen** auftritt – etwa psychische und körperliche Gewalt in eskalierenden Beziehungskonflikten.

Bagatellisierung, Normalisierung und Legitimierung von Gewalt

Die Interviews machen deutlich, dass Gewalt vielfach nicht als solche benannt oder erkannt wird, weil sie retrospektiv legitimiert, emotional entschärft oder moralisch gerechtfertigt wird.

Es fällt den Befragten leichter, über vergangene als über aktuelle Gewalt zu sprechen. Aktuelle Gewalterfahrungen werden oft nur zögerlich oder nach mehrfacher Nachfrage thematisiert. Übergriffe werden nicht immer als Gewalt erkannt oder benannt – insbesondere in Bezug auf körperliche Bestrafungen in der Kindheit oder emotionale Manipulationen in Partnerschaften.

Diese Mechanismen der Bagatellisierung und Normalisierung erschweren eine klare Benennung von Gewalt und wirken einer bewussten Auseinandersetzung mit Gewalterfahrungen entgegen. Sie zeigen zudem auf, wie tief gesellschaftliche Gewaltakzeptanz und -verdrängung in biografischen Erzählungen verankert sind – und dass Prävention auch bedeuten muss, mehr Wissen über Formen und Konstellationen von Gewalt zu übermitteln und auf konkrete Widerfahrnisse im Alltag Bezug zu nehmen.

Die Bagatellisierung bzw. Legitimierung von Gewalt zeigt sich in verschiedenen narrativen Strategien:

- **Bagatellisierung durch zeitliche und kulturelle Relativierung:** Gewalt in der Kindheit wird häufig als „normal“ in einem bestimmten zeitlichen Kontext geschildert. Aussagen wie „Das war halt eine andere Zeit“ deuten darauf hin, dass Gewalt nicht als solche erkannt, sondern als historisch legitimes Erziehungsmittel wahrgenommen wird. Durch diese Einbettung in einen gewaltakzeptierenden Kontext wird die eigene Betroffenheit bagatellisiert.
- **Verharmlosung durch emotionales Framing:** Gewalthandlungen werden teilweise humorvoll oder als harmlos beschrieben, etwa wenn Befragte darüber sprechen, dass das Verfolgen mit einem Hausschuh „eher entspannt“ gewesen sei. Die Bedrohung oder tatsächliche Gewalt wird dadurch als spielerisch oder unbedeutend umgedeutet, wodurch ihre problematische Dimension verdeckt bleibt.
- **Legitimation durch moralische Eigenschuldzuweisung:** In einigen Fällen wird Gewalt als berechtigte Sanktion dargestellt, wer „goschert“ sei, habe eine „Watschen

verdient“. Diese Argumentation legitimiert Gewalt als notwendige Reaktion auf Fehlverhalten und verschiebt die Verantwortung weg von Täter*innen hin zu Betroffenen.

- **Normalisierung durch positive Rahmung:** Gewalt wird teilweise in ein Narrativ eingebettet, das andere Aspekte des Zusammenlebens positiv hervorhebt. So wird etwa eine Kindheit trotz Gewalt im sozialen Nahraum als „eigentlich schön“ und „versorgt“ beschrieben. Gewalt erscheint dabei als nebensächlicher Aspekt einer ansonsten als intakt empfundenen Familiensituation.
- **Unsichtbarkeit struktureller und intrapersonaler Gewalt:** Während viele Erzählungen auf interpersonale Gewalt hinweisen (ohne sie als solche zu benennen), bleibt strukturelle Gewalt (z. B. durch Armut, Ausschluss, Ungleichheit) weitgehend unsichtbar. Auch intrapersonale Gewalt (z. B. Selbstabwertung) wird kaum als solche benannt. Die Auswertung zeigt: sichtbare und direkte Handlungen werden beschrieben – subtile, systemisch eingebettete Formen der Gewalt bleiben verborgen.

Bedingungen für Gewalt und Nicht-Gewalt in Partnerschaften

Bedingungen auf individueller Ebene (Onto)

An dieser Stelle werden auf der Onto-Ebene individuelle Lebensgeschichten, Einstellungen und Kompetenzen beleuchtet, die Gewalt in Partnerschaften begünstigen oder ihr entgegenwirken. Die qualitativen und quantitativen Daten der GEQ-AT Studie zeigen deutlich, dass biografische Erfahrungen, persönliche Ressourcen sowie individuelle Reflexions- und Handlungskompetenzen zentrale Einflussfaktoren darstellen.

- **Biografische Prägung durch Gewalterfahrungen in der Kindheit:** Ein zentrales Ergebnis ist der Zusammenhang zwischen Gewalterfahrungen in der Kindheit und späterer Gewalt in Partnerschaften. Besonders das Miterleben oder Erleben von Gewalt in der Herkunftsfamilie erhöht das Risiko, in der aktuellen Partnerschaft, Gewalt zu erfahren oder selbst auszuüben. So liegt der Anteil gewaltvoller Partnerschaften bei jenen, die in der Kindheit Gewalt miterlebten oder selbst betroffen waren, bei rund 20%. Umgekehrt zeigt sich: Wer keine Gewalt in der Kindheit erlebt hat, ist deutlich seltener von Partnerschaftsgewalt betroffen. Die Interviews legen jedoch nahe, dass eine gewaltvolle Kindheit nicht zwangsläufig zu Gewalt im Erwachsenenleben führen muss – sie kann auch zu einer bewussten Ablehnung von Gewalt beitragen.
- **Resilienz und Selbstwirksamkeit:** Die Fähigkeit, schwierige biografische Erfahrungen zu verarbeiten und sich aktiv gegen Gewalt zu positionieren, wird in vielen Interviews beschrieben. Diese innere Stärke, etwa aus reflektierten Kindheitserfahrungen heraus, unterstützt Betroffene dabei, sich aus gewaltvollen Beziehungen zu lösen. Eng damit verknüpft ist das Konzept der Selbstwirksamkeit – also das Vertrauen in die eigene Fähigkeit, das eigene Leben und Konflikte aktiv und gewaltfrei zu gestalten. Selbstwirksamkeit wird häufig bereits in der Kindheit angelegt, etwa durch elterliche Förderung von Selbstständigkeit und Eigenverantwortung. In der Erwachsenenbeziehung zeigt

sie sich unter anderem in der aktiven Entscheidung zur Trennung aus einer untragbaren Partnerschaft.

- **Gewaltprävention durch Reflexion und Abgrenzung:** Ein weiteres Präventionsmerkmal ist die Fähigkeit zur kritischen Auseinandersetzung mit früheren Gewalterfahrungen und deren bewusster Ablehnung. Viele Interviewpartner*innen distanzieren sich aktiv von traditionellen Gewalt- oder Bestrafungsmustern, etwa aus der eigenen Kindheit. Diese Haltung wird teils durch berufliche Erfahrungen im Opferschutz, teils durch individuelle Reflexion gestützt. Die bewusste Entscheidung, es „anders zu machen“, ist zentral für eine gewaltfreie Beziehungsgestaltung.
- **Gleichberechtigung als Haltung:** In den Interviews zeigt sich, dass Gleichwertigkeit, Respekt und gegenseitige Anerkennung als Grundpfeiler gewaltfreier Partnerschaften verstanden werden. Besonders betont wird die Ablehnung patriarchaler Autoritätsansprüche – oft im Bewusstsein familiärer Vorprägungen und im Wunsch, diese nicht an eigene Kinder weiterzugeben.
- **Soziale und kommunikative Kompetenzen:** Zentrale Bedingungen für Nicht-Gewalt sind kommunikative Fähigkeiten wie Kompromissbereitschaft, Kritikfähigkeit, Emotionskontrolle und Konfliktlösungskompetenz. Befragte, die über ein gemeinsames Problemlösungsverhalten, eine dialogische Streitkultur und die Fähigkeit zur Deeskalation berichten, leben in gewaltfreieren Partnerschaften. Konflikte werden besprochen und respektvoll ausverhandelt. Das reduziert Eskalationsrisiken erheblich.
- **Selbstaufopferung als Risikofaktor:** Ein Risikomuster für Gewalt zeigt sich in der Selbstaufgabe und mangelnden Selbstfürsorge, insbesondere bei Personen mit starker familiärer Verantwortung. Die dauerhafte Zurückstellung eigener Bedürfnisse kann zu Erschöpfung, Frustration und erhöhtem Konfliktpotenzial führen. Dies wirkt als Nährboden für konflikthafte oder gewaltvolle Dynamiken, besonders dann, wenn normative Rollenvorstellungen die individuelle Handlungsmacht einschränken.

Bedingungen auf der Ebene sozialer Beziehungen (Mikro)

Die Mikro-Ebene zeigt, wie familiäre Machtverhältnisse, Kommunikationskulturen und soziale Praktiken die Wahrscheinlichkeit für Gewalt erhöhen oder verringern können.

- **Gleichberechtigte Entscheidungsfindung:** Zentrale Voraussetzung für Gewaltfreiheit ist die partizipative Aushandlung von Entscheidungen. Die quantitativen Daten belegen: Wenn Entscheidungen gemeinsam getroffen werden, ist das Risiko geringer, Gewalt zu erfahren. Besonders Frauen* sind häufiger von Gewalt betroffen, wenn der*die Partner*in das letzte Wort hat. Gemeinsame Entscheidungen stärken Autonomie und bilden einen zentralen Schutzfaktor gegen Gewalt. Umgekehrt sind kontrollierende Beziehungsverhältnisse, in denen finanzielle, soziale oder körperliche Autonomie eingeschränkt wird, bereits Gewaltverhältnisse.

- **Fürsorgliche Beziehungen:** Partnerschaftliches Handeln, das von Fürsorge, Interesse und Engagement geprägt ist, wirkt schützend. Wenn Partner*innen als sich „kümmernd“ wahrgenommen werden, ist Gewalt seltener. Umgekehrt erhöht ein wahrgenommenes Ungleichgewicht im Sorgeverhalten das Risiko für Gewalt.
- **Elternschaft und Care-Aufteilung:** Die Gestaltung von Elternschaft beeinflusst die Gewaltdynamiken wesentlich. Gewalt ist wahrscheinlicher bei Überforderungen, ungleicher Aufteilung von Care-Arbeit oder enttäuschten Erwartungen an Elternschaft. Besonders in der frühen Familienphase, aber auch durch Mehrfachbelastungen (Beruf, Mental Load, etc.), kann Überforderung zu Eskalationen führen. Gewalt tritt dann oft als Ausdruck von Kontrollverlust, Hilflosigkeit oder geschlechterrollenbedingter Überlastung auf. Umgekehrt tragen klare Erziehungsstrukturen, respektvolle Kommunikation mit Kindern und Partner*innen, kooperative Elternschaft auch nach Trennungen und die bewusste Entscheidung, ein Vorbild sein zu wollen, zur Gewaltreduktion bei.
- **Streitkultur und gewaltfreie Kommunikation:** Die Art, wie Konflikte geführt werden, entscheidet maßgeblich über Gewalt bzw. Nicht-Gewalt in Beziehungen. Eine konstruktive Streitkultur basiert auf Respekt, Emotionskontrolle, Kritikfähigkeit und Ich-Botschaften. Viele Interviewte beschreiben, dass sie Konflikte deeskalieren, etwa durch bewusst gesetzte, temporäre Pausen oder externe Unterstützung. Fehlende Streitkultur, etwa in Form von Vermeidung oder Schweigen stellt hingegen ein bedeutendes Gewaltrisiko dar. Gewaltfreie Kommunikation ist dabei nicht nur Technik, sondern Ausdruck einer bewussten Haltung des gegenseitigen Verstehens.
- **Familiäre Loyalitäten und soziale Netzwerke:** Familiäre Loyalitätsnormen können Gewalt begünstigen, wenn sie Grenzüberschreitungen legitimieren (beispielsweise „Familienprobleme klären wir intern, nicht mit Außenstehenden“). Das erschwert Betroffenen oft, sich abzugrenzen oder Hilfe zu holen. Gleichzeitig zeigt sich, dass das soziale Umfeld ambivalente Wirkungen haben kann: Während unterstützende Freund*innen und Familienmitglieder wichtige Ressourcen darstellen, können sie durch eigene Belastungen oder normative Rollenvorstellungen (z. B. Mutterrolle, Solidaritätspflichten) auch die Handlungsmöglichkeiten von Betroffenen einschränken.
- **Bagatellisierung als Gewalt-Bedingung:** Ein zentraler Mechanismus, der Gewalt aufrechterhält, ist ihre Bagatellisierung im Alltag. Wenn Gewalt beispielsweise als „verkräftbare Affektreaktion“ bagatellisiert wird, bleibt sie unerkannt und wird akzeptiert. Diese Haltung verhindert Reflexion und Veränderung und verstärkt gewaltvolle Beziehungsmuster.

Bedingungen auf institutioneller Ebene (Meso)

Auf der Meso-Ebene wirken Strukturen, Normen und Regeln von Institutionen wie Erwerbsarbeit, Bildungswesen, soziale Diensten oder Nachbarschaften nicht direkt, sondern über Rahmenbedingungen, die familiäre Machtverhältnisse, Überforderung oder Isolation beeinflussen und damit Gewalt begünstigen oder eindämmen können.

- **Erwerbsarbeit, Macht und Gewalt:** Besonders bedeutende Wirkfaktoren sind **Arbeitszeitverhältnisse** und die damit verknüpfte **ökonomische Machtverteilung** in Partnerschaften. Die quantitativen Daten zeigen: Bei gleich verteilter Erwerbsarbeitszeit berichten deutlich weniger Befragte von Gewalterfahrungen. Ungleichverteilung erhöht das Risiko von Partnerschaftsgewalt.
- **Beruflicher Stress und Überforderung:** Neben ökonomischen Faktoren wirkt auch beruflicher Stress als struktureller gewaltfördernder Faktor. Die Verdichtung von Anforderungen, beispielsweise in Ausbildung, Beruf und Familie, kann emotionale Überlastung begünstigen, die in Konflikten oder Gewalt mündet. Besonders problematisch ist das Fehlen institutioneller Entlastung (z. B. Kinderbetreuung), was Betroffene häufig an deren Belastungsgrenze bringt. Gewalt entsteht hier als Symptom struktureller Vernachlässigung, nicht nur als individuelle Fehlentscheidung.
- **Berufliche Autonomie als Schutzfaktor:** Beruflichem Stress gegenüber kann Autonomie im Beruf als Schutzfaktor wirken. Wenn Menschen über Handlungsspielräume verfügen – etwa, indem sie ihre Arbeitsbedingungen aktiv anpassen, Aufgaben neu verhandeln oder in ein anderes Team wechseln –, reduziert dies das Risiko, dass private Konflikte eskalieren. Eine Person veränderte beispielsweise bewusst ihr Arbeitsumfeld, um psychischer Belastung vorzubeugen – ein Schritt, der auch das Gewaltpotenzial im familiären Umfeld entschärfte.
- **Sozialer Druck und normative Kontrolle:** Auch soziale Umfelder, wie Nachbarschaften oder dörfliche Gemeinschaften, können sowohl fürsorglich als auch gewaltfördernd wirken. Sie können Schutz und Unterstützung bieten, etwa durch gegenseitige Hilfe im Alltag oder durch frühes Eingreifen bei Konflikten. Gleichzeitig kann jedoch, wenn Trennungen stigmatisiert sind oder Familien unter dem Druck stehen, ein ideales Bild aufrechtzuerhalten, ein Klima entstehen, in dem Probleme nicht offen thematisiert werden und keine Hilfe gesucht wird. Diese Form der sozialen Kontrolle kann zur Verdrängung oder Bagatellisierung von Gewalt führen – was langfristig zu ihrer Stabilisierung beiträgt.
- **Institutionelle Verantwortungslücken und Vertrauen:** Ein wiederkehrendes Motiv für Gewalt ist die strukturelle Überforderung von Institutionen. Fachkräfte im Bereich Kinder- und Jugendschutz berichten, dass Maßnahmen häufig erst erfolgen, wenn Gewalt bereits eskaliert ist. Die Ursachen liegen weniger in fehlender Verantwortung, sondern in Ressourcenmangel, Priorisierungszwängen und überfordernden Fallzahlen. Prävention bleibt so häufig aus, ein strukturelles Problem, das Gewalt nicht verhindert, sondern begünstigt.
- **Wissen als Ressource:** Ein bedeutender präventiver Faktor ist die Aneignung und Weitergabe von Fachwissen, etwa in Form von Trainings zur Gewaltprävention, Sexualpädagogik oder Kinderschutz. Solche Kompetenzen ermöglichen nicht nur individuelles Verstehen, sondern auch institutionelle Veränderungen. Die Entwicklung von Schutzkonzepten, Bildungsprogrammen und Trainings für Fachkräfte zeigt, dass

diesbezügliche Professionalisierungsprozesse gewaltpräventive Einrichtungskulturen fördern.

Bedingungen auf struktureller Ebene (Makro)

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen wie Gesetze, soziale Sicherungssysteme und wirtschaftliche Strukturen beeinflussen maßgeblich das Risiko für bzw. die Prävention von Gewalt im sozialen Nahraum.

- **Ökonomische Lage als Risikofaktor:** Besonders die finanzielle Situation erweist sich als zentraler Faktor: Frauen* in ökonomisch prekären Lagen erleben deutlich häufiger Gewalt in der Partnerschaft (27%) als ökonomisch bessergestellte Frauen*, bei denen dieser Anteil etwa halb so hoch ist. Finanzielle Abhängigkeit schränkt die Handlungsfähigkeit erheblich ein und kann – unabhängig vom Geschlecht der betroffenen Person – verhindern, dass sich Menschen aus gewaltvollen Beziehungen lösen. Viele verbleiben aus Angst vor finanziellen Verlusten in gewaltbelasteten Partnerschaften.
- **Wirtschaftliche Verflechtung als Machtmittel:** In solchen Situationen kann wirtschaftliche Verflechtung als Machtinstrument wirken, das emotionale und physische Gewalt stabilisiert, insbesondere in Form von zwangskontrollierender Gewalt.
- **Finanzielle Eigenständigkeit als Schutzfaktor:** Demgegenüber wirkt finanzielle Eigenständigkeit schützend: Sie stärkt die Fähigkeit zur konstruktiven Konfliktlösung, zu gewaltfreien Lebensformen und fördert gegebenenfalls das Sich-Lösen aus gewaltvollen Beziehungen. Auch ein bewusst abgeschlossener Ehevertrag mit gegenseitigem Verzicht auf Ansprüche im Trennungsfall sicherte die Autonomie und ermöglichte eine einvernehmliche Lösung.
- **Reflexion struktureller Bedingungen:** Die qualitative Analyse zeigt allerdings, dass viele Befragte strukturelle Rahmenbedingungen kaum in ihre Deutungen einbeziehen. Gewalt wird häufig als individuelles oder rein beziehungsbezogenes Problem interpretiert, was verdeckt, dass strukturelle Ungleichheit – insbesondere ökonomischer Art – zentrale Gewaltbedingungen schafft. Daraus folgt, dass nachhaltige Gewaltprävention nicht nur auf der individuellen oder Beziehungsebene ansetzen kann, sondern auch makropolitische Maßnahmen erfordert, die diese strukturellen Risiken abbauen.

Formen der Gewalt und Gewaltkonstellationen in der Kindheit

Die Ergebnisse der GEQ-AT Studie zeigen, dass **Gewalterfahrungen in der Kindheit** häufig und in diversen Formen auftreten – häufiger als Gewalt in aktuellen Partnerschaften.

- Circa ein Drittel der Befragten berichtete von **psychischer Gewalt** in der Herkunftsfamilie, etwa durch Anschreien, Ignorieren oder Schuldzuweisungen. Diese Form der Gewalt wird häufig bagatellisiert und als "normale Erziehung" gedeutet, was auf eine gesellschaftliche Tendenz zur Verharmlosung hinweist. **Physische Gewalt** erlebte

rund ein Viertel der Befragten, wobei Männer* etwas häufiger betroffen waren als Frauen*. Auch **sexualisierte Gewalt** wurde berichtet, insbesondere von Frauen* (6,4%), während 2% der Männer* angeben, betroffen gewesen zu sein. In den Interviews berichten ausschließlich Frauen* über erlebte sexualisierte Gewalt, Männer* hingegen schildern meist das Miterleben solcher Gewalt gegenüber weiblichen Angehörigen.

- Neben selbst erlebter Gewalt wird auch **miterlebte Gewalt** beschrieben, etwa zwischen Eltern oder anderen Familienmitgliedern. Rund 25% der Befragten berichten zudem von Gewalt durch **Geschwister**, die sowohl physische als auch psychische Komponenten umfassen kann. Gewalt ging häufiger von **väterlichen oder männlichen Bezugspersonen** aus (rund 75%), aber auch **Mütter oder weibliche Bezugspersonen** wurden häufig als Täter*innen genannt – sowohl in Form körperlicher Gewalt als auch psychischer Gewalt, etwa durch Beschämung oder emotionale Erpressung.
- Ein **generationaler Wandel** zeigt sich mit Blick auf (insbesondere körperlicher) Gewalterfahrungen. Ältere Befragte berichten deutlich häufiger von Gewalterfahrungen (insbesondere häufiger über körperliche Gewalt), was auf veränderte gesellschaftliche Normen in der Kindererziehung hindeutet.
- Auch **regionale Unterschiede** werden sichtbar: So sind Personen, die in einer größeren Stadt aufgewachsen sind, häufiger von Gewalt in der Familie betroffen. Rund 35% dieser Personen geben an, keine Gewalt in der Kindheit erlebt oder beobachtet zu haben, während dies auf rund 48% der Personen zutrifft, die in ländlichen Regionen aufgewachsen sind.
- Schließlich zeigt sich, dass auch **außerfamiliäre Kontexte** wie **Schule und Nachbarschaft** relevante Gewaltorte sind. Männliche Befragte sind hier häufiger betroffen als weibliche Befragte, besonders in der Schulzeit. In den Interviews wird zudem deutlich, dass **queere Kinder und Jugendliche** häufig von Ausgrenzung, Mobbing und gewaltförmigen Reaktionen betroffen sind.

Bedingungen für Gewalt und Nicht-Gewalt in der Kindheit

Bedingungen auf individueller Ebene (Onto)

Auf dieser Ebene treten besonders jene biografischen Faktoren in den Vordergrund, die auf die individuelle Entwicklung zurückgehen und das Verhalten prägen:

- Zentrale Ergebnisse der GEQ-AT Studie zeigen eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für Gewalterfahrung in der aktuellen Familie, wenn in der Kindheit eine **Gewaltausübung gegenüber anderen** stattgefunden hat – die Person also selbst Täter*in war. Von jenen, die in der Kindheit keine Gewalt ausgeübt haben, gibt mehr als die Hälfte an, aktuell auch keine Gewalt erfahren zu haben. Wurde hingegen in der Kindheit Gewalt selbst ausgeübt, trifft dies auf lediglich 28% zu. Damit belegt die GEQ-AT Studie einen

statistischen Zusammenhang zwischen dem Erleben von Gewalt in der aktuellen Familie und eigener Gewaltausübung in der Kindheit, ohne eine Aussage über Richtung oder Kausalität dieses Zusammenhangs zu treffen. In den qualitativen Interviews wurde selten über selbst ausgeübte Gewalt in der Kindheit berichtet, was unter anderem wohl auch auf Scham und soziale Erwünschtheit zurückgeführt werden kann. Viele gewaltvolle Handlungen werden retrospektiv verharmlost oder nicht als relevante Gewalterfahrungen eingeordnet. Auf diese Weise kann ein positives Selbstbild aufrechterhalten werden.

- Ein weiterer Einflussfaktor sind **transgenerationale Traumatisierungen**, etwa durch Krieg, Flucht oder Hunger in der Elterngeneration. Solche Erfahrungen wirken nicht nur auf die betroffenen Personen selbst, sondern beeinflussen auch deren Erziehungsverhalten, emotionale Verfügbarkeit und Impulskontrolle. So berichten Befragte von elterlicher Überforderung und unberechenbaren, gewaltförmigen Reaktionen, die im Zusammenhang mit nicht bearbeiteten Kriegstraumata stehen könnten.
- Zudem zeigen sich **geschlechterbezogene Anforderungen** als häufige Bedingung für Gewalt. Traditionelle Rollenerwartungen nicht zu erfüllen, etwa durch Widerrede oder nonkonformes Verhalten, wurden in einigen Fällen mit körperlicher Gewalt sanktioniert. Dies berichteten vor allem weiblich Befragte, die sich in der Kindheit patriarchalen Normen widersetzen. Gleichzeitig zeigen Berichte über Eltern, insbesondere Väter, die zwischen widersprüchlichen Rollenbildern (Ernährer vs. präsenter Vater) zerrieben wurden, wie rollenspezifische Überforderung zu affektgeladenem Verhalten und Gewalt führen kann. In solchen Fällen stellt Gewalt eine dysfunktionale Form der Spannungsregulation dar, die aus unerfüllbaren Ansprüchen an die eigene Rolle resultiert.

Bedingungen auf der Ebene sozialer Beziehungen (Mikro)

Die Analyse der Mikro-Ebene verdeutlicht, wie stark **alltägliche Beziehungsmuster und familiäre Machtverhältnisse** mit dem Risiko für Gewalterfahrungen in der Kindheit verknüpft sein können:

- Besonders bedeutsam ist dabei die **Aufteilung der Care-Arbeit**. Bei traditionellen Rollenverteilungen in Bezug auf die Kinderbetreuung, konkret, wenn die Mutter den Großteil der Erziehungsarbeiten übernahm, wurde mehr Gewalt in der Familie erlebt. Von jenen Befragten, deren Eltern sich die Care-Arbeit egalitär aufgeteilt haben, berichten knapp zwei Drittel von keinen Gewalterfahrungen, bei jenen, die hauptsächlich bzw. ausschließliche Erziehung durch die Mutter angeben, trifft dies auf 40% zu. In den Interviews wird diese Ungleichverteilung oft als selbstverständlich beschrieben, begleitet von Erinnerungen an gelegentliche Schläge oder lautes Anschreien, die als „damals normal“ bewertet werden. Einzelne Befragte berichten zudem, wie sie als Kinder zusätzlich Verantwortung für jüngere Geschwister oder Haushaltspflichten

übernehmen mussten. Diese **Übertragung von Fürsorgearbeit auf Kinder** ging vielfach mit Gewalt einher, etwa in Form von Strafen, wenn die Aufgaben nicht erfüllt wurden.

- Ein weiterer zentraler Wirkfaktor ist die **familiäre Entscheidungsstruktur**. Wenn beide Elternteile gemeinsam das letzte Wort hatten – etwa bei finanziellen Anschaffungen oder Urlaubsplanungen –, wurde signifikant seltener von Gewalterfahrungen berichtet. Hatten hingegen der Vater die Entscheidungsmacht, war das Risiko für Gewalt am höchsten (35%), höher als in der vergleichbaren Studie in Norwegen 2009 (27%). Darüber hinaus zeigt sich, wenn in der Kindheit der Vater (eher) das letzte Wort hatte, wurde dieser auch häufiger als Täter* für Gewalt angegeben. In den Interviews zeigen sich diese asymmetrischen Familienstrukturen häufig in Form von **autoritären, teils repressiven Beziehungsmustern**, in denen Macht nicht geteilt, sondern durch Kontrolle und psychische oder physische Sanktionen abgesichert wurde.
- Auch der **Erziehungsstil** spielt eine wichtige Rolle: **Autoritäre Erziehung**, die auf Gehorsam, Strafe und Angst basiert, wird häufig mit körperlicher oder psychischer Gewalt verknüpft. Eltern (insbesondere Väter) galten in der Kindheit vor allem bei älteren Befragten als „Familienoberhaupt“, dem Kinder zu gehorchen hatten. Ein solcher Umgang erzeugt ein Klima der Kontrolle, in dem Gewalt als legitimes Mittel zur Durchsetzung elterlicher Autorität erscheint. Demgegenüber berichten Personen, die gewaltfrei aufwuchsen, von einem respektvollen, wertschätzenden Umgang in der Familie. Hier standen **Motivation, Freundlichkeit und dialogische Konfliktlösung** im Vordergrund, wodurch Kinder sich sicher und ernst genommen fühlten.

Insgesamt zeigt die Mikro-Ebene, wie stark **Alltagspraktiken, Rollenzuschreibungen und Entscheidungsmodi** in der Familie das Risiko von Gewalt (oder ihre Vermeidung) beeinflussen. Gewalt tritt dort häufiger auf, wo Aufgaben und Macht ungleich verteilt sind, emotionale Überforderung auf mangelnde Unterstützung trifft und autoritäre Erziehungsmuster dominieren. Dagegen begünstigen egalitäre und wertschätzende Familienstrukturen gewaltfreie Kindheiten und tragen zur langfristigen emotionalen Stabilität bei.

Bedingungen auf institutioneller Ebene (Meso)

Insgesamt zeigt sich: Gemeinschaftliche Strukturen können sowohl Gewalt verstärken als auch verhindern – je nachdem, ob sie von Kontrolle oder von Unterstützung, Offenheit und Solidarität geprägt sind. Ein Blick in die institutionelle Ebene zeigt, wie stark soziale Institutionen und Gemeinschaftsstrukturen – etwa Schulen, Nachbarschaften oder Vereine – das Risiko für Gewalterfahrungen in der Kindheit beeinflussen.

- Zentral ist dabei die Erkenntnis, dass ein Zusammenhang besteht zwischen einem **gewaltbelasteten Umfeld außerhalb der Familie** und innerfamiliäre Gewalt: Kinder, die in der Schule oder Nachbarschaft Gewalt erlebten, berichten fast doppelt so häufig

auch von familiärer Gewalt. Die quantitative Analyse belegt damit eine **Gewaltspirale**, in der Gewaltkontexte einander verstärken.

- Auch in den Interviews wird deutlich, dass viele Betroffene in ihrer Kindheit **unterschiedliche Gewaltkonstellationen** erlebten: Neben häuslicher Gewalt prägten auch soziale Unsicherheit, Bedrohung und Abwertung durch das Umfeld ihre Erfahrungen. So berichteten Befragte von Mobbing aufgrund geschlechtlicher Nonkonformität, von gewaltgeprägten Wohngebieten und Schulkulturen oder einem frühen Anpassungsdruck an normative Geschlechterrollen. Besonders eindrücklich wird sichtbar, wie **geschlechterspezifische Zuschreibungen**, etwa die Herabwürdigung von als weiblich wahrgenommener Handlungsweisen bei Jungen*, als Form psychischer Gewalt wirksam sind.
- Ein weiterer Risikofaktor ist der **soziale Druck in kleinräumigen Gemeinschaften**, etwa in ländlichen Regionen. Dort trägt die geringere Anonymität dazu bei, dass Gewalt als „private Angelegenheit“ behandelt und nicht öffentlich gemacht wird aus Angst vor Stigmatisierung. Diese Dynamik fördert Isolation und erschwert Hilfesuche.
- Gleichzeitig zeigt die Meso-Ebene auch **schutzfördernde Bedingungen**: So können stabile soziale Netzwerke, etwa innerhalb von engagierten Schulgemeinschaften, familiäre Belastungen abfedern und gewaltpräventiv wirken. Wenn Eltern auf unterstützende Netzwerke zurückgreifen können, entsteht ein soziales Sicherheitsnetz, das sowohl emotionale Entlastung als auch konkrete Alltagshilfe bietet und damit Überforderung und Gewalt vorbeugen kann. Besonders tragfähige Elternnetzwerke stärken durch gegenseitige Achtsamkeit und Solidarität die Resilienz von Familien nachhaltig.

Bedingungen auf struktureller Ebene (Makro)

Makrostrukturen wie ökonomische Sicherheit und gesellschaftliche Anerkennung von Vielfalt sind zentrale Voraussetzungen für ein gewaltfreies Aufwachsen. Sie wirken entweder als Risiko- oder Schutzfaktor – je nachdem, ob sie Exklusion und Belastung verstärken oder Handlungsspielräume und Anerkennung eröffnen.

- Ein zentraler Befund ist die Bedeutung der ökonomischen **Situation in der Herkunftsfamilie**: Befragte, die in ökonomisch gesicherten Haushalten aufwuchsen, berichten signifikant seltener von Gewalterfahrungen. Umgekehrt steigt das Risiko familiärer Gewalt bei ökonomischer Unsicherheit deutlich an. Nur rund ein Drittel der Befragten aus finanziell prekären Verhältnissen berichtet von einer gewaltfreien Kindheit. War die ökonomische Situation hingegen „gut“, trifft dies auf über die Hälfte zu.
- Auch die qualitativen Interviews verdeutlichen diesen Zusammenhang. Ökonomische Instabilität (etwa durch unsichere Erwerbssituationen, geringe Anerkennung von Ausbildungsabschlüssen oder Wohnungsunsicherheit) schränkt die Handlungsspielräume von Eltern ein. Besonders belastend wird dies, wenn finanzielle Not mit fehlenden Betreuungsoptionen kollidiert; wenn etwa die Kinder aus Mangel an Alternativen einem gewaltausübenden Großelternanteil überlassen werden. Solche biografische Erfahrungen

zeigen eindrücklich, wie **strukturelle Armut familiäre Überforderung und damit Gewalt begünstigen kann.**

- Darüber hinaus wirken auch **gesellschaftliche Normen und Werte** auf das Risiko für Gewalt ein, etwa in Form von **Queerfeindlichkeit und Heteronormativität**. So schildern z.B. Befragte, als Jugendliche aufgrund ihrer sexuellen Orientierung mit massiver gesellschaftlicher Ablehnung konfrontiert gewesen zu sein, was zu psychischer Belastung beiträgt und teilweise zu Selbstverleugnung. Normative Setzungen erhöhen dabei nicht nur das Risiko für psychische Gewalt und Isolation, sondern können auch innerfamiliäre Spannungen verstärken, wenn gesellschaftliche Abwertung auf familiäre Unterstützungslosigkeit trifft.

1. Über das Projekt GEQ-AT

Mit dem von 2022 bis 2025 durchgeführten Forschungsprojekt „Gender Equality and Quality of Life in Austria“ (im Folgenden kurz GEQ-AT genannt) wurde erstmals für Österreich auf Basis umfangreicher Forschungsarbeiten der Frage nachgegangen, ob sich Zusammenhänge zwischen ausgewogener Aufteilung von Ressourcen (Entscheidungen, bezahlte und unbezahlte Arbeit, Einkommen) und Gewaltfreiheit im sozialen Nahraum zeigen. Die Ergebnisse dieser Studie werden – eingebettet in eine theoretisch-konzeptionelle und sekundäranalytische Rahmung – im vorliegenden Bericht aufbereitet. Der spezifische Fokus bzw. Forschungshintergrund wie auch die inhaltlichen Eckpfeiler der GEQ-AT Studie werden nachfolgend einleitend vorgestellt.

Warum ist eine ausgewogene Aufteilung von Ressourcen entscheidend für Gewaltprävention?

Diskussionen über Geschlechtergerechtigkeit und Care-Arbeit waren lange Zeit dadurch gekennzeichnet, dass Männer* abwesend waren. Debatten zum Gender Pay Gap, Gender Pension Gap oder Gender Care Gap wurden traditionell mit Blick auf die Verbesserung der Situation von Frauen* geführt, da diese mit Blick auf die genannten geschlechterbasierten Unterschieden deutlich im Nachteil sind. Dies betrifft insbesondere eine eigenständige finanzielle Absicherung, geringe Frauen*anteile im Management und hohe Frauen*anteile in niedrig bezahlten Berufen, den Hauptanteil an unbezahlter Care- und Hausarbeit und die starke Betroffenheit von Gewalt im sozialen Nahraum.

In Politik, Praxis und Forschung zeichnen sich Veränderungen ab: Die Auseinandersetzung mit intersektionalen Differenzen und die kritische Hinterfragung binärer Geschlechteridentitäten haben in den letzten Jahrzehnten zentrale Impulse geliefert, die bestehende Konzepte in Forschung und politischer Praxis nachhaltig erweitert und transformiert haben.

Auf europäischer Ebene wird zunehmend die Rolle von Männern* in Bezug zu Care-Arbeit thematisiert und Männer* werden als gleichstellungspolitisch handelnde Akteure adressiert. Internationale Initiativen wie White Ribbon, MenEngage oder Male Feminists Europe rufen Männer* beispielsweise in Kampagnen wie MenCare dazu auf, sich stärker gegen Gewalt an Frauen* und für Care-Arbeit zu engagieren. Auf diese Weise sollen mehr Männer* zu aktiven Akteuren des Wandels in den Geschlechterverhältnissen werden. In der kritischen Männlichkeitsforschung wird seit mittlerweile zwei Jahrzehnten am Konzept „Caring Masculinities“ (dt. fürsorgliche Männlichkeiten) sowohl in empirischen Studien als auch im Bereich der Grundlagenentwicklung (Theorien und Modelle) gearbeitet (vgl. Holter, Riesenfeld & Scambor, 2005; Scambor, Wojnicka & Bergmann, 2013).

Caring Masculinities bezeichnet Männlichkeitspraxen, die aus der feministischen Fürsorgeethik abgeleitete Werte integrieren (z.B. Empathie, Aufmerksamkeit, gegenseitige Bezogenheit, Mitverantwortung, Unterstützung) und sich ganz praktisch auf Sorgetätigkeiten beziehen. Sich um Personen im sozialen Nahraum kümmern, um Kinder, kranke Angehörige oder Freund*innen, um Hausarbeit und die Organisation des täglichen Lebens, aber auch die Entscheidung für bezahlte Care-

Berufe, der Einsatz für Geschlechtergerechtigkeit, das Sich-Kümmern um die Umwelt und der Einsatz gegen Gewalt – all das sind Care-Bezüge, die herzustellen sind. Elliott beschrieb Caring Masculinities in Bezug auf Gleichstellung und hob die Ablehnung von Gewalt und männlicher Dominanz als Merkmale hervor (vgl. Elliott 2016). Hanlon wies darauf hin, dass Männer* in der Care-Arbeit starre traditionelle hegemoniale Männlichkeitsnormen überwinden können, während sie im Gegenzug „eine flexiblere Definition der Männlichkeit, der Männerrollen und der Fürsorgefähigkeiten von Männern“ erhalten (vgl. Hanlon 2012).

Aktuelle Studien zeigen zudem, dass die Orientierung an Care-Arbeit Vorteile auch für Männer* mit sich bringt (vgl. Gärtner & Scambor 2020), wohingegen traditionelle Männlichkeitskonzepte mit Kosten verbunden sind (gesundheitliche Risiken, Gewalt etc.) (vgl. Messner 2000).

Studien zu „Gender Equality and Quality of Life“ (kurz GEQ-Studien) in Norwegen und Polen machen Vorteile einer involvierten Vaterschaft sichtbar, darunter eine bessere Beziehungsqualität mit Partner*innen und Kindern, ein gesünderes Leben sowie geringere Risiken von Konflikten und häuslicher Gewalt. Die GEQ-Studien, die in Norwegen 2007 und Polen 2015 vom Institut für Soziologie der Jagiellonen-Universität in Zusammenarbeit mit dem Centre for Gender Research und dem Institute of Health and Society der Universität Oslo sowie dem Lehrstuhl für Epidemiologie und Präventivmedizin der Medizinischen Hochschule der Jagiellonen-Universität durchgeführt wurden, zeigten eine geringere Wahrscheinlichkeit von Gewalt in geschlechtergerechten Haushalten (vgl. Holter, Svare & Egeland 2009; Holter & Krzaklewska 2017; Warat et al. 2017). In beiden Ländern berichteten Männer* und Frauen* sehr ähnlich über Gewalterfahrungen und Entscheidungsfindungen in der Kindheit. Bei Elternpaaren, wo Entscheidungsfindungen nicht gemeinsam stattfanden, sondern ein Elternteil die Entscheidungen traf („das letzte Wort hatte“) kam Gewalt oder körperliche Bestrafung den Kindern gegenüber häufiger vor – und zwar von dem Elternteil, der die Entscheidungen traf. Kinder, die in geschlechtergerechten Haushalten aufwuchsen (beide Elternteile bringen sich zu gleichen Teilen in Prozesse der Entscheidungsfindung ein), berichteten viel seltener von Gewalterfahrungen zu Hause.

Dies ist eines von vielen Ergebnissen der GEQ-Studien in Norwegen und Polen. Anknüpfend an diese Befragungen wurde im Rahmen der vorliegenden Studie erstmals auch für Österreich untersucht, inwiefern die in den beiden Ländern erarbeiteten Zusammenhänge auch für Österreich zutreffen.

Unter dem Titel „Gender Equality and Quality of Life in Austria“ (oder kurz „GEQ-AT“) wurden die Arbeiten der Kolleg*innen aus Norwegen und Polen aufgegriffen und ein vielschichtiges Projektvorhaben für Österreich umgesetzt bzw. angepasst. Die Weiterentwicklung erfolgte sowohl konzeptionell als auch methodisch, wie nachfolgend näher ausgeführt wird.

Zielsetzung des GEQ-AT Forschungs- und Praxisprojekts

Das Projekt GEQ-AT (Gender Equality and Quality of Life in Austria) verfolgte das zentrale Ziel, die Auswirkungen einer ausgewogenen Ressourcenteilung auf die Lebensqualität und Gewaltprävention in Österreich systematisch zu untersuchen. Basierend auf den GEQ-Studien in

Norwegen und Polen analysiert GEQ-AT den Zusammenhang einer ausgewogenen Aufteilung von Erwerbsarbeit, Care-Arbeit und Entscheidungsmacht im sozialen Nahraum mit Gewaltprävention. Die zentrale Forschungsfrage lautete: Welche Faktoren beeinflussen die Verteilung von Ressourcen (Care-Arbeit, Erwerbsarbeit und Entscheidungsstrukturen) in Partnerschaften und in welcher Weise hängt diese mit Gewalt bzw. Nicht-Gewalt in Beziehungen zusammen.

Das Gesamtprojekt und seine Umsetzung

GEQ-AT wurde als umfassendes sozialwissenschaftliches Forschungsprojekt konzipiert, das sowohl quantitative als auch qualitative Forschungsansätze miteinander verbindet. Ziel war es, ein möglichst differenziertes Bild von Geschlechterverhältnissen, Care-Arbeit und Gewalterfahrungen in Österreich zu erhalten und daraus praxisnahe Empfehlungen für Politik und Gesellschaft abzuleiten.

Die Datengrundlage setzt sich aus mehreren methodischen Bausteinen zusammen: Eine Sekundärdatenanalyse untersuchte aktuelle Befunde zu Erwerbsarbeit und unbezahlter Sorgearbeit, Gewaltprävalenz und sozialpolitischen Rahmenbedingungen in Österreich. Darauf aufbauend wurde eine repräsentative quantitative Befragung durchgeführt, die Einstellungen, Erfahrungen und Lebensrealitäten der Bevölkerung in Bezug auf Geschlechtergerechtigkeit, Aufteilung von Ressourcen (Erwerbsarbeit, Care-Arbeit und Entscheidungsmacht) sowie Umgang mit Konflikten und Gewalt sowohl in der Herkunftsfamilie als auch in der aktuellen Lebenssituation sichtbar machte. Zudem wurden qualitative Interviews mit Befragungsteilnehmenden geführt. Diese vertiefenden Gespräche ermöglichten eine differenzierte Analyse individueller Erfahrungen mit Care-Arbeit, Gewalt und Geschlechterrollen. Bedingungen für eine ausgewogene Aufteilung von Ressourcen wurden ebenso betrachtet wie Bedingungen für möglichst gewaltfreie Umgangsweisen mit Konflikten im sozialen Nahraum. Eine weitere zentrale Komponente bildeten „Reflecting Groups“: In bundesweiten Fachrunden diskutierten Expert*innen aus Gewaltprävention und Gleichstellungsarbeit erste Ergebnisse und entwickelten gemeinsam praxisorientierte Empfehlungen.

GEQ-AT wurde vom Institut für Männer- und Geschlechterforschung im Verein für Männer- und Geschlechterthemen Steiermark (VMG) gemeinsam mit L&R Sozialforschung umgesetzt. Während das Institut für Männer- und Geschlechterforschung für die Projektkoordination sowie die qualitative Forschung verantwortlich war, übernahm L&R Sozialforschung die Durchführung und Auswertung der quantitativen Erhebung. Das Projekt lief über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahren – von Dezember 2022 bis März 2025 – und wurde durch das Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz finanziert.

Inhaltliche Schwerpunkte

Im Zentrum der GEQ-AT Studie stand die Untersuchung der Zusammenhänge zwischen Ausgewogenheit in der Aufteilung von Ressourcen (Erwerbsarbeit, Care-Arbeit, Entscheidungen), Gewaltprävention und Lebensqualität. Dabei wurde ein multidimensionaler Analysezugang

gewählt, der zentrale Lebensbereiche sowie strukturelle und kulturelle Bedingungen gleichermaßen in den Blick nahm. Es wurde sowohl die Situation in der Herkunftsfamilie als auch die aktuelle Lebenssituation erfasst. Die Inhalte orientierten sich an der norwegischen GEQ-Studie sowie deren polnischer Weiterentwicklung und wurden an den österreichischen Kontext adaptiert.

- Ein thematischer Schwerpunkt lag auf Einstellungen zu Geschlechterrollen und Gleichstellung. Hier wurde erhoben, wie Menschen über die Verteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit denken, inwieweit sie geschlechterbezogene Stereotype ablehnen oder befürworten und wie Gleichstellung im Alltag wahrgenommen wird.
- Ein weiterer Fokus lag auf der tatsächlichen Aufteilung von Care- und Erwerbsarbeit innerhalb von Haushalten. Die Befragung erfasste, wer in der Familie für Hausarbeit, Kinderbetreuung oder Pflege verantwortlich ist, wie Erwerbsarbeit organisiert wird und in welchem Ausmaß Elternzeit, Teilzeit oder Care-Verantwortung von den Befragten wahrgenommen wird.
- Zentral war darüber hinaus das Thema Gewalt und Gewaltprävention. Dabei ging es um erlebte oder beobachtete Gewalt – insbesondere im familiären Kontext.
- Die Studie beschäftigte sich des Weiteren mit Lebensqualität, die über das subjektive Wohlbefinden im Allgemeinen bis hin zur psychischen und physischen Gesundheit im Konkreten gefasst wurde.
- Ergänzend wurden materielle und immaterielle Ressourcen wie Einkommen, Wohnsituation, soziale Netzwerke und der Zugang zu Unterstützungsleistungen analysiert. Auch Fragen zur Entscheidungsmacht im privaten bzw. familiären Umfeld wurden erhoben, etwa wie Entscheidungen in Partnerschaften getroffen werden bzw. in der Herkunftsfamilie getroffen wurden.

Diese zentralen Dimensionen wurden sowohl in der quantitativen Befragung als auch in den qualitativen Interviews aufgegriffen und bilden das inhaltliche Fundament der Analyse. Durch den Methodenmix konnten subjektive Perspektiven mit strukturellen Zusammenhängen verknüpft und für Politik und Praxis relevante Erkenntnisse gewonnen werden.

Inhaltliche Dimensionen der GEQ-AT-Erhebung

Tabelle 1: Inhaltliche Dimensionen der GEQ-AT-Erhebung

Dimensionen	Thematische Schwerpunkte
Geschlechterrollen & Gleichstellung	Einstellungen zu Gleichstellung, Rollenbildern, Akzeptanz geschlechtergerechter Verhältnisse
Care- & Erwerbsarbeit	Verteilung von Hausarbeit, Kinderbetreuung, Pflege; Nutzung von Karenz und Teilzeit
Gewalt & Gewaltprävention	Erlebte/beobachtete Gewalt, Gewaltkontexte
Lebensqualität & Gesundheit	Subjektives Wohlbefinden, psychische und physische Gesundheit
Ressourcen & Teilhabe	Einkommen, Wohnverhältnisse, soziale Netzwerke, Unterstützungsangebote
Entscheidungsfindung & Partizipation	Mitbestimmung im privaten und öffentlichen Leben, Entscheidungsprozesse in Partnerschaften und in Herkunftsfamilie

Qualitätssicherung

Zur Qualitätssicherung und zur praxisnahen Ausrichtung des Forschungsprojekts GEQ-AT wurden zwei Beiräte eingerichtet: ein Praxisbeirat und ein wissenschaftlicher Beirat. Beide Gremien haben einen wichtigen Beitrag zur fundierten Umsetzung und Weiterentwicklung des Projekts geleistet.

Der Praxisbeirat setzte sich aus Vertreter*innen zentraler Akteur*innen der Gleichstellungs- und Gewaltpräventionsarbeit zusammen – darunter Akteur*innen aus Ministerien, Interessenvertretungen (Arbeiterkammer, Österreichischer Gewerkschaftsbund, Industriellen Vereinigung), der Betroffenenarbeit (z.B. Frauenhaus), der Frauen*arbeit (abz Austria) sowie der Männer*- und Burschen*arbeit (z.B. DMÖ - Dachverband Männerarbeit Österreich). Seine zentrale Funktion bestand in der laufenden Rückkoppelung zwischen Wissenschaft und Praxis: In mehreren Sitzungen während der Projektlaufzeit wurde der Projektverlauf abgestimmt, das methodische Vorgehen diskutiert und die Praxisrelevanz der Forschungsergebnisse reflektiert. Der Beirat ermöglichte damit einen kontinuierlichen Wissenstransfer in Verwaltung, Zivilgesellschaft und Fachpraxis. Durch die Einbindung von Expert*innen aus verschiedenen Bereichen konnten unterschiedliche Perspektiven eingebracht und gemeinsam an der Umsetzbarkeit der Erkenntnisse gearbeitet werden.

Der wissenschaftliche Beirat war international besetzt und bestand aus renommierten Expert*innen, von denen einige die GEQ Studie bereits durchgeführt hatten. Ihre Aufgabe war es, die Konzeption und Durchführung der Studie kritisch zu begleiten und sicherzustellen, dass die österreichische Umsetzung im internationalen Vergleich anschlussfähig bleibt. Die Beiratsmitglieder unterstützten das Projektteam insbesondere bei der Ausarbeitung des Forschungsdesigns, der methodischen Abstimmung und der Analyse sowie bei der Strukturierung des Endberichts und der Zusammenfassung. Darüber hinaus brachten sie wertvolle Impulse aus den

Vergleichsstudien in Norwegen und Polen ein – etwa im Hinblick auf die Verbindung zwischen Geschlechtergleichstellung, Care-Arbeit und Gewaltprävention.

Beide Beiräte stärkten somit auf unterschiedliche Weise die Qualität und Relevanz des Projekts. Sie trugen entscheidend dazu bei, dass GEQ-AT sowohl wissenschaftlich fundierte als auch praxistaugliche Erkenntnisse liefern konnte – ein Anspruch, der im Zentrum des Projekts stand.

Nachhaltigkeit und zukünftige Maßnahmen

Da die Erkenntnisse von GEQ-AT über den Projektzeitraum hinaus weiterwirken sollen, wurden gemeinsam mit Expert*innen in ganz Österreich Empfehlungen zur Stärkung gleichstellungsorientierter Partnerschafts- bzw. Familienmodelle und zur Reduzierung geschlechterbezogener Gewalt erarbeitet. Zentrale Erkenntnisse aus der GEQ-AT Studie wurden gemeinsam mit praxisnahen Handlungs-empfehlungen für Politik, Verwaltung und NGOs in einer Infobroschüre bereitgestellt⁵. Die internationale Vergleichbarkeit der Ergebnisse wird durch die Veröffentlichung in englischer Sprache⁶ und Kooperation mit Forschungseinrichtungen aus Norwegen und Polen gewährleistet.

Mit dem Projekt GEQ-AT wird ein wichtiger Beitrag zur Erforschung und Bekämpfung geschlechterbezogener Gewalt geleistet. Die Ergebnisse sollen langfristig dazu beitragen, gesellschaftliche und politische Maßnahmen zu gestalten, die eine geschlechtergerechtere und gewaltfreiere Zukunft ermöglichen.

⁵ <https://vmg-steiermark.at/de/forschung/projekt/geq-gender-equality-and-quality-life>

⁶ <https://vmg-steiermark.at/de/forschung/projekt/geq-gender-equality-and-quality-life>

2. Über die Forschungsmethodik

Forschungsmethodik und Analysezugang

Das Forschungspraxisprojekt GEQ-AT wurde als sozialwissenschaftliche Mixed-Method Studie konzipiert und kombiniert quantitative und qualitative Ansätze, um ein vielschichtiges Verständnis von Geschlechtergleichstellung, Care-Arbeit, Gewalt und Lebensqualität in Österreich zu gewinnen. Neben den eigenen Erhebungen fand darüber hinaus eine Analyse von Sekundärdaten und sozialpolitischen Regelungen statt. Diese umfassten beispielsweise Statistiken zur Zeitverwendung, Care- und Erwerbsarbeit, Inanspruchnahme von Karenzleistungen sowie Daten aus Gewaltstudien (Hell- und Dunkelfeld) und gesetzliche Regelungen zu Gewaltprävention.

Verknüpfung von quantitativer und qualitativer Befragung

Im Zentrum stand eine repräsentative quantitative Befragung der österreichischen Bevölkerung im Alter von 18 bis 80 Jahren. 2.295 Personen wurden befragt – unter Berücksichtigung von Geschlecht, Alter, Bildungsstand, Migrationshintergrund und regionaler Verteilung. Die Erhebung erfolgte vor allem mittels Online-Befragung, ergänzend wurden Papierfragebögen an Beratungseinrichtungen ausgegeben und telefonische Interviews durchgeführt. Die Online-Befragung wurde in mehreren Sprachen programmiert: neben Deutsch wurde sie auch in Englisch, BKS (Bosnisch, Kroatisch bzw. Serbisch) und Türkisch zur Verfügung gestellt. Darüber hinaus konnte die Befragung auf Wunsch telefonisch in weiteren Sprachen wie Russisch, Arabisch oder Französisch durchgeführt werden. Ziel war es, Informationen über Einstellungen und Erfahrungen in Bezug auf Care-Arbeit, Erwerbsarbeit, Gewalt, Entscheidungsfindung und Gleichstellung zu erfassen. Die Ergebnisse wurden mit SPSS deskriptiv sowie bi- und multivariat ausgewertet; dabei kamen auch intersektionale Analysen zum Einsatz, um Differenzlinien entlang von Geschlecht, Bildung, Herkunft etc. sichtbar zu machen.

Anders als in der GEQ-Vorläuferstudie in Norwegen und Polen wurden in Österreich qualitative Interviews mit 63 Personen durchgeführt.⁷ Hierbei standen Gewalterfahrungen und Entscheidungs-verhältnisse in den Herkunftsfamilien sowie die Entwicklung gleichstellungsorientierter Handlungen und Haltungen im Fokus. Zugleich wurden ursächliche Faktoren für die Entwicklung geschlechtertraditioneller Haltungen und Handlungsweisen herausgearbeitet. Ziel der qualitativen Studie war es, die komplexen Beziehungen der Geschlechtergleichstellung in Kindheit, Familien- und Arbeitsleben sowie Gewaltprävention, Zufriedenheit und Lebensqualität einer eingehenden Analyse zu unterziehen. Konkret stand auch in der qualitativen Studie die Frage im Vordergrund, in welcher Weise geschlechtergerechte Verhältnisse zur

⁷ Alle drei GEQ- Studien wurden mit qualitativen Studien kombiniert, allerdings auf unterschiedliche Weise. Die norwegische Erhebung basierte auf früheren qualitativen Studien (vgl. Holter, Øystein G. und Aarseth, Helene (1993). *Menns livssammenheng*. Oslo: Ad Notam Gyldendal), während die polnische Erhebung mit Fokus-gruppeninterviews kombiniert wurde (vgl. Warat et al. 2017).

Gewaltprävention beitragen können und wie diese auf die soziale Entwicklung und die Lebensqualität der Befragten wirken. Alle Interviews wurden in deutscher Sprache mit Unterstützung eines Interviewleitfadens geführt. Die Rekrutierung der Interviewpartner*innen erfolgte in erster Linie über die quantitative Befragung. Hierbei waren unter anderem Antworten auf Gewalterfahrungen und Entscheidungsverhältnisse der Bezugspersonen in der Kindheit entscheidend für die Auswahl der Interviewpartner*innen. Die Analyse erfolgte mittels qualitativer Inhaltsanalyse nach Mayring (2010), unterstützt durch die Software MAXQDA. Dabei wurden insbesondere subjektive Deutungsmuster, lebensgeschichtliche Verläufe und familiäre Rollenzuschreibungen untersucht.

Beide Befragungszugänge wurden im Zuge der Auswertung aufeinander abgestimmt bzw. zueinander in Bezug gesetzt, um Ergebnisse der quantitativen Befragung mit jenen aus den qualitativen Befragungen verknüpfen zu können.

Ein kleiner Exkurs: Der Matched-Pair-Ansatz in der GEQ-AT Studie

In Anlehnung an internationale Vorstudien (u. a. STAMINA⁸) wurde in der vergleichenden Analyse der qualitativen Interviews der GEQ-AT Studie ein Matched-Pair-Ansatz eingesetzt. Ziel dieses Zugangs war es, die komplexen Wechselwirkungen zwischen Aufteilung von Ressourcen, Gewalt und Care-Arbeit im biografischen Kontext sichtbar zu machen – insbesondere unter dem Aspekt, warum Menschen mit ähnlichen Ausgangsbedingungen unterschiedliche Lebensverläufe und Haltungen im Hinblick auf Aufteilung von Ressourcen und Gewalt entwickeln.

Konkret bedeutete das: Für die qualitativen Interviews wurden gezielt Personen mit vergleichbaren strukturellen Merkmalen ausgewählt – etwa hinsichtlich Geschlecht, Alter, Migrationshintergrund, Bildungshintergrund, sozioökonomischer Lage und Familienkonstellation – die sich aktuell deutlich in ihren Einstellungen oder Lebenskonstellationen unterscheiden. So wurden beispielsweise Personen miteinander verglichen, die ähnliche Erfahrungen in der Herkunftsfamilie gemacht haben, sich aktuell aber in unterschiedlichen Konstellationen befinden, was die Aufteilung von Ressourcen und den Umgang mit Konflikten anlangt. Durch diese methodische Gegenüberstellung sollten Differenzen im Umgang mit struktureller Belastung, Gewalt und Gleichstellungsdynamiken tiefergehend analysiert werden. Der Fokus lag dabei auf den Bedingungen und Ressourcen, die es Menschen ermöglichen, unter vergleichbaren Voraussetzungen unterschiedliche Wege zu gehen – etwa hin zu gewaltfreier Konfliktlösung, partnerschaftlicher Aufgabenteilung oder aktiver Gleichstellungspraxis.

Der Matched-Pair-Ansatz diene somit einem differenzierten Verständnis von Handlungsspielräumen und Resilienz im Kontext sozialer Ungleichheit. Er erlaubte es, individuelle Erzählungen im Spiegel struktureller Bedingungen zu betrachten und vergleichend herauszuarbeiten, welche Faktoren (z. B. soziale Netzwerke, Zugänge zu Unterstützungsangeboten, individuelle Haltungen) Gleichstellung und Gewaltprävention fördern oder behindern. Auf dieser Grundlage

⁸ STAMINA Gewaltresilienz bei Jugendlichen, EU-Daphne. URL: <https://vmg-steiermark.at/de/forschung/projekt/stamina-gewaltresilienz-bei-jugendlichen-eu-daphne> [13.08.2025].

konnten auch praxisnahe Empfehlungen entwickelt werden – etwa für Politik, Bildung, psychosoziale Arbeit und Gewaltprävention.

Reflecting Groups als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis

Die Analyseergebnisse der GEQ-AT Studie wurden im Rahmen von sogenannten Reflecting Groups mit Expert*innen aus der Gewaltprävention und Gleichstellungsarbeit diskutiert. Teilnehmende der Reflecting Groups wurden durch den GEQ-AT Praxisbeirat (siehe für Details dazu Kapitel Qualitätssicherung) vorgeschlagen und von der Forschungsgruppe zur Teilnahme eingeladen. Diese Diskussionsformate fanden in allen Bundesländern sowie auf nationaler Ebene statt. Ziel war es, praxisnahe Empfehlungen für Politik und Gesellschaft zu entwickeln und gewaltpräventive Ansätze weiterzudenken.

Reflecting Groups dienen als kooperative Reflexionsräume, in denen wissenschaftliche Erkenntnisse und berufliche Praxis in einen Dialog treten. Sie ermöglichen es den Teilnehmenden, Forschungsergebnisse auf Basis eigener Erfahrungen zu bewerten, zu ergänzen oder kritisch zu hinterfragen. Wie Wigger et al. (2012) betonen, entsteht in diesem Austausch ein wechselseitiges Lernen, bei dem unterschiedliche Wissensbestände produktiv aufeinander bezogen werden.

Durch diesen methodischen Zugang können sowohl individuelle als auch kollektive Professionalisierungsprozesse angestoßen werden. Das gemeinsame Arbeiten an Deutungen und Handlungsansätzen stärkt die Relevanz der Forschung für die Praxis – und umgekehrt.

Im letzten Schritt wurden die Ergebnisse aller Erhebungen in einer Datentriangulation zusammengeführt. Durch die Verknüpfung von quantitativen, qualitativen und sekundäranalytischen Daten konnten umfassende Einsichten gewonnen und zentrale Zusammenhänge verdichtet dargestellt werden –etwa zwischen Geschlechterrollen, Gewaltprävention und Lebensqualität. Der so gewonnene empirische Befund diente als Grundlage für Handlungsempfehlungen an Politik und Praxis.

Überblick über die quantitative und qualitative Befragung

Quantitative Stichprobe

Die quantitative Befragung – die in erster Linie online, aber auch mittels an Beratungseinrichtungen verteilter ausgedruckter Fragebögen sowie telefonisch erfolgte – lief von Anfang September 2023 bis Ende Juni 2024. Zur Erreichung einer repräsentativen Befragung wurden unterschiedliche Zugänge zu den Befragten gewählt: einerseits erfolgten breite Aussendungen über unterschiedliche Projektpartner*innen, etwa Beratungseinrichtungen, Vertretungen der Arbeitnehmer*innen sowie über eigene Verteiler. Andererseits wurden österreichweit alle Gemeinden, unterschiedliche Beratungsstellen sowie Vereine aus den unterschiedlichsten Sparten angeschrieben und um Verteilung der Befragung gebeten. Viele leiteten den Aufruf zur Befragung weiter, manche baten um die Zusendung von Papierfragebögen, die sie bei sich auslegten und verteilten, manche ermöglichten den Zugang zu Interviewpartner*innen für

persönliche Interviews. Durch die vielfältige Unterstützung konnten 2.295 vollständig ausgefüllte Fragebögen in die Analyse einbezogen werden (weitere 802 Fragebögen mussten ausgeschlossen werden, da für die Auswertung besonders relevante Antworten fehlten). Da trotz breiter Unterstützung durch unterschiedliche Organisationen Personen mit maximal Pflichtschulabschluss bzw. ohne abgeschlossene Ausbildung geringer erreicht wurden als in Gesamtbevölkerung ebenso wie Personen über 65 Jahren, wurde eine Nachgewichtung der Stichprobe vorgenommen, um bestmögliche, repräsentative Ergebnisse zu erhalten. Damit liegt die Schwankungsbreite der Ergebnisse – auf Basis der zugrunde liegenden Grundgesamtheit der österreichischen Wohnbevölkerung 2023 im Alter zwischen 15 bis 79 Jahren von rund 7.277.170 Personen und einem Signifikanzniveau von 95% – bei rund 2%.

Trotz vielfältiger Bemühungen sowohl bei der Befragungsbewerbung, der Bereitstellung der Befragung in verschiedenen Sprachen, der Kooperation mit migrantischen Einrichtungen als auch der Datengewichtung, konnte keine Repräsentativität in Bezug auf den Migrationshintergrund gewährleistet werden, da bezogen auf die Gesamtbevölkerung Personen mit Migrationshintergrund unterdurchschnittlich erreicht wurden. Bei den Auswertungen kann daher keine Differenzierung nach Migrationshintergrund ausgewiesen werden.

Nachfolgende Tabelle stellt die Merkmalsverteilung zentraler Merkmale der Wohnbevölkerung auf Basis der Statistik Austria dar und sie der gewichteten Verteilung im Rahmen der quantitativen GEQ-AT-Befragung gegenüber.

Tabelle 2: Merkmalsverteilung der österreichischen Wohnbevölkerung sowie im Rahmen der Stichprobe nach erfolgter Gewichtung

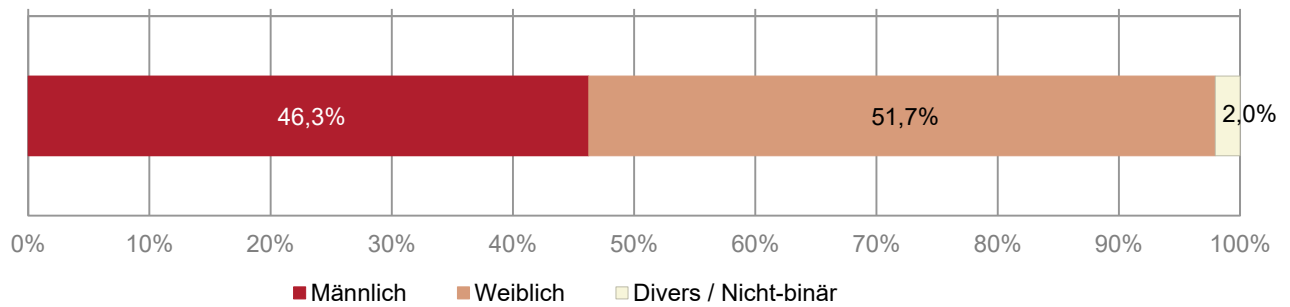
		Wohnbevölkerung	GEQ-AT-Stichprobe
Geschlecht	Männlich	48,8%	47,2%
	Weiblich	51,2%	52,8%
	Gesamt	100,0%	100,0%
Alter*	16 bis 24	11,9%	8,4%
	25 bis 64	70,0%	81,5%
	65 bis 80	18,1%	10,1%
	Gesamt	100,0%	100,0%
Ausbildung	Keine Matura	65,1%	53,3%
	Matura	17,0%	26,4%
	Tertiärer Abschluss	18,0%	20,3%
	Gesamt	100,0%	100,0%
Bundesland	Burgenland	3,4%	5,0%
	Kärnten	6,4%	4,6%
	Niederösterreich	18,9%	19,3%
	Oberösterreich	16,6%	21,6%
	Salzburg	6,2%	7,2%
	Steiermark	14,1%	14,2%
	Tirol	8,5%	6,5%
	Vorarlberg	4,4%	6,0%
	Wien	21,5%	15,6%
	Gesamt	100,0%	100,0%

Quellen: Zur Wohnbevölkerung: Statistik Austria (2023), Mikrozensus Arbeitskräfteerhebung 2022 (ab 20 Jahren) und *Statistik Austria (2024), Abgestimmte Erwerbsstatistik 2022 (16 bis 80 Jahre); Zur GEQ-AT-Stichprobe: gewichteter Datensatz L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023.

Der Frauen*anteil bei den Befragten beträgt 52%, rund 46% der Befragten waren männlich* und 2% divers bzw. non-binär. Letztere Gruppe entspricht 25 Personen und bildet somit statistisch gesehen eine zu kleine Gruppe, um diese separat ausweisen zu können⁹.

⁹ Bei quantitativen Auswertungen nach Geschlecht wurde diese Gruppe daher ausgeschlossen. Bei allen anderen Auswertungen nach anderen Merkmalen sind diese Personen inkludiert.

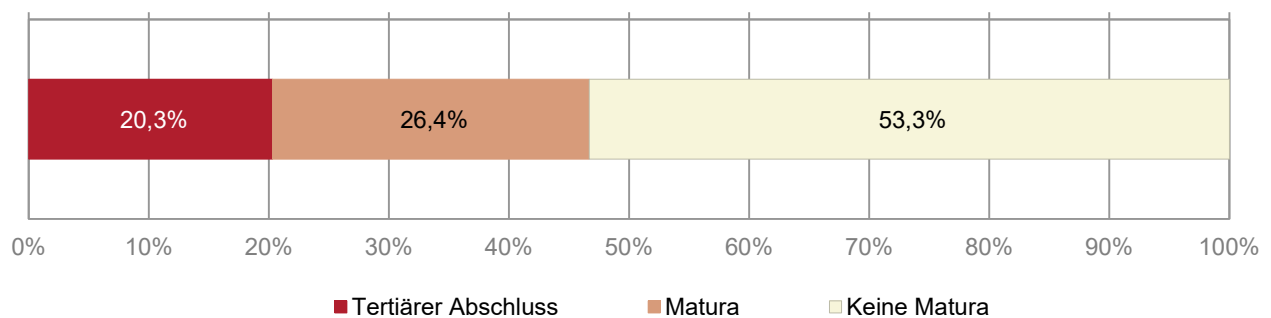
Abbildung1: Geschlechterverteilung in der quantitativen Stichprobe



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=8, gewichtete Stichprobe.

In Bezug auf das Alter zeigt sich mit 81,5% eine starke Konzentration auf Personen im Alter zwischen 25 bis 64 Jahren; 8% waren unter 25 Jahre und 10% älter als 64 Jahre.

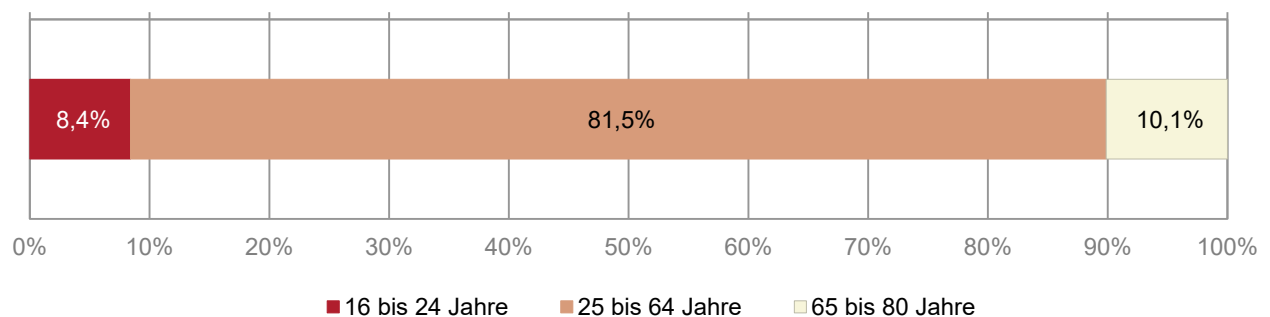
Abbildung 2: Altersverteilung der quantitativen Stichprobe



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, gewichtete Stichprobe.

Hinsichtlich des Ausbildungsniveaus hatten 53% der Befragten keine Matura, 26% die Matura abgeschlossen und 20% einen tertiären Abschluss.

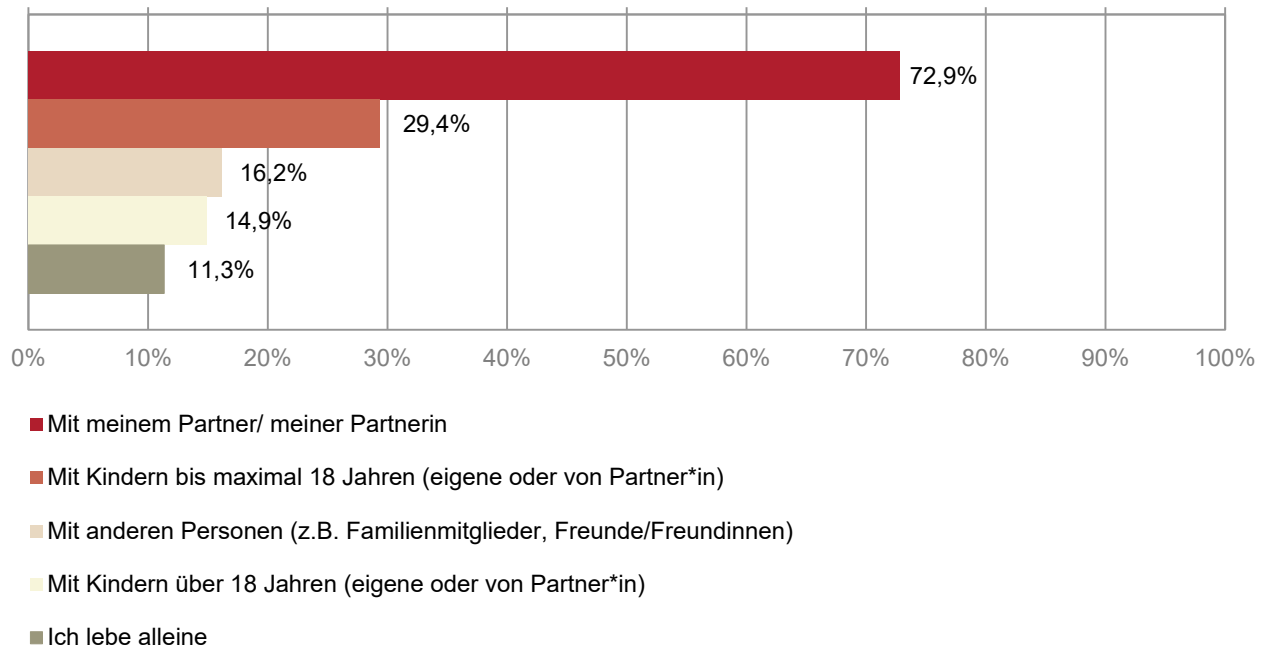
Abbildung 3: Bildungsverteilung in der quantitativen Stichprobe



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=8, gewichtete Stichprobe.

Hinsichtlich der Haushaltszusammensetzung leben rund drei Viertel der Befragten mit dem*der Partner*in im gemeinsamen Haushalt und 29% mit Kind/ern bis maximal 18 Jahre. 15% leben zudem mit erwachsenen Kind/ern über 18 Jahre im selben Haushalt und 16% mit anderen Personen. 11% leben zudem alleine.

Abbildung 4: Haushaltszusammensetzung in der quantitativen Stichprobe



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=122, gewichtete Stichprobe.

Qualitative Stichprobe

Im Rahmen der GEQ-AT Studie konnten 63 Interviews durchgeführt und ausgewertet werden. Das erhobene Material erwies sich als äußerst ergiebig: Die Interviews wiesen eine beachtliche Tiefe und inhaltliche Vielfalt auf, sodass ein hohes Maß an theoretischer Sättigung erreicht werden konnte.

Die Rekrutierung der Interviewpartner*innen erfolgte über zwei zentrale Wege: Zum einen konnten Personen über die vorgelagerte quantitative Befragung zur Teilnahme an den vertiefenden Interviews gewonnen werden. Zum anderen erfolgte die Ansprache über Institutionen, Vereine und soziale Einrichtungen (z.B. Frauenhäuser, Beratungseinrichtungen) in denen der quantitative Fragebogen zur Verfügung gestellt wurde. Diese mehrstufige Rekrutierungsstrategie ermöglichte es, eine diverse und heterogene Stichprobe zu erreichen.

Die Durchführung der Interviews erfolgte sowohl in Präsenz als auch online über Zoom; in Einzelfällen wurden die Gespräche telefonisch geführt. Diese methodische Offenheit in der Erhebungsform erwies sich als hilfreich, um potenzielle Zugangshürden – etwa aufgrund

geografischer Entfernung oder zeitlicher Einschränkungen der Befragten – zu minimieren. Die Dauer der Interviews variierte zwischen etwa einer und vier Stunden.

Die Auswertung der Interviews erfolgt mittels qualitativer Inhaltsanalyse, orientiert an den Prinzipien von Mayring (2010). Die Analyse wurde durch den Einsatz der Software MAXQDA unterstützt.

Merkmale der qualitativen Stichprobe

Die qualitative Stichprobe umfasst insgesamt 63 Personen. Hinsichtlich des Geschlechts identifizierten sich 43 Personen als weiblich, 17 als männlich, zwei als nicht-binär und eine Person als Agender.

Die Altersspanne der Befragten reicht von 20 bis 76 Jahren. Die größte Altersgruppe bilden Personen in ihren 30ern (n=22), gefolgt von jenen in den 40ern (n=14) und 20ern (n=11). Auch Personen in den 50ern (n=11), 60ern (n=4) und eine Person in den 70ern sind vertreten.

In Bezug auf den Bildungsstand zeigt sich eine deutliche Konzentration auf den Bereich der tertiären Bildung¹⁰: 44 Personen verfügen über einen entsprechenden Abschluss. Weitere 19 Personen haben eine sekundäre Bildung¹¹ abgeschlossen. Personen mit primärem Bildungsabschluss¹² sind in der Stichprobe nicht vertreten.

Hinsichtlich der Herkunft zeigt sich eine gewisse Streuung: Die Mehrheit der Befragten (n=52) wurde in Österreich geboren und ist dort aufgewachsen. Fünf Personen wuchsen in Deutschland auf und wohnen aktuell in Österreich. Sechs Personen lassen sich einer internationalen Herkunft zuordnen. Innerhalb dieser Gruppe stammen zwei Personen aus EU-Ländern und zwei aus Nicht-EU-Staaten. Zwei weitere Personen stammen aus mehrdimensionalen Herkunftskontexten (z. B. Kombinationen aus Österreich, Deutschland, Japan und Türkei).

Die Befragten bringen unterschiedliche biografische Wohnortkontexte mit sich. 19 Personen lebten sowohl in ihrer Kindheit als auch zum Erhebungszeitpunkt im ländlichen Raum. Weitere 20 Personen wuchsen ländlich auf, leben heute jedoch in urbaner Umgebung. Umgekehrt verhält es sich bei ebenso vielen Personen, die aus einem urbanen Kontext stammen, aber mittlerweile in ländlichen Regionen wohnen. Nur vier Personen lebten sowohl in ihrer Kindheit als auch aktuell in urbaner Umgebung. Daraus ergibt sich, dass bei 23 von 63 Personen der Siedlungsraum über die Lebenszeit hinweg konstant geblieben ist.

¹⁰ Tertiäre Bildung bezieht sich auf Hochschul- und Universitätsabschlüsse sowie vergleichbare Abschlüsse.

¹¹ Sekundäre Bildung schließt weiterführende Schulformen oder Lehrausbildungen mit ein.

¹² Primäre Bildung umfasst schulische Grundbildung bis zur Sekundarstufe I (z. B. Pflichtschule).

Erfahrungsräume in der qualitativen Stichprobe

Gewalterfahrungen im familiären Kontext

In der Datenerhebung und -auswertung wurde ein breites Verständnis von Gewalt zugrunde gelegt, das sowohl unterschiedliche Gewaltformen (darunter psychische, physische, sexualisierte, ökonomische, digitale, soziale sowie miterlebte Gewalt und Stalking) als auch verschiedene Gewaltebenen (interpersonale, intrapersonale, institutionelle, strukturelle und kulturelle Dimensionen) berücksichtigt.

Von den insgesamt 63 befragten Personen berichteten 45 von Gewalterfahrungen in ihrer Kindheit, während 18 eine weitgehend gewaltfreie Kindheit erlebten. Aktuell leben 45 Personen in weitgehend gewaltfreien familiären Verhältnissen, während 18 Befragte gegenwärtig von Gewalt betroffen sind. Es ist hervorzuheben, dass unter den 18 aktuell betroffenen Personen sechs eine weitgehend gewaltfreie Kindheit hatten, während zwölf bereits in ihrer Kindheit Gewalt erfahren haben. Umgekehrt gilt: Von jenen 18 Personen, die eine weitgehend gewaltfreie Kindheit beschrieben, berichten zwölf auch heute von gewaltfreien Lebensbedingungen, während sechs aktuell von Gewalt betroffen sind.

Ausgewogenheit in der Aufteilung von Ressourcen im familialen Kontext

In der Erhebung und Analyse der qualitativen Daten wurde eine Unterscheidung zwischen einer ausgewogenen und nicht-ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen im sozialen Nahraum gemacht. Die Aufteilung von Ressourcen wurde dabei anhand mehrerer Dimensionen bewertet – insbesondere der Verteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit sowie der Entscheidungs- und Handlungsmacht innerhalb der Familie.

Von den insgesamt 63 befragten Personen berichteten 55 von einer nicht-ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen in ihrer Kindheit, während acht Personen eine ausgewogene Aufteilung beschrieben. Gegenwärtig leben 22 Personen in familiären Konstellationen mit ausgewogener Ressourcenverteilung, während 41 aktuell eine nicht-ausgewogene Ressourcenverteilung erleben. Es ist hervorzuheben, dass unter den 22 Personen, die heute Geschlechtergerechtigkeit und eine ausgewogene Ressourcenverteilung erleben, vier bereits in der Kindheit unter ähnlichen Bedingungen aufgewachsen sind, während 18 Personen von einem Wandel berichten (Details dazu siehe Kapitel 3.2 bis 3.4).

Vergleichsfälle - „Matched Pairs“

Für die vertiefende Analyse wurden innerhalb der Stichprobe sogenannte „Matched Pairs“ identifiziert. Dabei handelt es sich um Fallpaare, die über identische soziodemografische Merkmale verfügen – dazu zählen insbesondere Geschlecht, Alter (± 10 Jahre), Bildungsstand, Herkunft und Wohnort – und zudem eine vergleichbare Ausgangssituation in ihrer Herkunftsfamilie hinsichtlich erlebter Gewalt und Geschlechterverhältnissen aufweisen. Entscheidend ist jedoch, dass sich diese Fälle in ihrer aktuellen familiären Situation unterscheiden.

So wird etwa ein Matched Pair dadurch gebildet, dass zwei Personen mit vergleichbarer Herkunft und ähnlicher Kindheitserfahrung (z. B. beide wuchsen unter Bedingungen von Gewalt und Geschlechterungerechtigkeit auf) heute in unterschiedlichen Konstellationen leben – etwa eine Person in einem gewaltfreien und geschlechtergerechten Umfeld (ausgewogenen Ressourcenverteilung), die andere in einem von Gewalt und Ungleichheit geprägten Setting.

3. Geschlechterverhältnisse, Care-Arbeit und Arbeitsteilung in Familie und Partnerschaft

3.1. Einstellungen und Leitbilder: Geschlechterrollen und Gleichstellung

Die Frage, wie gesellschaftliche Leitbilder zu Geschlecht, Familie und Arbeit in konkreten Lebenskontexten wirksam werden, bildet einen Untersuchungsgegenstand der GEQ-AT Studie. Dabei stehen nicht nur gesetzliche Rahmenbedingungen und gleichstellungspolitische Maßnahmen im Fokus, sondern auch jene kulturellen und normativen Vorstellungen, die alltägliche Entscheidungen, familiäre Arrangements und institutionelle Strukturen prägen. Vor dem Hintergrund persistenter geschlechtsspezifischer Ungleichheiten – etwa in der Aufteilung von Care-Arbeit, der Erwerbsteilhabe oder im Zugang zu politischen Gestaltungsräumen – kommt den Einstellungen der Befragten zu Geschlechterrollen, Arbeitsteilung und Familienmodellen besondere Relevanz zu. Sie geben Aufschluss darüber, wie Gleichstellung gesellschaftlich verankert ist, wo normative Brüche sichtbar werden und welche Spannungen zwischen Ideal und gelebter Praxis bestehen.

Das vorliegende Kapitel untersucht auf der Grundlage quantitativer und qualitativer Daten, die im Rahmen der GEQ-AT Studie erhoben wurden, welche Leitbilder und Einstellungen in Bezug auf Geschlecht, Gleichstellung und familiäre Arbeitsteilung in Österreich vorherrschen, welche Unterschiede sich entlang soziodemografischer Merkmale abzeichnen und inwieweit normative Vorstellungen im Alltag stabilisiert oder hinterfragt werden. Besonderes Augenmerk gilt dabei der Frage, wie heteronormative und binäre Ordnungsmuster in familiären Kontexten reproduziert, aber auch irritiert und dekonstruiert werden. Die Kombination von standardisierten, quantitativen Befunden und qualitativen Befunden aus den Interviews erlaubt es, Spannungsfelder zwischen Ideal und Realität, Struktur und Handlung sowie Norm und Abweichung differenziert zu beleuchten.

Quantitative Befunde: Einstellungen zu Familienrollen, Gleichstellung und Geschlechterrollen

Die Ergebnisse der quantitativen Befragung zeigen deutlich: Die überwiegende Mehrheit der Befragten betrachtet die Gleichstellung der Geschlechter als einen wichtigen gesellschaftlichen Wert. 70% stimmen dieser Aussage sehr zu, knapp ein weiteres Viertel stimmt eher zu. Dabei wird ein geschlechterbezogener Unterschied sichtbar: Während 76% der befragten Frauen* der Aussage voll zustimmen, sind es bei den Männern* 64% (siehe Abbildung 5).

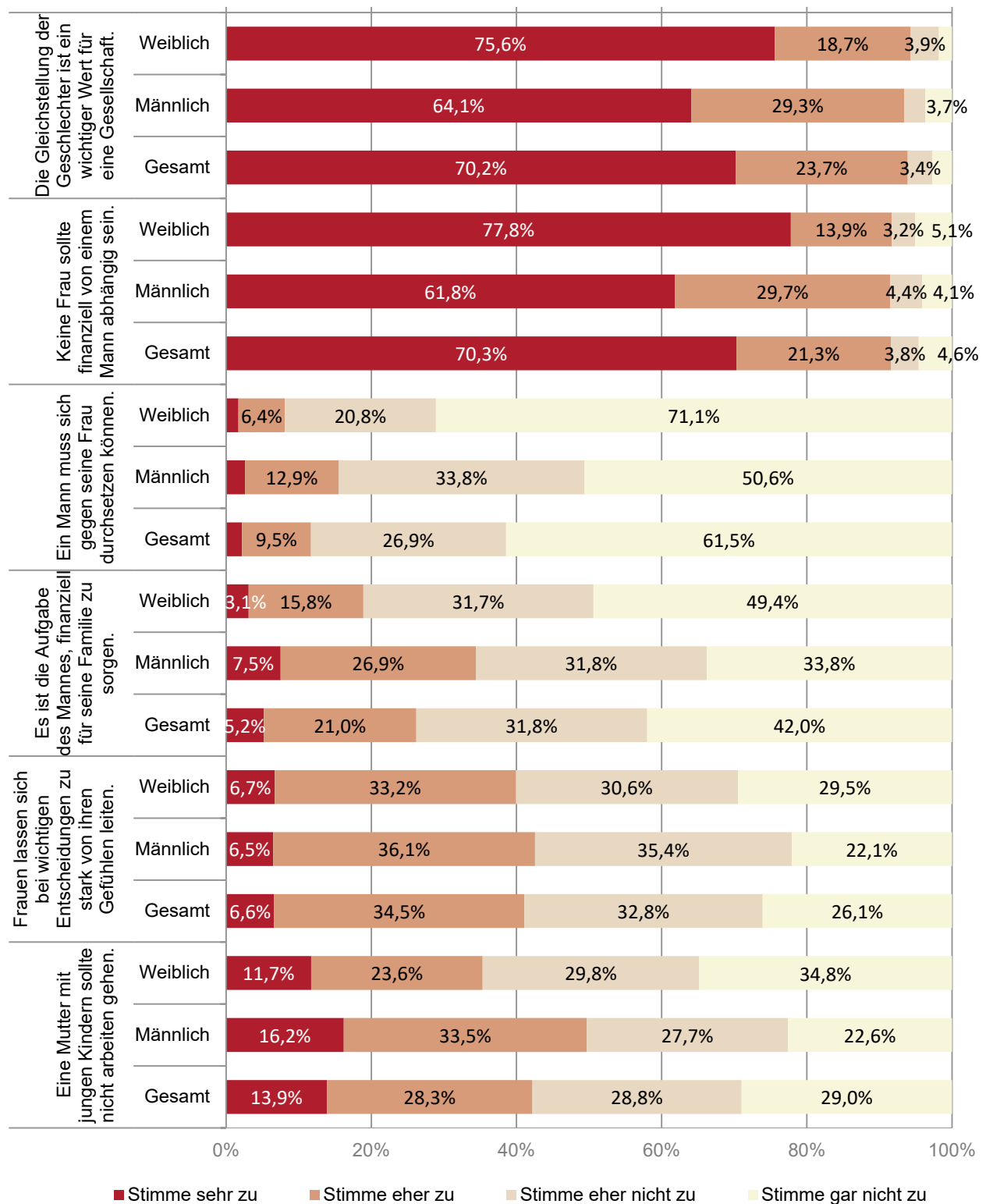
Umgekehrt stoßen Aussagen, die traditionelle Geschlechterrollen befürworten, mehrheitlich auf Ablehnung – besonders deutlich bei weiblichen Befragten. So stimmen 78% der Frauen* der Aussage „Keine Frau sollte finanziell von einem Mann abhängig sein“ sehr zu, weitere 14%

eher. Bei den Männern* liegt die volle Zustimmung bei knapp zwei Dritteln, etwa 30% stimmen eher zu.

Eine besonders starke Ablehnung erfährt die Aussage, „Ein Mann müsse sich gegen seine Frau durchsetzen können“: 71% der befragten Frauen* lehnen dies sehr, weitere 21% eher ab; bei den Männern* lehnen allerdings nur knapp über 50% diese Aussage sehr ab, weitere 34% eher. Auch hier zeigen sich klare Geschlechterunterschiede. Männer* vertreten zudem häufiger die Ansicht, dass es die Aufgabe des Mannes* sei, finanziell für die Familie zu sorgen, und dass Frauen* mit kleinen Kindern nicht erwerbstätig sein sollten.

Geringere geschlechterbezogene Unterschiede, aber zugleich die höchsten Zustimmungswerte verzeichnet die Aussage: „Frauen lassen sich bei wichtigen Entscheidungen zu stark von ihren Gefühlen leiten“ – rund 40% der Befragten stimmen dem voll oder eher zu.

Abbildung 5: Einstellung zu Gleichstellung und Familienrollenbildern, nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss zwischen 89 und 206, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

Zusammengenommen¹³ zeigt sich, dass zwei Drittel der Befragten ein traditionelles Familien- und Geschlechterrollenbild (eher) ablehnen und ein Drittel dem (eher) zustimmt. Die Einstellungen unterscheiden sich in Abhängigkeit von sozio-demografischen Merkmalen. So ist – vergleichbar mit der Frage nach dem Wert von Gleichstellung für die Gesellschaft – bei weiblichen Befragten eine stärkere Ablehnung von traditionellen Einstellungen feststellbar, wobei die Differenz fast 20 Prozentpunkte beträgt (76% vs. 57%). Darüber hinaus werden Unterschiede mit Blick auf das Alter der Befragten deutlich: Personen, die 65 Jahre und älter sind, stimmen einem traditionellen Familien- und Geschlechterrollenbild eher zu (47%). Bei jüngeren Befragten lehnt, je nach Alterskategorie, mindestens ein Drittel ein solches Rollenbild ab (siehe Tabellenanhang).

Auch der Wohnort scheint mit den Einstellungen der Befragten in einem Zusammenhang zu stehen. Fast 80% derer, die zum Zeitpunkt der Erhebung in größeren Städten (über 100.000 Einwohner*innen) leben, lehnen traditionelle Rollenbilder (eher) ab. Bei jenen, die in mittelgroßen und kleinen Städten leben, trifft dies auf etwas mehr als zwei Drittel zu bzw. in ländlichen Gemeinden auf rund 63% (siehe Tabellenanhang).

Ein linearer Zusammenhang ist hinsichtlich des Bildungsniveaus feststellbar: Fast 90% der Personen mit einem tertiären Bildungsabschluss lehnen ein traditionelles Rollenbild (eher) ab. Bei den Befragten mit Maturaniveau sind es ungefähr zwei Drittel und bei Personen mit geringem Abschluss rund 58% (siehe Tabellenanhang).

Eine deutlich stärkere Streuung zeigt sich bei Fragen, die heteronormative¹⁴ Einstellungen erheben (siehe Abbildung 6). Der Aussage, dass es nur zwei Geschlechter gibt, wird von einem Viertel sehr und rund 22% eher zugestimmt, wobei auch hier wiederum Frauen* im Vergleich zu Männern* die Zweigeschlechtlichkeit stärker in Frage stellen. Ein ähnliches Muster zeigt sich bei Fragen, die die Infragestellung heteronormativer Vorstellungen betreffen. So befürwortet über die Hälfte der befragten Frauen* sehr deutlich, dass Kinder früh lernen sollten, dass Homosexualität eine normale Form der sexuellen Orientierung ist – ein Zustimmungswert, der rund 17 Prozentpunkte über jenem der männlichen Befragten liegt. Auch bei der Aussage, dass Menschen selbst bestimmen können sollten, welchem Geschlecht sie sich zugehörig fühlen, zeigen sich deutliche Unterschiede: Frauen* lehnen traditionelle Geschlechterzuschreibungen signifikant häufiger ab als Männer* und unterstützen stärker die Anerkennung geschlechtlicher Selbstbestimmung.

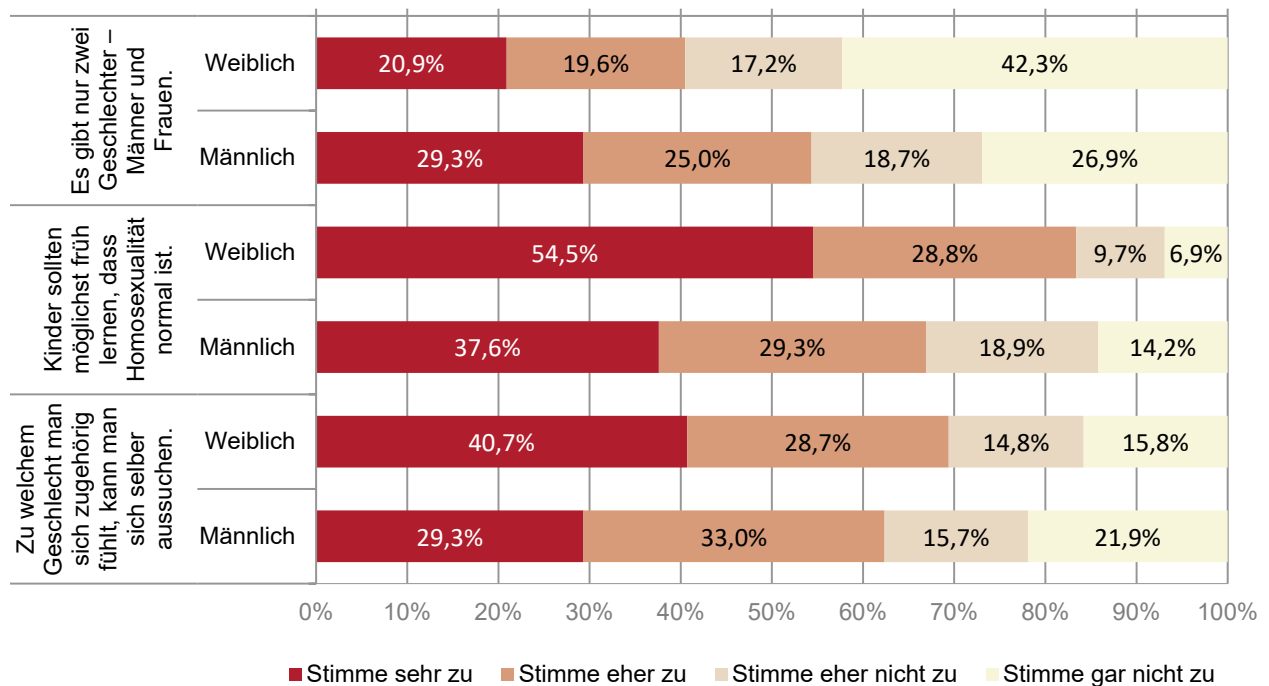
Ähnliche Muster zeigen sich auch nach Bildungsniveau, wobei gilt, dass Personen mit einem tertiären Ausbildungsabschluss heteronormative Einstellungen eher ablehnen, wohingegen

¹³ Die in Abbildung 5 angezeigten Einstellungsfragen wurden inhaltlich umcodiert, zu einem Summenindex zusammengefasst und anschließend in die Kategorien „(eher) Ablehnung“ und „(eher) Zustimmung“ geteilt.

¹⁴ Heteronormativität ist ein Begriff aus der Gender- und Queer-Theorie und beschreibt eine gesellschaftliche Annahme, die Heterosexualität und binäre Geschlechterordnungen (also „Mann“ und „Frau“) als natürlich, allgemeingültig und unveränderlich voraussetzt.

diese gesellschaftliche Perspektive insbesondere von Personen ohne Matura vertreten wird (siehe Tabellenanhang).

Abbildung 6: Einstellung zu Gleichstellung und heteronormativen Werten, nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss zwischen 89 und 206, gewichtete Stichprobe

Qualitative Befunde: Einstellungen zu Geschlechtergerechtigkeit zwischen normativen Leitbildern, struktureller Persistenz und individuellen Aushandlungen

Die qualitativen Interviews verweisen auf ein heterogenes Spektrum geschlechterbezogener Haltungen, das zwischen affirmativer Reproduktion tradiertter Rollenmuster, pragmatisch-flexiblen Arrangements und egalitären Leitbildern oszilliert. Die Vorstellungen der Interviewten zur Organisation von Erwerbs- und Sorgearbeit sowie zur Bedeutung von Geschlecht im familialen Kontext sind dabei nicht nur Ausdruck individueller Präferenzen, sondern auch tief verwoben mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, normativen Erwartungshaltungen und strukturellen Ungleichheitsverhältnissen.

Die folgende Analyse systematisiert diese Einstellungen entlang von zentralen Dimensionen: (A) Geschlechterrollenhaltungen, (B) Vorstellungen von Arbeitsteilung, und (C) ökonomischen Einflussfaktoren. Perspektiven auf Geschlecht jenseits der Binarität (D) werden ebenso beleuchtet wie das Spannungsfeld zwischen Idealvorstellungen und gelebter Realität (E).

A) Geschlechterrollenhaltungen: Zwischen Tradition und Wandel

Im Sinne des Konzepts des Doing Gender (vgl. West & Zimmerman 1987) wird deutlich, dass geschlechtliche Ordnung in familiären Kontexten nicht als stabile Kategorie existiert, sondern in alltäglichen Interaktionen immer wieder aktiv hergestellt, bestätigt oder auch infrage gestellt wird. Die Interviews verweisen auf ein breites Spektrum geschlechtsspezifischer Haltungsmuster – von traditionell-konservativen bis hin zu kritisch-reflexiven Positionen, die normative Erwartungen an Geschlecht bewusst hinterfragen.

Einzelne Aussagen lassen sich im Sinne von Undoing Gender (vgl. Deutsch 2007) interpretieren, also als Praktiken, die vorherrschende Geschlechternormen gezielt unterlaufen oder dekonstruieren. Zugleich zeigen andere Aussagen, wie tief hegemoniale Vorstellungen von Männlichkeit (vgl. Connell 1995 & 2015) – etwa in Form von Alleinernähreridealen oder emotionaler Zurückhaltung – in familiären Selbstverständnissen verankert bleiben.

Ein beträchtlicher Teil der insbesondere älteren Befragten befürwortete eine arbeitsteilige Organisation der Familie, bei der Männer* als Hauptverdiener und Frauen* als primäre Care-Akteur*innen fungieren. Diese Konstellationen sind häufig durch eine helfende Männlichkeit gekennzeichnet: Männer* beteiligen sich punktuell an Sorgeaufgaben, ohne jedoch die primäre Verantwortung zu übernehmen – ein Muster, das strukturelle Asymmetrien stabilisiert, ohne diese grundlegend zu verändern (vgl. Daminger 2019).

„Die Kinder waren so stolz, dass ich das mache (...) mein Mann hat mich so unterstützt. Also er hat Urlaub genommen, dass ich auf die Exkursion fahren kann. Und er hat dann auch am Wochenende die Kinder immer genommen, weil ich (...) so habe (...) ich dann noch eine Vorlesung mehr oder Seminar mehr machen können. Und da hat sich mein Mann hat sich immer um die Kinder gekümmert.“

(50 OP, weiblich, 61 J)

In einzelnen Fällen traten naturalisierende Argumentationen zutage, in denen Geschlechterrollen durch biologische Differenz und ungleiche Geschlechterverhältnisse deterministisch begründet wurden. Diese Perspektiven verweisen auf die gesellschaftliche Konkurrenz unterschiedlicher Deutungsregime von Geschlecht – etwa zwischen essentialistischen und konstruktivistischen Ansätzen (vgl. Butler 1990; Klinger 2010).

Gleichzeitig zeigte sich bei einem mindestens ebenso großen Anteil der Befragten eine kritische Haltung gegenüber bestehenden Machtverhältnissen. Die Befragten reflektierten gesellschaftliche Rückschritte in Gleichstellungspolitiken, verwiesen auf konservative Geschlechternormen und forderten politische wie kulturelle Transformationen hin zu tatsächlicher Geschlechtergerechtigkeit. Insbesondere die politische Entwicklung der letzten Jahre wurde als problematisch wahrgenommen, da konservative politische Kräfte Strukturen favorisieren würden, durch welche bestehende Ungleichheiten fortgeschrieben werden.

„Also die Gesellschaft an sich (...) finde ich, hat sie in die letzten Jahre wieder in Richtung konservativ entwickelt. Also ich habe das Gefühl, wir haben in Österreich einen Rückschritt gemacht. (...) Und das geht nicht nur, finde ich, von der gesellschaftlichen Ebene, sondern auch von der politischen Ebene aus. Wenn man eben sieht, welche Sozialleistungen gekürzt werden, welche werden erhöht, wofür wird wirklich Geld ausgegeben? Welche Parteien, welche Politiker, Politikerinnen werden in was für ein Amt gewählt und was? Was sagen die halt auch für Dinge? (...) Dann merkt man, finde ich, dass sich da einfach was in eine negative Richtung entwickelt hat. Also vor allem nicht in Richtung mehr Geschlechtergerechtigkeit, mehr Geschlechtergleichstellung, sondern einfach wieder rückläufig. Finde ich. Und das spiegelt sich ja in der Gesellschaft wider.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

B) Vorstellungen von Arbeitsteilung: Zwischen Gleichverteilung, Pragmatismus und Skepsis

Die Diskussionen zur Aufteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit lassen sich in drei Hauptkategorien unterteilen:

Gleichberechtigte Aufteilung als Ideal

Zahlreiche Befragte formulierten ein explizit egalitäres Leitbild, das die „50:50“-Aufteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit anstrebt. Argumentiert wurde mit partnerschaftlicher Fairness, der Relevanz für kindliche Entwicklung und der Notwendigkeit, geschlechterbezogene Ungleichheiten – wie den Gender Pay Gap, Gender Pension Gap und Gender Care Gap – zu reduzieren (vgl. Fraser 1994; Winker 2015). In dieser Perspektive wird Care-Arbeit nicht nur als weibliche Aufgabe, sondern als geteilte Verantwortung verstanden – eine Sichtweise, die an das Konzept Caring Masculinities (vgl. Scambor et al. 2013; Elliott 2016) anschließt.

„Also es müssen beide arbeiten gehen. (...) Und das gehört für mich einfach auch zu einer gerechteren Verteilung (...) und aber auch vielleicht zu einem gesellschaftlichen Umdenken, Wenn erstens mehr Frauen bereit sind, für sich selber einzustehen und wirklich auch zu sagen: ‚Hey, das geht so nicht. Ich will das anders haben.‘ Und auf der anderen Seite dann aber auch die Männer genauso bereit sind, für ihre Kinder da zu sein und zu sagen: ‚Hey, ich will das und ich lass mich doch jetzt nicht von meinem Chef, meiner Chefin irgendwie abmachen, weil ich will in Karenz gehen.‘ Ja, also auf meinem jetzigen Arbeitsplatz sehe ich das als sehr positives Beispiel, dass da einige Männer wirklich schon in längerer Karenz waren. (...) Also einer ist für anderthalb Jahre in Karenz gewesen. Ein anderer war für ein 3/4 Jahr in Karenz. Wieder ein anderer war für drei Monate. Drei Monate, aber ist trotzdem länger als der Durchschnitt.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

Situationsabhängige und pragmatische Modelle

Andere Interviewte präferierten eine flexible Arbeitsteilung, die sich an ökonomischen, emotionalen und alltagspraktischen Bedingungen orientiert. Diese Haltungen reflektieren zwar Gleichstellungsorientierung, sind jedoch eingebettet in strukturelle Ungleichheiten, insbesondere in Bezug auf Lohnunterschiede und die Erwerbsbeteiligung von Frauen*. Die Berufswahl, soziale Herkunft oder betriebliche Rahmenbedingungen begrenzen hier reale Handlungsspielräume – ein Umstand, der die Notwendigkeit institutioneller Veränderungen unterstreicht (vgl. Gildemeister 2013). Deutlich wird dies in Aussagen, die situative Aushandlungsprozesse betonen, wie im folgenden Beispiel:

„Ich glaube, da sind viele Faktoren wichtig. Wenn der Vater eine schwere körperliche Arbeit hat, verdient er meiner Meinung nach zumindest eine Stunde Pause. Je nachdem, wie es die Kinder zulassen, dass er sich immer körperlich erholen kann. Wenn er nicht fit ist, kann er sich auch nicht ordentlich um die Kinder kümmern (...) Wenn er jedoch nach einem ewig langen Tag heimkommt und körperlich erschöpft ist und er sieht, die Mutter ist einfach mit den Nerven am Ende, dann muss er halt einmal zurückstecken und die Kinder nehmen. Also ich glaube nicht, dass man so pauschalisiert sagen kann, das ist situationsabhängig (...) Wichtig ist dieses Sprechen. Er ist nach Hause gekommen und du? Ist es okay? Ich muss mich jetzt mal Viertelstunde mit einem Kaffee hinsetzen. Ich bin voll fertig. Für mich war das dann okay.“

(43 JS, weiblich, 35 J)

Das Zitat verdeutlicht, wie in Partnerschaften Care- und Hausarbeit in Abhängigkeit von Erschöpfungszustand, Tagesform und gegenseitiger Kommunikation organisiert wird. Gleichwohl bleibt die Aufteilung in solchen Modellen stark an individuelle Belastungslagen gekoppelt und wird nicht systematisch an strukturelle Gleichstellungsziele gebunden.

Eine andere Aussage verdeutlicht eine Haltung, die Care- und Hausarbeit primär nach individuellen Bedürfnissen und Präferenzen organisieren möchte. Eine strikte Gleichverteilung wird explizit abgelehnt, stattdessen soll die Aufteilung flexibel und an den jeweiligen Vorlieben orientiert erfolgen.

„Man sollte die Care-Arbeit und die Hausarbeit nach den Bedürfnissen einrichten. Also ich bin jetzt kein Verfechter davon, dass jeder alles machen muss, sondern man kann sich das in einer Beziehung durchaus aufteilen, wie jeder seine Präferenzen hat.“

(03VS, weiblich, 38 J)

Dieses Modell kann zwar geschlechtergerechte Arrangements ermöglichen, birgt jedoch das Risiko, bestehende Geschlechterrollen unreflektiert fortzuschreiben, wenn Präferenzen – wie häufig – durch soziale und ökonomische Strukturen vorgeprägt sind (vgl. West & Zimmerman 1987; Gildemeister 2013). Die Aussage verzichtet auf eine Auseinandersetzung mit strukturellen Faktoren wie Lohnunterschieden, Arbeitsmarktbedingungen oder institutionellen Rahmenvorgaben und verbleibt damit auf der Mikro-Ebene bei einer individuellen Aushandlung.

Gleichstellungsorientierung wird nicht ausgeschlossen, jedoch an individuelle Vorlieben gebunden, deren Entstehungsbedingungen selbst durch geschlechtsspezifische Ungleichheiten geprägt sein können.

In einigen Aussagen wurde die Organisation von Care-Arbeit nicht primär über Gleichheits- oder Gerechtigkeitsprinzipien, sondern über vermeintlich persönliche Eignungen begründet. Dabei wurde argumentiert, dass jene Person zu Hause bleiben sollte, die sich „besser“ um ein Neugeborenes kümmern könne oder eine stärkere Bindung entwickle. In manchen Fällen erfolgte diese Argumentation implizit, in anderen – wie im vorliegenden Beispiel – explizit mit Bezug auf die Mutterrolle: *„Da gibt es dieses diese Spannung wieder zwischen. (...) Haltung, Ideologie und Biologie und Gesellschaft (...) In das erste Lebensjahr braucht das Baby ganz viel die Mama“* (24 JS, weiblich, 56 J). Diese Aussage verbindet individuelle Einschätzung mit einer biologisierenden Rahmung, in welcher die Mutter als naturgemäß primäre Bezugsperson für das Kind positioniert wird. Damit verschiebt sich die Begründung für Arbeitsteilung von einer partnerschaftlichen Aushandlung hin zu einer essentialistischen Logik, die biologische Differenz als Argument heranzieht. Durch naturalisierte Zuschreibungen treten soziale und kulturelle Einflüsse auf Bindungs- und Fürsorgepraktiken zugunsten einer biologisch deterministischen Sichtweise in den Hintergrund (vgl. Klinger 2010). Dadurch wird die gesellschaftliche Arbeitsteilung der Geschlechter legitimiert und stabilisiert, auch wenn sie als auf „Eignung“ basierend formuliert wird.

Einige schlugen ein rotierendes Modell vor, in dem Eltern ihre Erwerbstätigkeit und Care-Arbeit in kürzeren Intervallen aufteilen, etwa durch Wechsel im Drei- oder Viermonatsrhythmus. Dies, so wurde vermutet, könne die negativen beruflichen Auswirkungen für beide Geschlechter minimieren und dennoch eine enge Bindung zu den Kindern ermöglichen.

„Was ich auch super finde ist, wenn man diese Kinderbetreuungssachen nicht immer auf ein Jahr machen müsste, sondern, dass man zum Beispiel sagen kann, dass einer die ersten drei vier Monate zu Hause bleibt und dass man alle drei vier Monate wechseln kann. Dann ist er nicht mehr so lange von der Arbeit weg. Die Kinder haben trotzdem immer beide und man hat dazwischen, wenn eine Phase vorbei ist, Pause, bevor man die übernächste wieder macht. Und die nächste macht dann der Partner oder so. Also warum das immer alles so auf drei Jahre oder ein Jahr festgelegt werden muss, verstehe ich nicht.“

(03 VS, weiblich, 38 J)

Skepsis gegenüber egalitärer Arbeitsteilung

Vereinzelt äußerten sich Interviewte kritisch gegenüber dem Ideal einer vollständigen Gleichverteilung. Praktische Hindernisse – etwa restriktive Arbeitgeber*innenkulturen, gesellschaftliche Erwartungen oder berufliche Stigmatisierung von sorgenden Männern* – wurden als zentrale Barrieren benannt. Diese Aussagen verweisen auf die Relevanz geschlechtlich kodierter Institutionen (vgl. Acker 1991, 1992, 2006), in denen Erwerbszentrierung als männliche Norm verankert bleibt.

„Und das finde ich gut, dass es gesetzliche Regelungen jetzt gibt. Papamonat usw., das ist voll gut. Nur ich muss mir trotzdem anschauen. Eine Familie muss ja leben können. Und meistens, wenn der Familienernährer, der der Vater ist, weil er halt mehr verdient. Ist halt schwierig. Und leider und leider gibt es auch sehr viele Arbeitgeber, wo die Väter immer unabkömmlich sind. Und da wird in der Kultur der Arbeitgeber einmal im Kopf drinnen, einmal was sich ändern müssen.“

(35 OP, weiblich, 61 J)

„Aber ich weiß halt nicht was passiert, wenn man versucht ein Gleichgewicht reinzubringen,. Oder man sagt 50/50, weil ich eben die Erfahrung gemacht habe, dass sobald wir im Ungleichgewicht waren und ich in der schwächeren Position war, dann hat das mit meinem Ex funktioniert. Aber sobald ich das ein bisschen umgedreht habe, hat das nicht mehr funktioniert, weil er natürlich dem typischen Bild eines Mannes in der Gesellschaft nicht mehr entsprochen hat (...) ich weiß nicht, ob das so einfach umsetzbar ist. Man sagt ja 50:50. Aber was macht das mit dem Mann, wenn er in dieser schwächeren Position ist? Was macht das mit ihm? Wie wird er von anderen gesehen? Von außen? (...) Die werden dann sagen ‚Heast, was ist mit dir los? Lasst dich unterbuttern?‘“

(05 VS, weiblich, 33 J)

Die beiden Zitate verdeutlichen unterschiedliche Facetten von Skepsis gegenüber einer vollständigen Gleichverteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit.

Im ersten Zitat werden Geschlecht und ökonomische Strukturen direkt miteinander verknüpft: Der Mann ist „Familienernährer“, weil er „halt mehr verdient“. Hier überlagern sich geschlechterbezogene Lohnunterschiede mit Erwerbsbiografien, die durch Berufswahl, Bildungszugang und Arbeitsmarktsegregation geprägt sind. Der Verweis auf restriktive Arbeitgeber*innenkulturen zeigt zudem, wie geschlechtlich kodierte Institutionen (vgl. Acker 1991, 1992, 2006) männliche Vollzeitwerbstätigkeit privilegieren und Care-Engagement von Männern* sanktionieren. Dieser Effekt kann für Männer* aus einkommensschwächeren, weniger geschützten Beschäftigungssegmenten noch verstärkt auftreten, da dort Arbeitszeitanpassungen oder Care-Auszeiten oft existenziell riskant sind.

Das zweite Zitat rückt die Achse Geschlecht in Verbindung mit sozialer Wahrnehmung und symbolischem Status in den Vordergrund. Die beschriebene Erfahrung, dass Beziehungsgleichgewicht nur unter der Bedingung einer „schwächeren Position“ der Frau* funktionierte, verdeutlicht, wie stark männliche Identität über ökonomische und machtbegleitende Überlegenheit definiert wird. Die antizipierte soziale Sanktion („Lasst dich unterbuttern?“) verweist auf eine Peer- und Community-Ebene, in der Abweichungen von hegemonialen Männlichkeitsnormen nicht nur individuell, sondern auch kollektiv bewertet werden. Solche Zuschreibungen können durch weitere Differenzlinien verstärkt werden – etwa durch Alter, regionale Milieus oder kulturelle Herkunftskontexte, in denen geschlechterbezogene Rollenerwartungen besonders rigide verankert sind.

Intersektional betrachtet, zeigen beide Beispiele, dass egalitäre Arbeitsteilung nicht nur an der Dimension Geschlecht scheitern kann, sondern an der Überlagerung von Geschlecht,

ökonomischer Klassenlage, institutionellen Strukturen und kulturellen Normsystemen. Diese Mehrdimensionalität macht deutlich, dass politische und betriebliche Gleichstellungsstrategien nicht eindimensional ansetzen dürfen, sondern zugleich ökonomische Sicherheit, betriebliche Kulturveränderung und die Dekonstruktion sozialer Statusnormen männlicher Erwerbszentrierung adressieren müssen.

Insgesamt zeigen die Aussagen, dass Skepsis gegenüber egalitärer Arbeitsteilung nicht zwangsläufig auf einer Ablehnung von Gleichstellungsidealen beruht, sondern häufig auf der Wahrnehmung struktureller und kultureller Hürden. Diese wirken als doppelte Barriere: ökonomisch-institutionell durch ungleiche Einkommen und betriebliche Präsenznormen sowie sozial-kulturell durch Stigmatisierung und Statusverlust männlicher Sorgearbeit.

C) Zur Relevanz ökonomischer Faktoren: Strukturelle Rahmenbedingungen als limitierende Kraft

Ein zentrales Motiv in den Interviews ist die ökonomische Determiniertheit geschlechterbezogener Arbeitsteilung. Der Gender Pay Gap wird nicht nur als strukturelles Problem erkannt, sondern als unmittelbarer Einflussfaktor für private Sorgeentscheidungen beschrieben. Frauen* mit geringerem Einkommen übernehmen häufiger unbezahlte Care-Arbeit, was sich in langfristiger ökonomischer Benachteiligung niederschlägt – etwa in Bezug auf Altersarmut oder finanzielle Abhängigkeit.

Einige Befragte plädieren für Maßnahmen wie automatisiertes Pensionssplitting, verpflichtende Väterbeteiligung in Karenzzeiten oder ein bedingungsloses Grundeinkommen für Sorgearbeit. Diese Forderungen greifen auf Konzepte der Umverteilung und Anerkennung zurück (vgl. Fraser 2003) und adressieren die Notwendigkeit einer gesamtgesellschaftlichen Neubewertung unbezahlter Reproduktionsarbeit.

D) Kritische Reflexionen auf gesellschaftliche Entwicklungen: Geschlecht jenseits der Binarität - Leerstelle, Impuls und strukturelle Begrenzung

Die qualitativen Interviews kreisen überwiegend um eine binäre Geschlechterordnung, in der „Mann“ und „Frau“ als zentrale Bezugskategorien fungieren. Die dominierenden Erzählungen beziehen sich auf heterosexuelle Paarbeziehungen mit Kindern und behandeln Fragen der Aufteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit primär im Rahmen dieser Konstellation. Queere Perspektiven bleiben in den Aussagen weitgehend unbenannt – ein Befund, der auf eine zentrale Leerstelle im aktuellen gesellschaftlichen Diskurs, wie in familienpolitischen Strukturen verweist.

Geschlecht binär gedacht: Heteronormative Bezugspunkte als Normalform

In der Mehrheit der Interviews spiegelt sich eine normative Orientierung an einem heteronormativen Familienmodell wider. Die Vorstellungen von Geschlechterrollen, Zuständigkeiten und Vereinbarkeitsfragen sind in der Regel an das klassische Zwei-Eltern-Modell mit geschlechtlich differenzierter Arbeitsteilung gebunden. Dies zeigt sich sowohl in expliziten Aussagen als auch in der impliziten Struktur der Erzählungen.

Trotz der Dominanz binärer Geschlechterkategorien lassen sich in einigen Beiträgen jedoch Ansätze zu einer kritisch-reflexiven Haltung erkennen. So äußern einzelne Interviewpartner*innen den Wunsch, traditionelle Erwartungen an geschlechterbezogene Zuständigkeiten, etwa im Hinblick auf Karenz oder Erwerbsarbeit, zu hinterfragen:

„Also einfach die die Aufteilung zwischen Männern und Frauen nicht in einzelne Schubladen geschoben werden können, sondern dass alle alles machen können und alles machen sollen, wie es für sie am besten passt. Und damit sich keiner irgendwo hineingedrängt fühlt, in eine Schublade, in eine, in ein Geschlecht hinein gedrängt fühlt.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

Solche Aussagen markieren Öffnungen in Richtung eines entkategorisierten, diversitätssensiblen Geschlechterverständnisses.

Unsichtbarkeit und Ausschluss: Gleichgeschlechtliche Elternschaft im Schatten des Zwei-Eltern-Modells

Gleichgeschlechtliche Paare werden in den Interviews nur vereinzelt thematisiert, und zwar vorwiegend im Zusammenhang mit strukturellen Ausschlüssen und familienpolitischer Diskriminierung. Dabei wird insbesondere auf rechtliche Hürden bei Adoptionen sowie auf die fortbestehende Ausrichtung familienpolitischer Leistungen am heterosexuellen Zwei-Eltern-Modell hingewiesen.

„Also für die ist das immer (...) heißt: Österreich ist so gut für Familien und keine Ahnung finde ich ist für Dinge, die wir als alternative Familien sahen, wo man jetzt nicht verheiratet und Mann, Frau ist oder was auch immer, gibt es immer noch sehr viele und große Hürden, was die Adoption von Kinder, von Partner, Partnerin angeht bei gleichgeschlechtlichen Paaren.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

Trotz rechtlicher Fortschritte im Adoptionsrecht, so die Befragte, seien gleichgeschlechtliche Paare weiterhin mit institutionellen Barrieren konfrontiert. Gleichzeitig wird kritisiert, dass zahlreiche Fördermaßnahmen für Familien nach wie vor auf das klassische Modell „Mann + Frau + Kind“ zugeschnitten seien. Auch die gesetzliche Regulierung von Karenz und Elternzeit wird als heteronormativ kodiert beschrieben: Gleichgeschlechtliche Paare stoßen hier auf strukturelle Hürden, etwa bei der Zuordnung von Karenzansprüchen oder beim Zugang zu familienpolitischen Leistungen. Die Interviews verweisen damit auf die normative Wirkung sogenannter *gendered institutions*¹⁵ (vgl. Acker, 1991, 1992, 2006), die geschlechtliche und familiäre Vielfalt strukturell einschränken.

¹⁵ *Gendered institutions*, ein Konzept der US-amerikanischen Soziologin Joan Acker, beschreibt, wie gesellschaftliche Institutionen strukturell von Geschlecht durchzogen sind – also wie Geschlechterverhältnisse in ihre Organisation, Funktionslogik und Praktiken eingeschrieben sind.

Neben rechtlichen Rahmenbedingungen thematisierten die Interviews auch sozioökonomische und kulturelle Hürden, mit denen nicht-traditionelle Familienmodelle konfrontiert sind. Mehrere Interviewpartner*innen verwiesen auf die prekäre institutionelle und gesellschaftliche Unterstützung von Sorgearrangements jenseits des heteronormativen Mainstreams. So wird etwa angemerkt, dass bereits heterosexuelle Männer* mit erheblichen Hürden konfrontiert seien, wenn sie längere Karenzzeiten in Anspruch nehmen möchten – für Familien mit zwei Vätern gestalte sich dies noch deutlich schwieriger.

Die Analyse macht deutlich, dass gleichgeschlechtliche Elternschaft im Spannungsfeld mehrerer, sich überlagernder Ungleichheitsdimensionen verortet ist. Rechtliche Einschränkungen – etwa bei Adoptionen oder der Zuordnung von Karenzansprüchen – wirken zusammen mit sozioökonomischen Faktoren wie Einkommensunterschieden und prekären Beschäftigungsverhältnissen, die die Realisierung egalitärer Sorgearrangements erschweren. Hinzu kommt die normative Kraft heteronormativer Leitbilder, die in familienpolitischen Maßnahmen und betrieblichen Regelungen fortgeschrieben werden und so nicht nur rechtliche, sondern auch kulturelle Ausschlüsse stabilisieren. Aus intersektionaler Perspektive wird deutlich, dass Diskriminierung hier nicht allein auf der Ebene der sexuellen und geschlechtlichen Vielfalt wirkt, sondern in Wechselwirkung mit Geschlecht, Klasse und institutionellen Strukturen. Eine nachhaltige Gleichstellungspolitik muss daher rechtliche Gleichbehandlung, ökonomische Absicherung und die Dekonstruktion heteronormativer Normen gleichermaßen adressieren, um Sorgearrangements jenseits des Zwei-Eltern-Standards zu ermöglichen und langfristig zu stabilisieren (vgl. Crenshaw 1989; Lutz, Herrera Vivar & Supik 2013).

Symbolische Impulse für einen inklusiveren Geschlechterdiskurs

Einzelne Interviewaussagen deuten auf symbolisch relevante Impulse für einen offeneren Umgang mit Geschlecht hin. So wird der Begriff „Väterkarenz“ als normativ kritisiert, da er eine geschlechterstereotype Vorstellung von Zuständigkeit impliziere. Stattdessen plädieren Interviewte für eine geschlechtsneutrale Sprache, etwa durch die Verwendung des Begriffs „Elternkarenz“ unabhängig vom Geschlecht:

„Und das ist also so, dass es eben nicht mehr heißt Papamonat oder so oder Väterkarenz, sondern es ist einfach nur Karenz. Es ist Karenz wie jede andere. Man braucht es nicht betiteln als Väterkarenz oder Papamonat oder was auch immer.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

Solche sprachlich-symbolischen Interventionen markieren den Beginn eines diskursiven Wandels in Richtung *Gender Diversity* (vgl. Villa 2012; Hirschauer 2014). Sie zeigen, dass gesellschaftliche Veränderung nicht nur durch strukturelle Reformen, sondern auch durch sprachliche und kulturelle Praktiken vorangetrieben wird. Hierzu sei allerdings angemerkt, dass in vielen gleichstellungspolitischen Programmen und wissenschaftlichen Debatten bewusst der

Karenzmodelle, die implizit vom heterosexuellen Zwei-Eltern-Modell ausgehen, gelten als Ausdruck von *gendered institutions*.

Begriff Väterkarenz verwendet wird, um die Sichtbarkeit und Verbreitung von väterlicher Sorgearbeit zu fördern; wird stattdessen der neutralere Begriff Elternkarenz genutzt, kann dies zwar inklusiver wirken, gleichzeitig aber auch verschleiern, dass Care-Arbeit weiterhin vor allem von Frauen* geleistet wird.

E) Spannungsfeld zwischen Idealen und Realität

Die Interviews zeigen deutlich, dass es kein einheitliches Modell für eine gerechte Arbeitsteilung gibt. Während viele Befragte eine 50:50-Aufteilung als Ideal betrachten, sind sich die meisten bewusst, dass strukturelle, wirtschaftliche und gesellschaftliche Faktoren eine Gleichverteilung oft erschweren.

Es zeigt sich ein Spannungsfeld zwischen individuellen Wünschen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen: Während einige eine möglichst flexible und bedarfsorientierte Aufteilung bevorzugen, argumentieren andere, dass ohne strukturelle Änderungen echte Gleichberechtigung kaum erreicht werden kann.

Besonders deutlich wird, dass eine geschlechtergerechte Aufteilung der bezahlten und unbezahlten Arbeit nicht nur eine private Entscheidung ist, sondern maßgeblich von politischen und wirtschaftlichen Strukturen beeinflusst wird. Um langfristig mehr Gleichberechtigung zu erreichen, müssten tief verwurzelte Normen, wirtschaftliche Ungleichheiten und kulturelle Erwartungshaltungen hinterfragt und verändert werden.

Obwohl die Mehrheit der Aussagen auf heteronormative Familienmodelle fokussiert ist, gibt es einzelne Reflexionen über die Notwendigkeit einer diverseren Betrachtung von Geschlecht und Familienformen. Gleichgeschlechtliche Paare werden vereinzelt thematisiert, jedoch eher im Kontext rechtlicher oder finanzieller Herausforderungen. Nicht-binäre oder Trans-Personen werden in den Interviews nicht explizit benannt. Die Interviews zeigen, dass die gesellschaftliche Debatte um Geschlechtergerechtigkeit noch stark auf binäre Geschlechterkategorien und heteronormative Familienmodelle zentriert ist. Gleichzeitig zeigen sich aber erste Tendenzen zu einer kritischeren Auseinandersetzung mit diesen Strukturen und der Forderung nach mehr Flexibilität für alternative Familienformen.

Fazit: Zwischen Struktur, Norm und Aushandlung

Die Auswertung der quantitativen wie qualitativen Daten macht deutlich, dass Vorstellungen zu Geschlechterrollen, Care-Verantwortung und familialer Organisation zwischen affirmativer Reproduktion und kritischer Reflexion oszillieren. Eine Mehrheit der Befragten spricht sich für Gleichstellung und gegen traditionelle Rollenzuschreibungen aus – zugleich bleiben heteronormative Familienmodelle und binäre Geschlechtervorstellungen in vielen Aussagen implizit oder explizit dominant. Die normative Kraft geschlechtlich kodierter Institutionen wirkt auch dort fort, wo individuelle Einstellungen als progressiv erscheinen.

In den Interviews treten unterschiedliche Umgangsweisen mit strukturellen Ungleichheiten zutage: Manche Arrangements folgen pragmatischen Erwägungen, andere spiegeln tief

verankerte Leitbilder. Ökonomische Faktoren – insbesondere Einkommensverhältnisse – wirken dabei als zentrale Determinanten geschlechtlicher Arbeitsteilung und erschweren die Umsetzung egalitärer Ideale. Zugleich zeigen sich in einzelnen Aussagen Ansätze eines kulturellen Wandels, etwa durch die Infragestellung geschlechtsspezifischer Karenzregelungen oder die Forderung nach sprachlicher und institutioneller Öffnung.

Besonders auffällig ist die eingeschränkte Sichtbarkeit nicht-binärer Identitäten und queerer Familienformen: Sie bleiben im Diskurs weitgehend unsichtbar oder werden als Ausnahme thematisiert. Dies verweist auf die strukturelle Begrenzung gesellschaftlicher Anerkennung jenseits binärer und heteronormativer Muster – ein Befund, der die Notwendigkeit politischer wie diskursiver Erweiterung unterstreicht.

Insgesamt zeigt sich: Geschlechterverhältnisse im familialen Kontext sind nicht statisch, sondern Gegenstand fortlaufender Aushandlungen zwischen normativen Erwartungen, strukturellen Rahmenbedingungen und individuellen Gestaltungsmöglichkeiten. Eine geschlechtergerechte Gesellschaft erfordert nicht nur die Veränderung politischer und ökonomischer Strukturen, sondern auch eine tiefgreifende Transformation kultureller Leitbilder.

3.2. Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie: Zwischen alltäglicher Unsichtbarkeit und erinnelter Ausnahme – eine Einordnung

Care-Arbeit – verstanden als soziale Praxis der Sorge, Fürsorge und Reproduktion des Alltags – ist ein zentraler Ort geschlechtlicher Arbeitsteilung. In der GEQ-AT Studie zeigt sich, dass Sorgearbeit nicht nur zumeist ungleich verteilt ist, sondern auch tief in kulturelle Deutungsmuster, familiäre Sozialisation und subjektive Positionierungen eingeschrieben bleibt. Das Kapitel geht der Frage nach, wie sich Care-Praktiken in den Herkunftsfamilien geschlechtlich strukturieren, wie sie von den Befragten erinnert, gerechtfertigt oder kritisiert werden und welche Transformationspotenziale sich daraus ergeben.

Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass Sorgearbeit historisch wie gegenwärtig vor allem von Frauen* getragen wird. Dieses Muster wird in den biografischen Erinnerungen der Interviewten an die Herkunftsfamilie ebenso deutlich wie in den quantitativen Befunden der GEQ-AT Studie. Dabei wirken habituelle Dispositionen, normative Leitbilder und strukturelle Rahmenbedingungen zusammen, um bestimmte Formen der Geschlechterdifferenzierung in der Care-Arbeit zu stabilisieren – im Sinne dessen, was Bourdieu (1997) als symbolische Gewalt und Connell als hegemoniale Geschlechterordnung (vgl. Connell & Messerschmidt 2005) gefasst haben.

Gleichzeitig zeigen sich Brüche, Aushandlungen und Neuorientierungen: insbesondere weibliche Befragte reflektieren ihre soziale Rolle, formulieren Ansprüche an Partnerschaften und kritisieren die Unsichtbarkeit der Care-Arbeit. Zugleich wird klar, dass Männer* zunehmend Care-Arbeit übernehmen, sich dabei jedoch in einem Spannungsfeld zwischen Beteiligung, Helferrolle und performativer Gleichstellung bewegen. Ergänzt wird dieses Bild durch die Rolle generationeller Bezugspersonen – insbesondere von Müttern und Schwiegermüttern –, die als intergenerationale Akteurinnen sowohl zur Stabilisierung als auch zur Veränderung geschlechtlicher Ordnung beitragen.

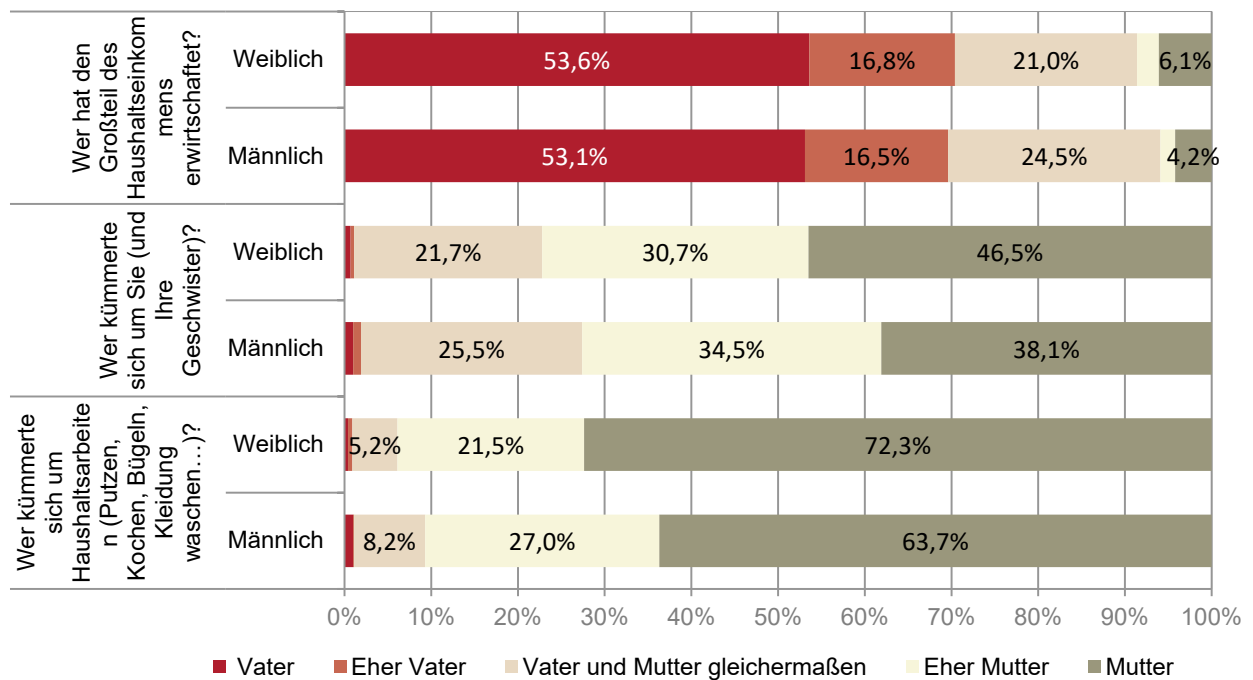
Das Kapitel fokussiert damit auf die Aufteilung von Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie und differenziert entlang Akteur*innen-Gruppen (Frauen*, Männer*, Großeltern) und analytischer Kategorien (Habitus, Mental Load, Caring Masculinities, Intersektionalität), um die Komplexität geschlechtlicher Care-Arrangements in alltagsweltlicher Perspektive herauszuarbeiten.

Quantitative Befunde zu Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie

Basierend auf den quantitativen Befunden der GEQ-AT Studie zeigen sich in der Herkunftsfamilie geschlechtsspezifische Ungleichheitsmuster in der Aufteilung von Care-Arbeit. So übernahmen laut den Befragten vor allem die Mütter die Verantwortung für Hausarbeit wie Kochen, Putzen, Bügeln und Wäschewaschen. Ebenso lag die Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung überwiegend bei den Frauen* – wenngleich sich hier bereits erste Tendenzen hin zu einer ausgeglicheneren Verteilung zwischen Frauen* und Männern* abzeichnen. Für die finanzielle Versorgung der Familie war zumeist der Vater zuständig.

Interessant ist dabei, dass Männer* die Aufgabenverteilung rückblickend etwas häufiger als ausgewogen beschreiben, während Frauen* stärker betonen, dass die Mütter den Großteil der Care-Arbeit geleistet haben – auch wenn diese Unterschiede statistisch nicht signifikant ausfallen.

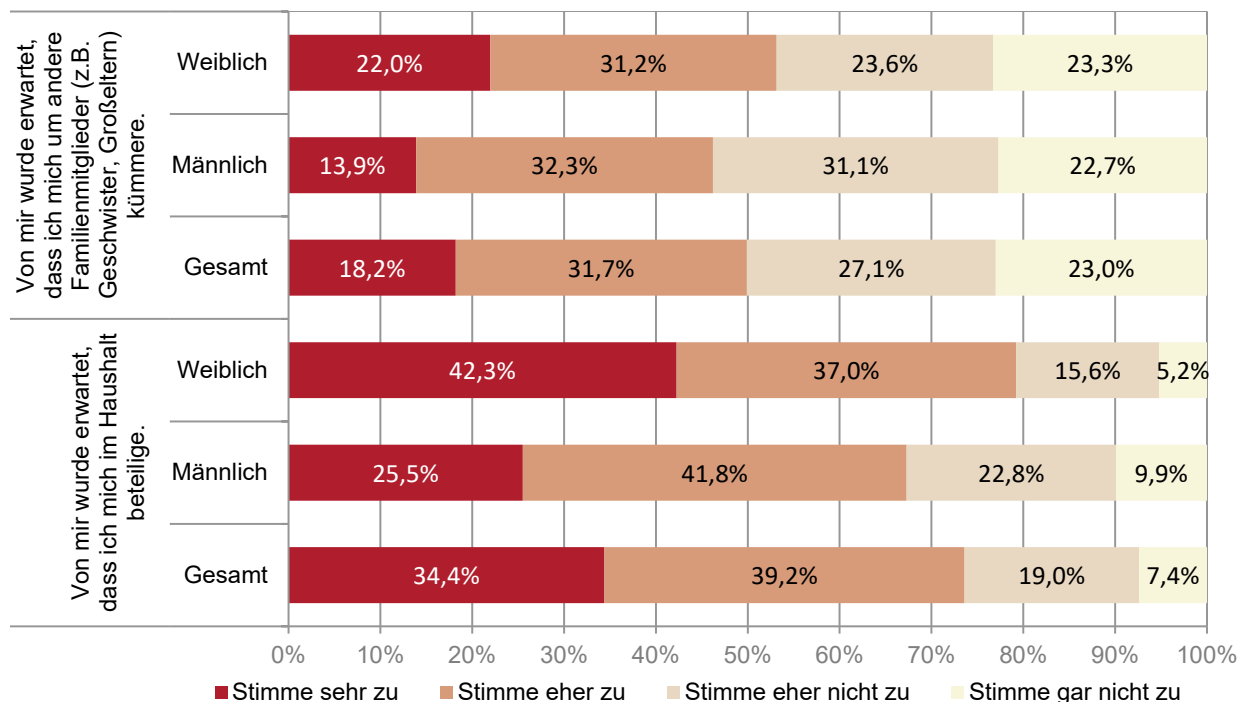
Abbildung 7: Arbeitsteilung in der Herkunftsfamilie (Kindheit), nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss zwischen 59 und 129, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

Deutlich wird zudem: Von männlichen Kindern wurde seltener erwartet, sich an Hausarbeit oder Betreuungsaufgaben zu beteiligen.

Abbildung 8: Beteiligung im Haushalt und bei Betreuungspflichten (Kindheit), nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=150 und 58, gewichtete Stichprobe.

Qualitative Befunde zu Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie

Symbolische Ausnahmen und strukturelle Lasten:

Geschlechterdifferenzierte Sorgearrangements in biografischer Rückschau

Die qualitative Analyse der Interviews offenbart eine strukturell vergeschlechtlichte Organisation elterlicher Sorgearbeit in den Herkunftsfamilien der Befragten, die auf einer tief verankerten kulturellen Matrix geschlechtsbezogener Arbeitsteilung beruht. In der überwiegenden Mehrheit der Fälle wurde die alltägliche Care-Arbeit (Hausarbeit, Kinderbetreuung sowie familiäre Alltagsorganisation) vorrangig von den Müttern übernommen. Diese ungleiche Verteilung wurde innerhalb der familialen Praxis nicht explizit problematisiert, sondern als selbstverständlich, habituell „normal“ erlebt.

In Anlehnung an Pierre Bourdieus Konzept des *Habitus* lässt sich argumentieren, dass diese geschlechtsspezifischen Handlungsmuster im Sinne eines inkorporierten sozialen Wissens wirksam waren – als „unausgesprochene Haltung“, die sich unreflektiert und dauerhaft reproduziert (vgl. Bourdieu 1987). Eine befragte Person bringt dies (kritisch) auf den Punkt:

„Und das ist halt natürlich so eine unausgesprochene Haltung, die man halt als junges Mädchen einfach mitkriegt mit dem aha, okay, ich heirate einen Mann, der Mann geht arbeiten und dann kriege ich Kinder und für die Kinder bleibe ich dann daheim.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

Die Interviews stützten diese Einschätzung in breiter Weise. In zahlreichen Erzählungen trat die Mutter als primäre, oft alleinige Care-Akteurin in Erscheinung, selbst dann, wenn sie gleichzeitig berufstätig war:

„[Sie] hat genauso viel gearbeitet, teilweise sogar mehr als mein Vater und hat dann noch den gesamten Haushalt getragen und eigentlich auch die gesamte Kindererziehung, und das fand ich ungerecht.“

(48 JS, weiblich, 55 J)

Diese Konstellationen wurden nicht nur als ungerecht empfunden, sondern häufig auch als Ausdruck struktureller Überforderung verstanden – insbesondere dann, wenn weibliche Erwerbsarbeit mit Care-Arbeit kollidierte. Care wurde dabei zur biografischen Last, deren Folgen sich in fragmentierten Erwerbsbiografien, eingeschränkter Selbstverwirklichung und Frustration zeigten (vgl. Fraser 1994).

Alltägliche Unsichtbarkeit – symbolische Ausnahmen

Ein zentrales analytisches Moment bildet das Konzept der *Mental Load*, das feministische Theorien zur Erklärung ungleich verteilter Verantwortung heranziehen (vgl. Tronto 1993; Hochschild 1989). Die mentale und emotionale Planungskompetenz verbleibt demnach bei Frauen* – auch wenn punktuelle Beiträge von Männern* hinzutreten. Männliche Care-Arbeit erscheint in der Erzählung dadurch als Ausnahme, oft überhöht und emotional positiv konnotiert:

„So [Anm. im Alltag] war die Mama mehr da. Also wenn es zum Beispiel ums Kochen oder ums Nach-der-Schule-Dasein gegangen ist. Aber am Dienstag war immer Papa-Tag (...) jeden Dienstag hat die Mama langen Arbeitstag gehabt und der Papa hat auf mich aufgepasst. Und das war eigentlich immer mein Lieblingstag in der Woche (...) da haben wir immer eben am Abend uns irgendwas gemacht, was ich sonst nie haben darf, zum Beispiel Mohnnudeln oder irgendwas Süßes. Und das hab ich sonst nie dürfen. Und dann haben wir während dem Essen getanzt und was auch immer. Also bei der Mama war das gar nicht erlaubt. Genau.“

(13 VS, non-binär, 20 J)

Diese erinnerungskulturelle Überhöhung episodischer väterlicher Präsenz kontrastiert mit der unsichtbaren Dauerarbeit der Frauen* – ein Phänomen, das auch mit Connells Theorie *hegemonialer Männlichkeit* (vgl. Connell 1995; Connell & Messerschmidt 2005) verknüpft werden kann. Hier zeigt sich Macht nicht in direkter Abwertung weiblicher Sorgearbeit, sondern in deren impliziter Entwertung durch Abwesenheit – und der gleichzeitigen Aufwertung männlicher Ausnahmehandlungen. In diesem Zitat wird zudem eine lustige, ereignisreiche und angenehme Atmosphäre väterlicher Sorgearbeit, in der alles möglich scheint, im Gegensatz zur Sorgearbeit der Mutter als deutlich restriktiver kontrastiert.

Selbst wenn Männer* Care-Aufgaben übernehmen, tun sie dies häufig in einer selbstreferenziellen Weise, die gesellschaftliche Erwartungen affirmiert:

„Also es ist jetzt nur so, dass er total stolz ist darauf, dass er ein total fortschrittlicher Mann ist (...) und tatsächlich weiß, wo der Geschirrspüler ist.“

Väter, die punktuell Care-Aufgaben übernehmen, erleben sich häufig selbst als modern und fortschrittlich – obwohl die grundlegende Lastenverteilung unangetastet bleibt. Diese Konstellationen sind Ausdruck eines geschlechterhierarchischen Diskurses, der weibliche Sorgearbeit entwertet, indem er sie als selbstverständlich und männliche als besonders markiert.

Intergenerationale Muster: Großmütter, Töchter, geschwisterliche Ungleichheit

In Erweiterung des dyadischen Elternmodells übernehmen Großmütter häufig die Rolle der zusätzlichen Sorgeakteur*innen. Diese intergenerationale Dimension verweist auf die Relevanz sozialer Netzwerke – und auf Strategien familiärer Kompensation bei struktureller Überforderung. So wird Care-Arbeit funktional ausgelagert, verbleibt jedoch im weiblichen Bereich:

„Meine Eltern sind beide arbeiten gegangen. Okay. Und dann war es jetzt so, dass die Großmutter immer für uns gekocht hat (...) Ja, und das war halt auch der Grund, warum meine Eltern das auch so alles in Kauf genommen haben, weil halt da immer die Betreuung halt dann doch da war.“

(45 JS, weiblich, 41 J)

Gleichzeitig zeigen viele Erzählungen eine früh geschlechterdifferenzierte Zuweisung von Verantwortung unter Geschwistern. Vor allem Töchter wurden stärker in häusliche Aufgaben eingebunden:

„Also wir mussten nichts übernehmen, wir als Kinder. Wir haben dann halt geholfen. Ich kann mich erinnern. Mein Bruder und ich haben gleichermaßen geholfen, als wir kleiner waren. Später hat er sich dann aus dem rausgenommen. Ich habe ihr dann halt ab und zu Sachen abgenommen, weil sie mir dann irgendwie leid tat (...) Ja, also, wie gesagt, mein Bruder hat sich dann rausgenommen (...) Jetzt denke ich, das ist so ein typisches Geschlechterrollenbild. Die Frau macht, der Mann lässt sich bedienen und ich denke mir Oh Gott, wie furchtbar ist das!“

(56 VS, weiblich, 30)

Die geschilderten Erfahrungen verdeutlichen, wie Sorgearbeit im erweiterten Familienkontext häufig intergenerational organisiert und zugleich entlang geschlechtsspezifischer Linien reproduziert wird. Großmütter übernahmen dabei zentrale Funktionen als zusätzliche Sorgeakteur*innen, was einerseits die Bedeutung sozialer Netzwerke für die Alltagsorganisation unterstreicht, andererseits aber auch auf kompensatorische Strategien verweist, mit denen Familienstrukturelle Überlastung abfedern. Trotz der Auslagerung bleibt Care-Arbeit somit im weiblich konnotierten Zuständigkeitsbereich verankert.

Parallel dazu zeigen die Erzählungen eine frühe, geschlechterdifferenzierte Verantwortungszuweisung innerhalb der Geschwisterbeziehungen: Während in der Kindheit noch egalitäre Arbeitsteilung erinnert wurden, verschob sich diese im Jugendalter zugunsten der Brüder, die sich aus der häuslichen Mitarbeit zurückziehen konnten, während Töchter Verantwortung übernehmen mussten. Diese biografisch verankerten Muster sind Ausdruck einer langfristigen Reproduktion geschlechtsbasierter Zuständigkeiten, wie sie im Konzept des *Doing Gender* (vgl.

West & Zimmerman 1987) beschrieben werden. Dabei wird Geschlecht nicht nur in symbolischen Zuschreibungen, sondern auch in alltäglichen Handlungspraxen hergestellt und stabilisiert – über Generationen hinweg.

Widerstand und Reflexion

Die Interviews zeigen Reproduktion, Reflexion und Widerstand gegen habitualisierte Geschlechterverhältnisse. In expliziten Aussagen wird das Aufbrechen traditioneller Muster artikuliert – nicht selten mit Ironie oder offener Ablehnung:

„Ja, wie meine Mutter gelebt hat, also das lehne ich ganz stark ab. Ja, ich habe immer gesagt, nur weil ich keinen Pimmel habe, muss ich die ganze Zeit kochen. So ein Pimmel ist nicht für Abwasch oder für Kochen. (...) Genau.“

(24 JS, weiblich, 56 J)

Solche Widerständigkeit verweist auf ein wachsendes Bewusstsein für strukturelle Ungleichheiten und auf das Potenzial reflexiver Auseinandersetzung mit verinnerlichten Rollenbildern (vgl. Bourdieu 2005).

Die Auswertung der Interviews zeigt deutlich, dass elterliche Care-Arbeit in den biografischen Erinnerungen der Befragten weitgehend weiblich konnotiert war. Diese geschlechtsspezifische Zuschreibung war nicht nur funktional, sondern kulturell tief verankert – als Teil eines alltagsweltlichen Wissens, das sich im familialen Habitus, in emotionalen Deutungsmustern und in Erinnerungskonventionen manifestiert. Zugleich eröffnen sich in den biografischen Reflexionen Risse in der Ordnung: Momente kritischer Distanz, humorvoller Gegenrede oder struktureller Analyse. Diese „Brüche“ sind Ausdruck einer Irritation gegenüber den als selbstverständlich verinnerlichten Geschlechterordnungen. Sie können als Schritte einer bewussten Dekonstruktion gelesen werden, in denen alltägliche Routinen und Zuschreibungen nicht nur hinterfragt, sondern teilweise ins Gegenteil verkehrt werden. In solchen Momenten wird das habituelle Wissen brüchig und eröffnet Möglichkeitsräume für alternative Handlungsoptionen. Dabei sind diese Risse nicht zwangsläufig dauerhaft oder umfassend, sondern entstehen oft situativ, in biografischen Umbruchsphasen oder im Rückblick auf prägende Erfahrungen. Gerade in ihrer Unvollständigkeit und Ambivalenz verweisen sie jedoch auf das Potenzial, tief verankerte Geschlechterverhältnisse in Bewegung zu bringen – als konflikthafte, mehrdimensionale und nicht-lineare Prozesse von Aushandlung und Veränderung.

3.3 Partnerschaft heute: Arbeitsteilung, Entscheidungen und Ressourcen

Während sich das vorangegangene Kapitel 3.2 mit der retrospektiven Wahrnehmung der Erbringung von Care-Arbeit sowie der Arbeitsteilung im Elternhaus bzw. innerhalb der Herkunftsfamilie beschäftigte und den Blick zurück auf das Gefüge in der Herkunftsfamilie in das Zentrum der Analyse rückte, stehen in diesem Kapitel die aktuelle Partnerschaft (bzw. die letzte Partnerschaft) im Fokus. Ergänzend zur Reflexion der (partnerschaftlichen) Aufteilung der Care-Arbeit auf Basis der quantitativen und qualitativen Befragung wie auch Literaturauswertung steht die Aufteilung der Erwerbsarbeit und damit die finanziellen Ressourcen im Fokus. Als dritte Dimension, anhand derer Geschlechtergerechtigkeit gefasst werden kann, wird die Frage der Entscheidungsfindung in Familie und Partnerschaften reflektiert. Abschnitte 3.3.4 und 3.3.5 verdeutlichen auf Basis der quantitativen und qualitativen Auswertung die Verwobenheit der drei Dimensionen und stellen Zusammenhänge zur Diskussion.

3.3.1. Ungleichverteilte Care-Arbeit als nur partiell überwundenes Grundmuster

Anknüpfend an die Reflexion der Erbringung von Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie steht die Einschätzung der aktuellen partnerschaftlichen Aufteilungsmuster im Vordergrund – also die Auseinandersetzung mit den eigenen Handlungen sowie jenen der Partner*innen und diesbezügliche Aufteilungsmuster. Deutlich wird die Eingebettetheit der eigenen Care-Arrangements in familiäre Entwicklungslinien wie auch normativer Ordnungssysteme. Diesbezügliche Anforderungen können sowohl explizit gleichstellungsorientierte als auch traditionelle Muster der Arbeitsteilung stützen, auch wenn gesamtgesellschaftlich betrachtet, tatsächlich gleichstellungsorientierte Aufteilungsmuster der Care- sowie Hausarbeit eher die Ausnahme als die Regel sind.

Die aktuellste Zeitverwendungsstudie – durchgeführt von der Statistik Austria im Jahr 2021/22 (vgl. Statistik Austria 2023b) – liefert österreichweite Zahlen zur Aufteilung der bezahlten sowie unbezahlten Arbeit zwischen Frauen* und Männern* wie auch der Aufteilung zwischen Care-, Haushalts- und Erwerbsarbeit, Zeit für ehrenamtliche Tätigkeiten, Freizeit sowie persönliche Regeneration.

Frauen* und Mädchen* leisten durchschnittlich 3 Stunden und 37 Minuten Sorgearbeit in Haushalt und Familie, Männer* und Buben* 2 Stunden und 6 Minuten (vgl. Statistik Austria 2023b, S. 39). Werden Paar-Haushalte betrachtet, zeigt sich, dass Frauen* unabhängig vom Erwerbsausmaß einen höheren Anteil an Hausarbeit leisten. Allerdings nimmt der Überhang der Mehrarbeit ab, je höher der Anteil der Erwerbsarbeit ist. Aber selbst Frauen*, die mehr Erwerbsarbeit als ihr*e Partner*in leisten, übernehmen durchschnittlich etwas mehr Hausarbeit: so liegt der Anteil an der Hausarbeit, der von Frauen* erledigt wird in diesen Konstellationen bei 50,6 %. Ist das Beschäftigungsausmaß bei Paaren dasselbe, so leisten Frauen* durchschnittlich 64,0 % der

Hausarbeit. Dieser Anteil steigt auf durchschnittlich 69,3 %, wenn Frauen* ein geringeres Erwerbsausmaß als ihr*e Partner*innen haben (vgl. Statistik Austria 2023b, S. 95).

Bei der Analyse der Kinderbetreuung in Paarhaushalten mit Kind(ern), fällt die ungleiche Verteilung besonders auf. Im Durchschnitt übernehmen Frauen* 67,2 % der Kinderbetreuung. Diese geschlechterbezogene Ungleichverteilung besteht unabhängig vom Haushaltseinkommen sowie der finanziellen Beteiligung am Haushaltseinkommen der beiden Partner*innen. Auch wenn das Erwerbsausmaß berücksichtigt wird, bleibt das Bild unverändert. Bei demselben Erwerbsausmaß erledigen Frauen* 63,8 % der Kinderbetreuung und Männer* 36,2 %. Selbst wenn das Erwerbsausmaß von Frauen* höher ist als jenes der Männer*, übernehmen Frauen* mehr als die Hälfte der Kinderbetreuung (vgl. Statistik Austria 2023b, S. 110). Betrachtet man „kindbezogene“ Tätigkeiten in Paarfamilien, zeigt sich, dass Frauen* immer oder normalerweise für das Anziehen, das Sich-Kümmern bei Krankheit der Kinder oder für die Unterstützung bei Hausaufgaben zuständig sind, während Tätigkeiten wie Ins-Bett-Bringen oder Spielen am häufigsten von beiden Elternteilen in gleicher Zuständigkeit übernommen werden (vgl. Statistik Austria 2023b). Das sogenannte Wiedereinstiegsmonitoring der Arbeiterkammer Wien zeigt eine weitere Facette auf: Männer* unterbrechen nach wie vor selten ihre Erwerbstätigkeit, um sich in Care-Arbeit von Kleinkindern einzubringen. Nur 2 von 10 Männern* beteiligen sich an der Kinderbetreuung und beziehen Kinderbetreuungsgeld. Von denjenigen, die Kinderbetreuungsgeld beziehen, tut dies der größte Teil nur kurze Zeit; rund 80% der Männer* unterbrechen ihre Erwerbstätigkeit nicht bzw. kürzer als 3 Monate (vgl. Riesenfelder & Danzer 2024).

Die Befunde der GEQ-AT Studie zu diesem Thema werden nachfolgend anhand quantitativer sowie qualitativer Ergebnisse dargestellt. Sie spiegeln diese Muster wider, erlauben aber andere bzw. detailliertere Einblicke auf Basis der quantitativen Befragung und eine differenziertere Auseinandersetzung mit der gelebten Alltagspraxis und Beharrungs- und Wandelungsmustern auf Basis der qualitativen Befragung.

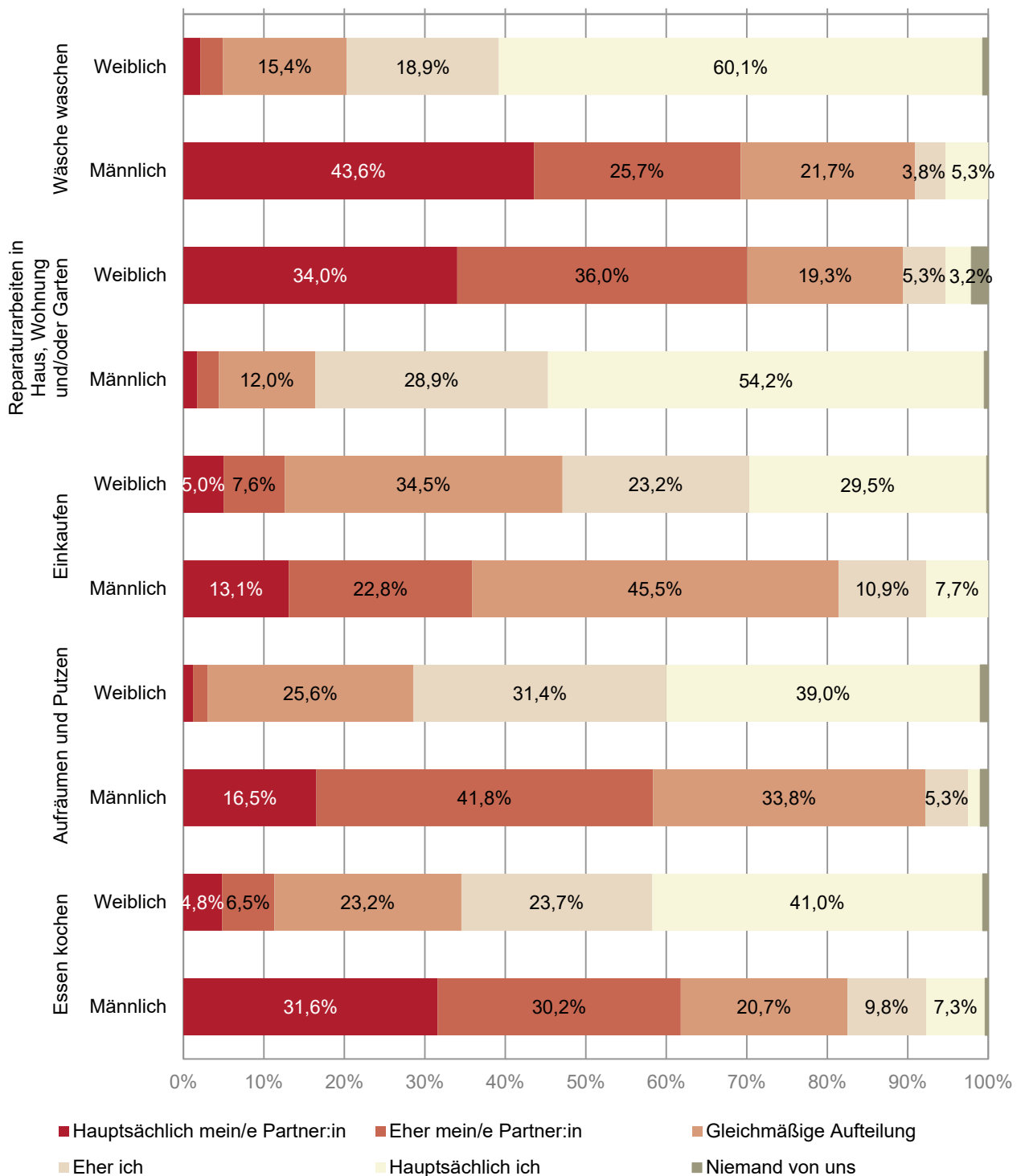
Quantitative Befunde zur Verteilung von Care-Arbeit in der aktuellen Situation

Trotz der weit verbreiteten Zustimmung zu Geschlechtergleichstellung und der Ablehnung stereotyper Rollenbilder zeigt sich in der gelebten Praxis eine deutliche Diskrepanz: Die Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit innerhalb von Partnerschaften folgt nach wie vor weitgehend traditionellen Geschlechtermustern. Zwar bestehen hinsichtlich der Erwerbsbeteiligung kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern, wohl aber im zeitlichen Umfang der bezahlten Arbeit: Über die Hälfte der männlichen Befragten gibt an, mehr Stunden zu arbeiten als ihre Partner*innen. Umgekehrt berichten viele Frauen*, dass sie weniger Arbeitszeit leisten – mit dem Effekt, dass Männer* deutlich häufiger über 40 Stunden pro Woche erwerbstätig sind, während Frauen* überproportional im Bereich zwischen 21 und 30 Stunden arbeiten (siehe dazu Kapitel 3.3.2.).

Diese ungleiche Verteilung spiegelt sich auch in der unbezahlten Care-Arbeit wider. Die alltägliche Aufgabenteilung innerhalb der Haushalte bleibt stark geschlechtlich strukturiert: Frauen* übernehmen nach wie vor überwiegend Aufgaben wie Wäschewaschen, Einkaufen, Kochen und

Putzen, während Männer* häufiger für Reparaturen und Gartenarbeit zuständig sind. Lediglich 16 % der Befragten berichten von einer ausgeglichenen Verteilung der Haushaltsaufgaben.

Abbildung 9: Verteilung unbezahlte Hausarbeit in der Partnerschaft, nach Geschlecht



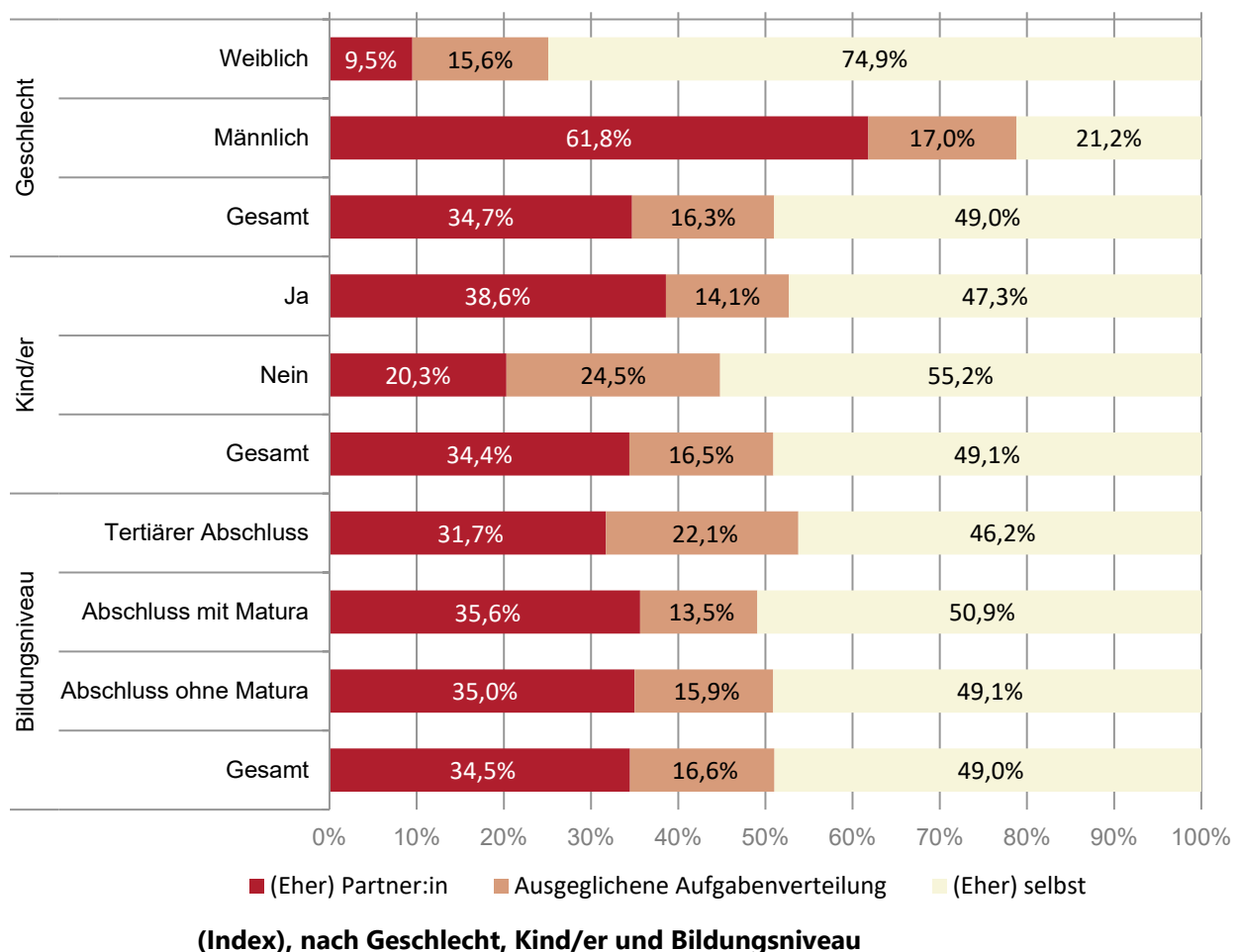
Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597, n miss=90 und 99, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

Die geschlechterspezifischen Differenzen manifestieren sich nicht nur in der tatsächlichen Aufteilung, sondern auch in der Wahrnehmung: Während 75% der Frauen* angeben, die Haushaltsaufgaben (eher) selbst zu übernehmen, sagen 62% der Männer*, dass sie diese Aufgaben (eher) nicht selbst übernehmen.

Ein zentraler Wendepunkt in der Aufteilung von Arbeit ist, wie auch andere Studien belegen (vgl. Statistik Austria 2023b; Mayrhober et al. 2024), die Geburt des ersten Kindes: Während ein Viertel der kinderlosen Paare angibt, die Haushaltsaufgaben gleichmäßig zu teilen, sinkt dieser Anteil bei Paaren mit Kindern auf nur noch 14%. Die Übernahme von Care-Arbeit und die Einschränkung von Erwerbsarbeit bleibt damit vor allem weiblich kodiert – trotz vielleicht teils egalitärer Überzeugungen. Dieses Auseinanderklaffen von Einstellung und gelebter Praxis verweist auf die Wirkmächtigkeit struktureller Rahmenbedingungen und kulturell tief verankerter Rollenerwartungen.

Nach dem Bildungsniveau der Befragten ergeben sich dabei keine Unterschiede hinsichtlich der Aufgabenteilung im Haushalt.

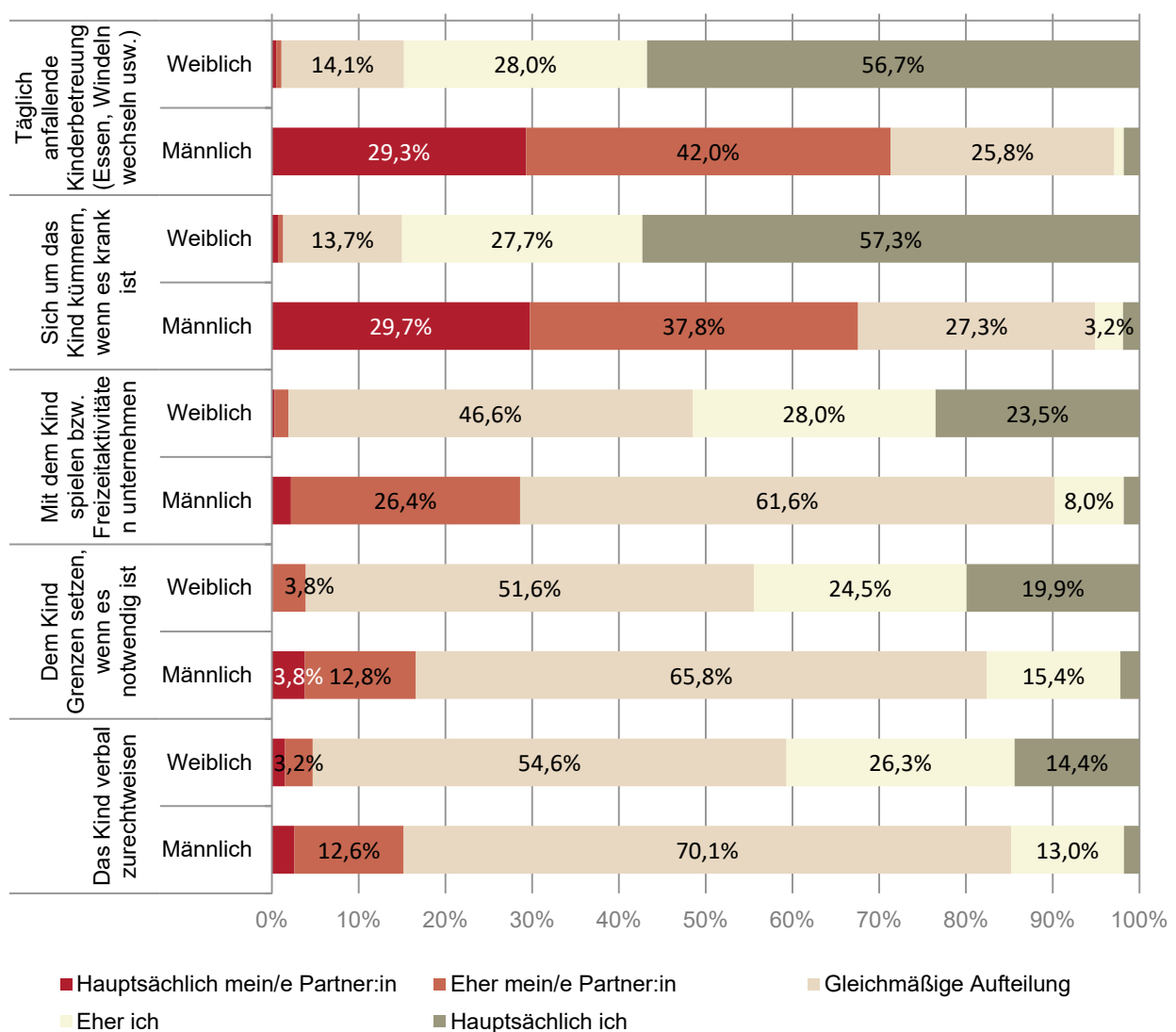
Abbildung 10: Wenn Partnerschaft und gemeinsamer Haushalt: Aufgabenteilung im Haushalt



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597, n miss zwischen 90 und 150, gewichtete Stichprobe.

Frauen* übernehmen häufiger Tätigkeiten der Kinderbetreuung wie täglich anfallende Betreuungsaufgaben (Essen, Windeln wechseln usw.), sich um das Kind kümmern, wenn es krank ist und mit dem Kind spielen bzw. Freizeitaktivitäten. Auch Tätigkeiten der Erziehung wie dem Kind Grenzen setzen, wenn es notwendig ist und es verbal zurechtweisen, werden häufiger von Frauen* übernommen. Hier zeigt sich aber, dass diese Tätigkeiten stärker als Aufgabe eingeschätzt werden, die männliche Respondenten aus ihrer Sicht eher oder hauptsächlich selbst übernehmen (insgesamt rund 16% bzw. 14%) oder sie als gleichmäßig zwischen sich und der Partnerin verteilt wahrnehmen Diese Befunde gelten sowohl aus Sicht der Frauen* als auch Männer*, wenngleich letztere die Aufteilung häufiger gleichmäßig verteilt einschätzen.

Abbildung 11: Verteilung von Kinderbetreuungsaufgaben, nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.429, n miss zwischen 206 und 306, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

Neben dem Geschlecht sind auch andere Unterschiede entlang sozio-ökonomischer Merkmale zu beobachten: Aufgaben der Kinderbetreuung werden von Paaren, die in größeren Städten (über 100.000 Einwohner*innen) leben häufiger ausgewogen aufgeteilt (24%) als in

mittelgroßen bis kleinen Städten (10%) und in ländlichen Gemeinden (10%). Getrennt nach Geschlecht verdeutlicht sich dieser Unterschied: Rund 81% der weiblichen Befragten, die in ländlichen Gemeinden leben, geben an, dass sie die jeweiligen Aufgaben (eher) selbst übernehmen und 70%, die in mittelgroßen bis kleinen Städten leben, wohingegen „nur“ rund 58% der Frauen*, die in einer Großstadt leben, entsprechende unbezahlte Arbeiten erledigen. Zudem geben rund 40% der männlichen Befragten in Großstädten an, diese Aufgaben (eher) selbst zu übernehmen; in ländlichen Gemeinden liegt der Wert bei lediglich 14%.

Darüber hinaus zeigen sich Unterschiede entlang des Bildungsniveaus, wobei eine ausgeglichene Aufgabenteilung am häufigsten beobachtet werden kann, wenn die Befragten einen tertiären Abschluss haben (20%). Dies gilt sowohl bei weiblichen wie auch bei männlichen Befragten.

Qualitative Befunde zur Verteilung von Care-Arbeit in der aktuellen Situation

Die Rolle von Frauen* in der Care-Arbeit: Differenzierungen von Positionierungen und Praktiken im Spannungsfeld normativer Ordnungen und subjektiver Aushandlungen

Die qualitative Analyse der Interviewdaten verweist auf ein vielfältiges Spektrum weiblicher Positionierungen in familialen Sorgedkontexten. Die Praxis der Care-Arbeit erscheint dabei nicht als homogener Erfahrungsraum, sondern als komplexes Feld subjektiver Deutungen, normativer Zuschreibungen und struktureller Bedingungen. Die Rollen, die Frauen* in der Organisation und Ausführung von Sorgearbeit einnehmen, lassen sich in unterschiedlichen Konstellationen differenzieren, die verschiedene Modi der Reproduktion, Reflexion und Transformation geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung sichtbar machen.

Natural Caregiver - das hartnäckige Narrativ weiblicher Fürsorge

Ein zentrales Deutungsmuster stellt die Figur der Frau* als Natural Caregiver dar. In der feministischen Ökonomie (vgl. Fraser 2016; Federici 2012) wird gezeigt, dass die Konstruktion von Frauen* als „natürliche Fürsorgerinnen“ eine zentrale ideologische Grundlage für die Trennung von Erwerbs- und Reproduktionssphäre darstellt – eine Trennung, die strukturell zu ökonomischer Abwertung und Unsichtbarkeit von Care-Arbeit führt.

In den Interviews der GEQ-AT Studie verweist dieses Narrativ auf eine tief im familialen Habitus verankerte Selbstverständlichkeit weiblicher Sorgeverantwortung, die kaum hinterfragt wird. Die Übernahme von Care-Aufgaben erfolgt im Modus der stillschweigenden Zustimmung zur Geschlechterordnung – als Ausdruck symbolischer Gewalt, die bestehende Ungleichheiten legitimiert und naturalisiert.

„So ganz klassisch. Urkonservativ. Mein Mann hat dann einen Job gehabt. Also ich wollte irgendwie auch die erste Zeit, muss ich sagen, bei den Kindern bleiben. Ich wollte nicht, dass die Kinder, also ich muss sagen, meine Schwiegereltern sind, die sind fast eine andere Generation. Er [Partner] wollte nicht, dass meine Kinder von Großeltern erzogen werden und der Kindergarten war im Land ab vier. Und dann habe ich gesagt ja, dann mache ich das so.“

(50OP, weiblich, 61 J)

In diesen Erzählungen wurde Care-Arbeit als selbstverständlicher Teil weiblicher Identität präsentiert. Die Frauen* übernahmen die Hauptverantwortung für Kinderbetreuung und Haushaltsorganisation – nicht nur, weil es erwartet wird, sondern auch, weil sie sich damit identifizieren. Gleichzeitig berichteten viele von einer gewissen inneren Leere oder dem Wunsch nach persönlicher Entwicklung:

„(...) war da sehr aktiv mit den Kindern und habe aber dann aber schon gemerkt, muss ich sagen, dass mir irgendwas irgendwie fehlt (...). Ich brauche irgendwas. Und es hat sich dann so ergeben (...) habe mich dann im Ort engagiert, im Elternverein, war Kulturvermittlerin.“

(50OP, weiblich, 61 J)

Diese Aussagen zeigen, dass Care-Arbeit zwar angenommen wird, aber nicht zwangsläufig als allein erfüllend erlebt wird. Viele Frauen* suchen parallel Räume der Selbstverwirklichung – etwa im Ehrenamt oder in der Weiterbildung. Mehrere Interviewpartner*innen erzählten von einem subjektiven Mangel an Selbstverwirklichung, dem sie durch ehrenamtliches Engagement oder Bildungsaktivitäten zu begegnen versuchten. Diese Spannung verweist gleichzeitig auf Brüche innerhalb internalisierter Rollenmuster und eröffnet Potenziale individueller Neuorientierung.

*Gestalter*innen gelebter Gleichstellung*

Ein anderer Typus sind Frauen*, die eine bewusst gleichberechtigte Aufteilung der Care-Arbeit mit dem Partner nicht nur anstreben, sondern aktiv gestalteten.

Frauen*, die diesem Deutungsmuster zugeordnet wurden, leben in Partnerschaften, in denen Gleichstellung als fortlaufender Aushandlungsprozess verstanden wird, getragen von kontinuierlicher Kommunikation, wechselseitiger Anerkennung und der Bereitschaft, bestehende Routinen zu hinterfragen. Häufig sind sie gut ausgebildet und in beruflichen Positionen tätig, die zeitliche und organisatorische Flexibilität ermöglichen – strukturelle Voraussetzungen, die egalitäre Arrangements begünstigen.

„Also das Jahr 2023 haben wir beide mit 20 Stunden verbracht und haben uns die Tage (...) aufgeteilt. Es war ein bisschen speziell, auch im Beruf dann tatsächlich, weil wir wirklich zweieinhalb Tage am Stück jeweils gearbeitet haben (...) der [Partner], hat Montag, Dienstag den ganzen Tag und Mittwoch vormittags gearbeitet und in der Zeit war ich dann mit unserem Kind und ich habe Mittwoch zum 12:00 begonnen dann zu arbeiten und habe Donnerstag und Freitag den ganzen Tag gemacht. (...) Genau, hat für uns dann an sich sehr gut funktioniert und war eben aufgrund dieser Bürotätigkeiten auch irgendwie möglich. Wir haben uns Tage aufgeteilt, an denen der eine im Büro ist, der andere beim Kind. Das nimmt viel Stress raus.“

(33OP, weiblich 35 J)

Aus einer care-ethischen Perspektive im Sinne von Joan Tronto (1993; 2013) lassen sich diese Arrangements als bewusste Praxis geteilter Verantwortung verstehen. Tronto betont, dass Fürsorge nicht nur als Tätigkeit, sondern auch als Haltung zu begreifen ist, die auf wechselseitige Abhängigkeit, Verantwortungsübernahme und auf die Gleichwertigkeit von Care- und Erwerbsarbeit verweist. In diesem Verständnis sind die beschriebenen Partnerschaften Beispiele für die Übersetzung dieser Prinzipien in den Alltag: Sorgearbeit wird nicht als Nebenaufgabe einer Person, sondern als gemeinsames Projekt beider Partner*innen gestaltet. Frauen* in egalitär-partnerschaftlichen Arrangements artikulieren eine reflexive Haltung gegenüber tradierten Rollenzuschreibungen. Sorgearbeit wird hier als gleichberechtigtes Aushandlungsfeld verstanden, in dem materielle Ressourcen (z. B. flexible Arbeitszeitmodelle), Bildungsniveau und normative Überzeugungen ineinandergreifen. Gleichstellung erscheint dabei nicht als erreichte Realität, sondern als kontinuierlicher Prozess kooperativer Abstimmung – ein Ideal, dass auf strukturelle Ermöglichungsbedingungen ebenso angewiesen ist wie auf habitualisierte Gleichheitsorientierung.

Primärverantwortliche mit punktueller Unterstützung

Dieses Modell beschreibt Konstellationen, in denen Frauen* den Hauptanteil der Care-Arbeit tragen und zugleich die zentrale Verantwortung für Organisation, Planung und emotionale Koordination innehaben. Analytisch lässt sich diese Konstellation klar im Rahmen des Mental Load-Konzepts verorten (vgl. Daminger 2019). Mit Mental Load wird die unsichtbare kognitive und emotionale Arbeit beschrieben, die notwendig ist, um das familiäre Leben reibungslos zu organisieren. In diesem Modell bleibt diese Last weitgehend bei den Frauen*, während Männer* punktuell zur Ausführung beitragen. Dadurch wird zwar kurzfristig entlastet, die strukturelle Ungleichheit in der Verantwortungsverteilung jedoch nicht grundlegend verändert. Vielmehr stabilisiert diese Form der Arbeitsteilung bestehende Geschlechternormen, indem die Planungs- und Steuerungskompetenz weiblich konnotiert bleibt.

„Es ist hauptsächlich die mentale Workload. Ich quasi das geistige Management. Es ist kein Problem zu sagen: ‚Mach das bitte‘ oder ‚sorg dafür‘ oder ‚erledige das‘. Aber ja, daran zu denken, dass es passiert, ist eindeutig bei mir. (..)“

(51OP, weiblich, 46 J)

„Und wir haben dann irgendwann auch angefangen dann da habe ich was von diesem Mental Load-Konzept gehört und gesagt: Ja, das. Also ich habe mich in dem Moment so verstanden gefühlt, weil ich dachte mal, jetzt endlich verstehe ich, warum das so ist. Ja, ähm und das ist halt der der volle Klassiker. Also eigentlich mein Mann tut Dinge und macht, aber es ist eben dieses klassische er hilft. Er unterstützt von der Idee her und nicht so sehr, er übernimmt die Verantwortung. Mhm. Und das sind jetzt eigentlich momentan eher so unsere Streitpunkte.“

(30 OP, weiblich, 50 J)

In der Konstellation „Primärverantwortliche mit punktueller Unterstützung“ nimmt der männliche Partner (Helfer) eine reaktive und ausführungsorientierte Rolle ein, die klar von der gleichberechtigten Verantwortung abweicht. Seine Beteiligung erfolgt überwiegend auf Aufforderung und ist damit delegationsabhängig: Er wird tätig, wenn konkrete Aufgaben an ihn herangetragen werden, handelt jedoch selten aus eigener Initiative. Die übernommenen Tätigkeiten sind in der Regel klar umrissen, zeitlich begrenzt und sichtbar – etwa das Zubereiten des Abendessens, das Bringen des Kindes ins Bett oder das Erledigen einzelner Haushaltsaufgaben. Das strategische Alltagsmanagement, das vorausschauende Planen, Koordinieren und Priorisieren, verbleibt hingegen bei der/dem primärverantwortlichen Partner*in.

„Also bis auf natürlich diese manchen Dinge, wo ich mir dann wieder gedacht habe, er hätte das auch machen können, ohne dass ich ihn daran erinnern hätte müssen. Das ich immer wieder ein bisschen so das Auge drauf gehabt habe, dass der Laden läuft, so quasi. Das war schon so.“

(25VS, weiblich, 28 J)

Diese Rollenverteilung stabilisiert bestehende Geschlechternormen, indem Organisation, emotionale Koordination und Verantwortungsübernahme weiterhin weiblich konnotiert bleiben, während männliche Beteiligung auf klar abgegrenzte, sichtbare Handlungen beschränkt ist. Obwohl diese Form der Unterstützung kurzfristig entlastend wirken kann und nach außen Kooperationsbereitschaft signalisiert, verändert sie die strukturelle Ungleichheit nicht. Vielmehr wird das bestehende Ungleichgewicht verdeckt, weil die punktuellen Beiträge des männlichen Helfers als Zeichen von Engagement erscheinen, während die dauerhafte und oft unsichtbare Hauptlast weiterhin bei der Partnerin liegt.

Wegbereiter*innen geteilter Verantwortung

Dieser Typus beschreibt Partnerschaften, in denen Gleichstellung nicht als gegebener Status, sondern als Entwicklungs- und Aushandlungsprozess verstanden wird. Die Frauen* in diesen Beziehungen übernehmen eine aktive Rolle als Gestalter*innen und Initiator*innen von Veränderungen in der Arbeitsteilung. Sie agieren als pädagogischen „Anleiter*innen“, die Gleichstellung im Alltag aktiv einfordern und vermitteln. Sie fördern Schritt für Schritt eine Ausweitung der Verantwortungsübernahme durch ihre*n Partner*in, indem sie Wissen, Kompetenzen und Routinen im Bereich der Care-Arbeit vermitteln.

„ (...) obwohl ich das Gefühl habe, dass mein Freund und ich schon eine relativ moderne Beziehungen führen (...) sehe ich bei uns schon auch noch Rollenbilder und dass vor allem eben das mit der Denkarbeit sehr bei mir hängt (...) ich glaube, dass mein Freund und ich uns schon noch weiterentwickeln werden, aber dass auf ihn auch noch etwas zukommen wird. Also ich werde ihn im Laufe unserer Beziehung schon, eigenständiger zu erziehen (...) also manchmal fühlt es sich an (...) wie erziehen (...) da ist noch Luft nach oben, was Gleichberechtigung angeht (...) in manchen Fällen aber fallen wir da schon noch sehr rein und wäre schon unser beider Ziel, dass wir in allen Bereichen so gleichberechtigt wie möglich sind, also sowohl finanziell als auch von der Care-Arbeit, also von Entscheidungen (...)“

(59 OP, weiblich, 27 J)

Das Zitat verdeutlicht, dass es nicht nur um die Verteilung praktischer Aufgaben geht, sondern auch um kulturelle Transformationsarbeit: Wegbereiter*innen hinterfragen tradierte Geschlechterrollen, sensibilisieren den/die Partner*in für unsichtbare Verantwortungsanteile wie dem Mental Load und fördern schrittweise die Fähigkeit, Bedarfe eigenständig zu erkennen und Verantwortung zu übernehmen. Dieser Prozess umfasst sowohl praktische Anleitung (z. B. Einführung in konkrete Aufgabenabläufe) als auch implizite Sozialisationsarbeit (z. B. Etablierung neuer Standards und Erwartungen).

Obwohl das Ziel einer geteilten Verantwortung noch nicht erreicht ist, unterscheiden sich diese Partnerschaften von stabilisierten Ungleichgewichtskonstellationen: Die Verantwortungsverteilung ist in Bewegung, und es findet ein erkennbarer Lernprozess statt. Gleichzeitig erfordert diese Rolle von den Frauen weiterhin einen erhöhten kognitiven und emotionalen Einsatz, der über die eigentliche Care-Arbeit hinausgeht und damit einen zusätzlichen Mental Load erzeugt.

Der zentrale Unterschied zwischen „Primärverantwortlichen mit punktueller Unterstützung“ und „Wegbereiter*innen geteilter Verantwortung“ liegt in der Dynamik der Arbeitsteilung und im zugrunde liegenden Veränderungspotenzial. Bei den Primärverantwortlichen handelt es sich um Konstellationen, in denen die Frau* dauerhaft die Hauptlast sowohl der praktischen Care-Arbeit als auch der unsichtbaren Planungs- und Koordinationsarbeit (Mental Load) trägt. Der männliche Partner beteiligt sich zwar, jedoch überwiegend auf Aufforderung und in Form klar abgegrenzter, sichtbarer Tätigkeiten. Die Gesamtverantwortung für das Funktionieren des Alltags bleibt unverändert bei der Frau*, was eine stabile Reproduktion tradierter Geschlechterrollen zur Folge hat.

Demgegenüber befinden sich Wegbereiter*innen geteilter Verantwortung in einem erkennbaren Transformationsprozess. Zwar tragen auch sie noch einen Großteil der Denkarbeit und Alltagsorganisation, jedoch verfolgen sie aktiv das Ziel, den/die Partner*in schrittweise in die volle Verantwortungsübernahme einzubeziehen. Diese Rolle ist nicht nur delegierend, sondern auch pädagogisch und kulturell transformierend: Sie beinhaltet die Vermittlung von Wissen, Kompetenzen und Routinen im Bereich der Care-Arbeit, die Sensibilisierung für den Mental Load sowie die Förderung eigenständiger Verantwortungsübernahme. Der männliche Partner zeigt hier zumindest in Ansätzen Lernbereitschaft und übernimmt nach und nach Aufgaben, ohne dass diese ausschließlich angefordert werden müssen.

Während bei den Primärverantwortlichen die Arbeitsteilung strukturell statisch bleibt und bestehende Ungleichheiten stabilisiert werden, weisen die Wegbereiter*innen-Konstellationen eine Verantwortungsverschiebung in Bewegung auf. Allerdings ist diese Veränderung mit einem erhöhten kognitiven und emotionalen Einsatz seitens der Frau* verbunden, der über die eigentliche Care-Arbeit hinausgeht. Somit liegt der Unterschied nicht nur in der Verteilung der Aufgaben, sondern vor allem in der Frage, ob die Beziehungskonstellation auf die Aufrechterhaltung oder auf die Veränderung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungsmuster ausgerichtet ist.

Misstrauensgestützte Hauptverantwortung

In manchen Interviews wurden Konstellationen beschrieben, in denen Frauen* die Hauptlast der Kinderbetreuung trugen und diese Verantwortung trotz des Wunsches nach Entlastung nicht vollständig abgeben konnten, z.B. wenn biografisch geprägtes Misstrauen gegenüber der Care-Praxis von Männern* eine kontinuierliche Kontrolle und Beobachtung nahelegte, worauf wie im folgenden Interviewzitat hingewiesen wird.

„Und dass die Kinder sowieso bei mir dranhängen, ist eh klar. Das ist ja nicht einmal reflektiert. Da bin ich natürlich zuständig zu 99%. So, also das, das ist sicher was, was ich so mitnehme. Auch von meiner Mutter. Nicht diese Automatik, der Automatismus. Ich bin für die Kinder zuständig und es stimmt, das fällt mir auch schwer, nicht zuständig zu sein und abzugeben, weil ich merke, es gibt ein Misstrauen gegen Männer mit meiner Geschichte und ich schaue genau hin, was passiert und wie tust du mit den Kindern?“

(22ES, weiblich, 48 J)

Dieses Muster lässt sich als internalisierte primäre Zuständigkeit für Kinder mit einer ausgeprägten Kontroll- und Misstrauensdimension beschreiben. Die Interviewpartnerin schilderte einen tief verankerten Automatismus, der ihre Verantwortung für die Kinder als selbstverständlich voraussetzt – „zu 99%“ –, ohne dass dies aktiv reflektiert oder verhandelt wurde. Diese Selbstverständlichkeit ist sowohl durch gesellschaftliche Rollenzuweisungen als auch durch die eigene Sozialisation geprägt, insbesondere durch das Vorbild der Mutter. Die Übernahme dieser Hauptverantwortung ist nicht nur sozial strukturiert, sondern auch emotional verankert, was es erschwert, Aufgaben abzugeben.

Verstärkt wird dieses Muster durch ein biografisch begründetes Misstrauen gegenüber männlicher Care-Praxis. Die Interviewpartnerin beschrieb, dass sie genau beobachtete, *„was passiert und wie tust du mit den Kindern“*, wenn der*die Partner*in verantwortlich war. Diese Haltung erschwerte die vollständige Übergabe von Sorgeaufgaben, selbst wenn der Wunsch nach Entlastung vorhanden war. Daraus entsteht eine ambivalente Dynamik: Einerseits besteht das Ziel einer geteilten Verantwortung, andererseits führt das Bedürfnis nach Kontrolle dazu, dass der größte Teil der praktischen und mentalen Care-Arbeit weiterhin bei der Mutter verbleibt. Insgesamt zeigt sich hier, wie gesellschaftlich tradierte Geschlechternormen (*„Mütter sind primär zuständig“*) und persönliche Erfahrungen zusammenwirken, um nicht nur äußere Strukturen, sondern auch innere Dispositionen zu stabilisieren, die eine gleichberechtigte Arbeitsteilung erschweren.

Generationale Bezugspersonen in der Care-Arbeit: Intergenerationale Ambivalenzen und intersektionale Verflechtungen

Ein zentrales Ergebnis der Interviewanalyse ist die Bedeutung generationeller weiblicher Bezugspersonen – insbesondere von Müttern und Schwiegermüttern – für die Konstitution und Reproduktion geschlechterbezogener Arbeitsteilung. Diese sozialen Akteur*innen agieren nicht nur als praktische Unterstützer*innen junger Familien, sondern zum Teil auch als normative Instanzen und kulturelle Vermittler*innen weiblicher Rollenbilder. Ihre Rolle ist dabei hoch ambivalent und wird durch soziale Klasse, Bildung, Migrationsgeschichte und Generationenzugehörigkeit differenziert gerahmt – eine Konstellation, die eine intersektionale Perspektive erforderlich macht (vgl. Crenshaw 1989).

Care-Netzwerke und intergenerationale Entlastung

In vielen Familien übernahmen (Schwieger-)Mütter eine funktionale Rolle als Care-Akteur*innen zweiten Grades. Insbesondere in Familien mit geringer institutioneller Unterstützung oder prekären Arbeitsverhältnissen der Eltern sicherten sie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Hier zeigt sich eine intergenerationale Care-Kontinuität, in der weibliche Verfügbarkeit als selbstverständlich gilt – häufig ohne gesellschaftliche oder finanzielle Anerkennung. Diese Versorgungsbeziehungen waren in migrantischen Familien besonders ausgeprägt, da formale Unterstützungssysteme schwerer zugänglich sind (z.B. durch Sprache oder Aufenthaltsstatus). Gleichzeitig wird in diesen Kontexten häufig ein starkes intergenerationales Solidaritätsprinzip praktiziert, das kulturell positiv bewertet wird.

Viele Interviewpartner*innen berichteten von einer mehr oder weniger stillschweigenden Weitergabe traditioneller Weiblichkeits- und Mütterlichkeitsideale durch ihre eigenen Mütter oder Schwiegermütter:

„Ja, ich hätte mich mehr Unterstützung von meiner Schwiegermutter gewünscht, weil das zu Hause bleiben bei die Kinder war nicht eine ganz alleine getroffene Entscheidung. Es hat einfach kein Netzwerk gegeben für Kinderbetreuung und sie hat klar deklariert, dass sie das Kind oder die Kinder nicht nimmt, dass das meine Aufgabe ist, dass ich zu Hause zu sein habe (...) Da hätte ich mir mehr Unterstützung gewünscht. Sie war sehr kritisch, sehr tirolerisch. Ich weiß nicht, ob das ein Begriff ist (..) Diese Mischung zwischen Weltoffenheit und alpenländischen knödeln fressenden, hinterfotzigen Gedankengängen (..)“

(45 JS, weiblich, 41 J)

Die Passage zeigt, wie generationelle weibliche Bezugspersonen – in diesem Fall die Schwiegermutter – eine doppelte Rolle in der geschlechterbezogenen Arbeitsteilung einnehmen: einerseits als potenzielle Unterstützer*innen im Familienalltag (aus Sicht der Befragten), andererseits als Träger*innen und Vermittler*innen normativer Vorstellungen darüber, was „gute Mutterschaft“ und „weibliche Zuständigkeit“ in der Care-Arbeit bedeuten. Das Zitat der Interviewpartnerin verdeutlicht dabei die Wirkungsmacht dieser normativen Instanzen: Die Schwiegermutter übernahm nicht nur keine aktive Unterstützung, sondern artikulierte die klare Erwartungshaltung, dass die Versorgung der Kinder primär Aufgabe der Mutter sei. Diese Erwartung wurde nicht als individueller Standpunkt, sondern als in einem spezifischen kulturellen und regionalen Kontext verankerte Haltung wahrgenommen („tirolerisch“ als Mischung aus Weltoffenheit und konservativer Mentalität).

Die qualitative Analyse macht deutlich, dass normative Vorstellungen stark durch soziale Milieus geprägt sind. In akademischen Milieus wird Gleichstellung oft als partnerschaftliches Ideal formuliert, während in traditionelleren Kontexten familiäre Stabilität und Geschlechterdifferenz als schützenswerte Werte gelten. Bei Familien im ruralen Raum, Familien mit geringem Einkommen und niedriger formaler Bildung treten tendenziell rigidere Geschlechterbilder auf, die weibliche Erwerbsarbeit nicht unbedingt verbieten, aber strukturell unterordnen. Paradoxerweise ist gerade in diesen Milieus die Erwerbstätigkeit von Frauen* aufgrund ökonomischer Notwendigkeit häufig unverzichtbar – ein Spannungsfeld, das zu Aushandlungsprozessen und teilweise verdeckten Konflikten zwischen Norm und Praxis führt.

Die intergenerationale Weitergabe von Rollenbildern durch weibliche Bezugspersonen ist ein zentrales, aber ambivalentes Element in der Reproduktion geschlechterbezogener Arbeitsteilung. Mütter und/oder Schwiegermüttern können unterstützend wirken, normierend und konfliktträchtig zugleich. Ihre Wirkung entfaltet sich nicht isoliert, sondern wird durch die Schnittstellen von sozialer Klasse, Bildungsgrad, Migrationsgeschichte und regional-kultureller Prägung strukturiert. Eine intersektionale Perspektive ist daher unerlässlich, um die komplexe Verwobenheit von normativen Kontinuitäten und ökonomischen Zwängen in der familialen Care-Organisation zu verstehen.

Männlichkeiten in der Care-Arbeit: Differenzierungen aktueller Beteiligungsformen zwischen Reproduktion, Reflexion und Transformation

Die geschlechtsspezifische Aufteilung unbezahlter Sorgearbeit ist ein zentrales Moment in der Reproduktion sozialer Ungleichheit (vgl. Tronto 1993; Winker 2015). Während feministische Forschung über Jahrzehnte die Marginalisierung weiblicher Care-Arbeit in den Fokus stellte, rücken in den letzten Jahren zunehmend auch männliche Beteiligungsformen ins Blickfeld (vgl. Scambor & Holtermann 2023; Gärtner & Scambor 2020; Elliott 2016; Scambor et al. 2014). Die qualitative Analyse der GEQ-AT Interviews zeigt, dass care-bezogene Männlichkeitspraktiken keineswegs einheitlich auftreten. Vielmehr lassen sich unterschiedliche Formen der Involvierung identifizieren, die in komplexer Weise mit ökonomischen, biografischen und normativen Faktoren verwoben sind. Mehrere zentrale Konstellationen treten dabei in den Interviews der GEQ-AT Studie hervor: gleichberechtigte Beteiligung („Caring Masculinities“), asymmetrische Unterstützungsrollen („Helfermännlichkeit“), situativ angepasste Rolle („Hybridmodell“) und symbolisch aufgeladene, temporäre Teilhabe („Podestmännlichkeit“).

„Caring Masculinities“: Gleichberechtigte Care-Arbeit als Alltagspraxis

Ein Teil der Interviewpartner*innen beschrieb Männer* als aktiv in die alltägliche Care-Arbeit eingebunden – in Form von ausgewogener Arbeitsteilung im Haushalt, Verantwortung für Kinder sowie geteilter Mental Load. Diese Männer* wurden nicht als „helfende“ Partner beschrieben, sondern als gleichwertige Akteure familiärer Fürsorgearrangements. Ihre Praktiken spiegeln das Konzept der *Caring Masculinities* (vgl. Scambor & Holtermann 2023; Gärtner & Scambor 2020; Elliott 2016; Scambor et al. 2014) wider, das fürsorgliche männliche Haltungen und Handlungen inkludiert, ohne dabei auf Macht und Unterordnung basierende hegemoniale Männlichkeitsmuster zu reproduzieren.

„Wir teilen uns eigentlich alles seit dem Kindergarten komplett 50:50 auf. Die Karenz haben wir uns auch aufgeteilt, aber natürlich bedürfnisorientiert (...) schon mehr die Mama am Anfang (...) und dann die letzten sechs Monate war er dann bei mir. Und sie hat abgepumpt (...) Dann gab es sozusagen eine gewisse Übergabe. Und dann ab dem 14. Lebensmonat war er im Kindergarten und ab dem Moment hatten wir die 50:50 Aufteilung. Das heißt, er ist jeweils zwei fixe Tage bei einem Elternteil und die anderen drei Wochentage sind alternierend, aber immer so kombiniert, dass er am Stück fünf Tage an einem Ort ist und zwei Tage am anderen. Wir teilen uns alles auf – Haushalt, Einkaufen, Kochen. Es ist so gut wie 50:50.“

(27ES, männlich, 36 J)

Diese Passage ist in mehrfacher Hinsicht interessant, weil sie das Ideal einer egalitären Arbeitsteilung in einem Kontext beschreibt, der klassische heteronormative Familienmodelle unterläuft. Der Vater, der in einer homosexuellen Partnerschaften lebt, organisierte die Sorgearbeit im Rahmen eines Co-Parenting mit der Mutter des Kindes und betonte eine konsequente 50:50-Aufteilung, sowohl in der alltäglichen Care-Arbeit (Haushalt, Einkaufen, Kochen) als auch in der Betreuungszeit.

Bemerkenswert ist die bedürfnisorientierte Gestaltung der ersten Lebensphase: Die Mutter übernahm den Großteil der Betreuung in den ersten Monaten, der Vater später, mit einer klar

strukturierten Übergabephase. Diese Praxis verweist auf eine bewusste Verbindung von kind-zentrierter Fürsorge und partnerschaftlicher Gleichverteilung. Sie zeigt, dass egalitäre Arrangements nicht notwendigerweise als starre Symmetrie organisiert sein müssen, sondern phasenweise variieren können – ein Prinzip, das Joan Tronto (1993, 2013) als responsives Care-Handeln beschreibt.

Strukturell interessant ist, dass hier nicht die klassische Paarkonstellation Grundlage des Arrangements ist, sondern ein erweitertes Familienmodell, das auf klaren Absprachen und organisatorischer Planbarkeit beruht. Dies macht den Fall auch zu einem Beispiel für das, was Goldberg und Allen (2020) für LGBTQ-Eltern Familien beschrieben haben – die bewusste Aushandlung von Sorgearrangements außerhalb heteronormativer Rollenvorgaben.

Zugleich wird deutlich, dass dieses Modell auf bestimmten Ressourcen basiert: gute Bildung, flexible Arbeitsbedingungen und eine hohe kommunikative Kompetenz zwischen den Co-Eltern. Diese Faktoren wirken als strukturelle Ermöglicher – ohne sie wäre eine so konsequente Umsetzung einer 50:50-Aufteilung wahrscheinlich schwer realisierbar.

Insgesamt verweist diese Konstellation sowohl auf das Potenzial alternativer Familienmodelle zur Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit in der Care-Arbeit als auch auf die fortbestehende Bedeutung struktureller Ressourcen, die solche Modelle absichern. In den Interviews zeigt sich deutlich, dass diese Form egalitärer Sorgearbeit häufig auf strukturellen Voraussetzungen wie flexiblen Arbeitszeitmodellen und stabilen Erwerbssituationen basiert. Die Männer* sind zumeist gut ausgebildet und in Berufen tätig, die flexible Arbeitsmodelle ermöglichen. Ökonomische Sicherheit spielt eine große Rolle, denn Männer* in prekären Beschäftigungsverhältnissen oder mit traditionellen Einkommensmodellen (z.B. Alleinverdiener-Modell) haben oft weniger Möglichkeiten, ihre Arbeitszeit zu reduzieren.

Auch die biografische Sozialisation spielt eine Rolle: Männer*, die bereits in ihrem Elternhaus Alternativen zu traditionellen Männlichkeitspraxen erlebt haben (z.B. einen Vater in Pension, der zu Hause war, wie im skizzierten Fall) oder bewusste Distanz zu traditionellen Geschlechternormen einnehmen, zeigen sich offener für gleichberechtigte Care-Arrangements. Das Bewusstsein für Gleichstellung und Geschlechtergerechtigkeit ist entsprechend in dieser Gruppe stark ausgeprägt. Insbesondere Väter beschrieben die Care-Arbeit als identitätsstiftend und betonten die emotionale Dimension der Vaterschaft.

„Und mein Psychotherapeut hat mal zu mir gesagt, in den Anfangsjahren mit meinem Sohn, du bist eigentlich Mama und Papa gleichzeitig (...) Und das hat mir irgendwie gefallen, muss ich ehrlich sagen. Also natürlich nicht stillen (...) Vielleicht habe ich einen stillen Neid entwickelt. Aber trotzdem, bei allen anderen Belangen.“

(27 ES, männlich, 36 J)

Diese Gruppe von Männern* zeigte ein tiefes Engagement für Care-Arbeit und sah diese nicht nur als notwendige Pflicht, sondern als bereichernden Bestandteil ihres Lebens.

„Helfende Männlichkeiten“: Unterstützende, aber nicht gleichverantwortliche Rollen

In einem zweiten Typus zeigten sich Männer*, die Care-Arbeit punktuell übernahmen, jedoch nicht als primär zuständig betrachtet wurden.

„Ja. Mein Mann ist jetzt gerade in Karenz. Für zwei Monate (...) Haushalt mache ich eigentlich schon größtenteils selber. Aber mein Mann hilft mir schon auch. Also Kochen und Wäsche machen. Und (...) Alles, worum ich bitte. Eigentlich.“

(42 OP, weiblich, 26 J)

Männer* entlasten ihre Partner*innen temporär, delegieren jedoch Verantwortung und Planung weiterhin an sie – ein Phänomen, das sich als „Mental Load“-Asymmetrie etabliert hat (vgl. Daminger 2019). Ihre Rollenverständnisse bleiben ambivalent: Zwar findet Beteiligung statt, doch meist im Modus der „Hilfe“ und nicht der koordinierten, geteilten Verantwortung:

„Also es ist jetzt ein bisschen anders, als es war, als die Kinder klein waren. Tatsächlich sind wir schon in so ein traditionelles Rollen in so traditionelle Rollenverteilung gerutscht, wie die Kinder gekommen sind (...) wobei haushaltstechnisch, wir uns das eigentlich immer schon aufgeteilt haben. Ich hätte jetzt aber gesagt, sagt mein Mann, eher deshalb, weil ich darauf so bestanden habe. Also er von sich aus hätte jetzt vielleicht das eher nicht so gemacht (...) Das sind immer so Phasen gewesen, je nachdem, wer gerade mehr zu tun hat. Je nachdem, wer da ist und wer gerade irgendwie Kapazitäten hat, macht halt was. Ja“

(01 ES, weiblich, 41 J)

Das Fallbeispiel verdeutlicht, wie sich in Paarbeziehungen mit klassischer Arbeitsteilung – in diesem Fall war er vollzeitberufstätig, sie in Karenz – eine Form „helfender Männlichkeiten“ etabliert, bei der Männer* zwar punktuell Care- und Haushaltsarbeit übernehmen, jedoch nicht als primär Zuständige agieren. Die Interviewpartnerin beschrieb, dass eine gleichmäßigere Aufteilung im Haushalt nur auf ihr ausdrückliches Bestehen hin zustande kam und nicht aus eigenem Antrieb ihres Partners. Damit verschiebt sich die Verantwortung für Organisation, Koordination und Initiierung von Arbeitsteilung eindeutig auf sie, während er in einer ergänzenden, nicht gleichverantwortlichen Rolle verbleibt. Diese Konstellation ist charakteristisch für die in der Forschung beschriebene Mental Load-Asymmetrie.

Zugleich wird deutlich, dass die Arbeitsteilung in diesem Paar nicht auf einer strukturierten, gemeinsam getragenen Verantwortungslogik basiert, sondern eher situativ und kapazitätsorientiert erfolgt („wer gerade mehr zu tun hat, macht halt was“). Diese flexible, aber unstrukturierte Form der Aufgabenverteilung kann kurzfristig entlastend wirken, trägt jedoch langfristig zur Stabilisierung traditioneller Zuständigkeitsmuster bei, da die übergeordnete Organisation im Alltag weiterhin an die weibliche Partnerin gebunden bleibt. Das von der Interviewpartnerin genannte „Hineinrutschen“ in eine traditionelle Rollenverteilung nach der Geburt der Kinder verweist auf einen breiteren, empirisch vielfach belegten Trend, nach dem egalitär orientierte Paare in der Familiengründungsphase häufig in geschlechtstypische Arbeitsteilungen zurückfallen (vgl. Geserick et al. 2023).

Die Ambivalenz dieser Konstellation liegt darin, dass Gleichstellung zwar rhetorisch anerkannt und in Teilen praktiziert wird, ihre Realisierung jedoch auf individueller Aushandlung und der Durchsetzungsstärke der Frau* beruht. Männliche Beteiligung erscheint als Form der Unterstützung – und nicht als selbstverständliche Übernahme gleichwertiger Verantwortung. In dieser Logik wird Care-Arbeit weiterhin als primär weiblicher Aufgabenbereich gerahmt, was bestehende Macht- und Zuständigkeitsasymmetrien reproduziert.

„Podestmännlichkeiten“: Symbolische Gleichstellung bei struktureller Persistenz

Ein drittes Muster zeigt sich in Erzählungen von Männern*, die temporär Care-Aufgaben übernehmen – etwa durch ein „Papamonat“ oder durch die Inanspruchnahme von Karenz – und diese Erfahrung symbolisch in Richtung Beitrag zur Herstellung gerechter Verhältnisse aufwerten, während langfristig tradierte Arbeitsteilungen bestehen bleiben. Diese Form der Beteiligung erzeugt ein Gleichstellungsnarrativ ohne strukturelle Veränderungen, was als strategische Gleichstellung¹⁶ betrachtet werden kann. Diese symbolischen Handlungen markieren eine diskursive Öffnung, jedoch keine nachhaltige Umverteilung. Sie fungieren als performative Gesten, die Gleichstellung suggerieren, während reale Macht- und Arbeitsverhältnisse bestehen bleiben. Die ökonomische Struktur – etwa das klassische Ernährermodell – wird hier nicht hinterfragt, sondern im Modus der individuellen Entscheidung legitimiert.

Ein Beispiel dazu: Vor der Geburt der Kinder war der Interviewpartner (53 ES, männlich, 45 J) vollzeitberufstätig, die Partnerin ebenso, beide in Gesundheitsberufen. Mit der Familiengründung verschob sich die Arbeitsteilung: Während der Partner nach eigenen Angaben beim ersten Kind zunächst zwei Monate und später nochmals sechs Monate Karenz übernahm, blieb die Partnerin den überwiegenden Teil der ersten Jahre in der primären Betreuungsrolle. Beim zweiten Kind reduzierte sich seine Karenz auf vier Monate, ergänzt durch eine Phase von Elternteilzeit, in welcher er sich vor allem um die Kinder und deren Freizeitaktivitäten kümmerte. Bestimmte Haushalts- und Care-Aufgaben wurden klar verteilt: Einkaufen, Kindertransporte und Urlaubsorganisation lagen stärker in seiner Verantwortung, während Wäschewaschen fast ausschließlich bei der Partnerin lag und sie überdies kontinuierlich Alltagsorganisation und haushaltsnahe Routinen übernahm. Externe Hilfe (Haushaltshilfe fürs Bügeln) wurde zugekauft, wodurch die Alltagslast abgefedert, jedoch nicht grundlegend neu verteilt wurde.

Im Interview finden sich mehrere Passagen, die typische Elemente von „Podestmännlichkeiten“ deutlich machen: zeitlich begrenzte, als außergewöhnlich markierte Beteiligung an Care-Arbeit, die diskursiv als Beitrag zu mehr Gleichstellung gerahmt wird, ohne dass sich die grundlegende Arbeitsteilung dauerhaft verändert. So beschreibt der Interviewpartner etwa seine frühen Karenzzeiten beim ersten Kind als bemerkenswertes Engagement: *„... der Vater geht mit einem achtwöchigen Säugling in Karenz. Haben wir, glaube ich, ganz gut gemeistert.“* Auch die anschließende erneute Karenz von sechs Monaten beim Sohn und vier Monaten bei der Tochter wird hervorgehoben. Gleichzeitig bleibt die Zuständigkeit für die kontinuierliche Organisation der Kinderbetreuung und Haushaltsführung weitgehend bei der Partnerin, was in der Formulierung deutlich wird:

¹⁶ Gemeint sind Handlungen, die explizit auf Gleichstellung abzielen, jedoch bestehende strukturelle Machtverhältnisse und Ungleichheiten im Alltag unzureichend berücksichtigen.

„Na ja, ich sage mal, was überbleibt, ist Einkaufen und Kochen. (...) Meine Frau tut vorwiegend Wäsche waschen (...) Kochen würde ich sagen, ist ungefähr so 70:30 verteilt.“

(53 ES, männlich, 45 J)

Diese Praxis entspricht dem Muster einer strategischen Gleichstellung: punktuelle Übernahmen werden diskursiv aufgewertet und als egalitäre Beteiligung inszeniert, dienen aber vor allem der symbolischen Demonstration von Modernität und Engagement. Strukturelle Rahmenbedingungen – wie das leicht asymmetrische Erwerbseinkommen (60:40), die Hauptverantwortung der Frau* für bestimmte Care-Bereiche und die traditionelle Zuschreibung seiner Rolle als „Triebfeder“ für Freizeitgestaltung – werden dabei nicht grundlegend in Frage gestellt. Das Beispiel zeigt somit, wie „Podestmännlichkeiten“ performativ Gleichstellung suggerieren, ohne eine nachhaltige Umverteilung von Verantwortung und Macht in der Familie zu bewirken.

Hybridmodelle und situative Aushandlungen

Zwischen klar abgegrenzten Typen der Arbeitsteilung zeigen sich in den Interviews zunehmend hybride Modelle, in denen Männer* je nach Lebensphase, Erwerbskontext oder Familiensituation substanzielle Verantwortung in der Care-Arbeit übernehmen. Diese Arrangements sind oft das Ergebnis langfristiger Aushandlungsprozesse, zugleich aber flexibel genug, um sich situativ an veränderte Anforderungen anzupassen. Besonders bei Paaren mit hoher formaler Bildung und reflektiertem Rollenverständnis wird eine deutliche Bereitschaft sichtbar, familiäre Arbeitsverhältnisse gemeinschaftlich zu reorganisieren und damit tradierte Zuständigkeitsmuster zu hinterfragen.

Ein Beispiel hierfür schildert eine Interviewpartnerin, die mit ihrem Partner bewusst Arbeitszeit reduziert und die Betreuungstage gleichmäßig aufgeteilt hat:

„Wir haben beide auf 20 Stunden reduziert und uns die Tage genau aufgeteilt – das war gut für uns und das Kind.“

(54 OP, weiblich, 33 J)

Die Vereinbarung steht für ein Modell, in dem zeitliche Ressourcen nicht nach geschlechtstypischen Normen, sondern nach gemeinsam definierten Bedarfen strukturiert werden.

Ein anderes Paar verteilt Aufgaben nach individuellen Vorlieben, zeitlichen Möglichkeiten und Kompetenzen. Die Partnerin beschreibt:

„Weil mein Freund eben sehr gerne kocht und isst. Also er arbeitet als Lehrer, dementsprechend kommt er zu 12:00 nach Hause, (...) das heißt alles was Kochen, Einkaufen, generell Küche auch sauber machen, da darf ich auch nicht helfen, sondern das ist alles echt sein Gebiet und macht alles er. (...) Sonst aber eben Haushalt mach ich, also Haushalt, das heißt zu putzen. Wäsche machen wir eigentlich gemeinsam, je nachdem, wer halt gerade die Zeit hat. (...) Jeder macht das Gebiet, was ihm besser liegt, wo er besser Zeit hat, wo er mehr Lust dazu hat.“

(19 JS, weiblich, 31 J)

Solche Modelle zeigen, dass partnerschaftliche Arbeitsteilung nicht zwingend in strikter Symmetrie erfolgen muss, sondern auf einem anerkannten Gleichwertigkeitsprinzip beruhen kann, bei dem Zuständigkeiten bewusst und transparent verteilt werden. Sie setzen jedoch eine hohe Kooperationsbereitschaft, die Möglichkeit zur Arbeitszeitreduktion und eine klare Abkehr von normativen Leitbildern männlicher Erwerbszentriertheit voraus. In ihrer gelebten Praxis verweisen sie darauf, dass bestehende Geschlechterlogiken sowohl aktiv als auch pragmatisch transformiert werden können.

Der entscheidende Unterschied zwischen dem beschriebenen Hybridmodell und dem Konzept der Caring Masculinities liegt sowohl in der Motivation und Reichweite der Veränderung als auch im Verhältnis zu strukturellen Rahmenbedingungen. Während Caring Masculinities (vgl. Elliot 2016; Scambor et al. 2014) auf einer grundlegenden normativen Verschiebung beruhen – Fürsorge, Empathie und Beziehungsorientierung werden als zentrale und dauerhafte Elemente männlicher Identität verstanden und verankern sich damit jenseits hegemonialer Leitbilder von Autonomie, Wettbewerbsorientierung und Ernährerrolle, handelt es sich bei den Hybridmodellen häufig um pragmatische, situativ angepasste Aushandlungen im konkreten Familienalltag.

In den interviewbasierten Beispielen entstehen partnerschaftliche Arrangements aus der Kombination individueller Präferenzen, zeitlicher Ressourcen und biografischer Gelegenheitsstrukturen. Gleichwohl bewegen sie sich oftmals innerhalb bestehender Geschlechternormen und werden nicht zwingend mit einer grundsätzlichen Infragestellung traditioneller Männlichkeitsbilder verbunden. Strukturell sind diese Modelle deutlich stärker herausgefordert: Erwerbsarbeitskulturen, Einkommensunterschiede und unzureichende institutionelle Rahmenbedingungen (z. B. für Arbeitszeitreduktion oder geteilte Elternzeit) begünstigen nach wie vor die männliche Vollzeiterwerbstätigkeit. Um eine partnerschaftliche Aufteilung zu erreichen, ist daher ein hoher Grad an individueller Verhandlungsbereitschaft, Organisation und gegenseitigem Commitment erforderlich.

Während Caring Masculinities langfristig auf die Normalisierung männlicher Care-Orientierung und die Veränderung gesellschaftlicher Strukturen abzielen, sind die hier beschriebenen Hybridmodelle stärker vom konkreten Lebensabschnitt abhängig und damit potenziell fragiler. Sie belegen, dass Geschlechterarrangements durchaus aktiv und kreativ transformiert werden können, verdeutlichen aber zugleich, wie viel zusätzlicher Aufwand nötig ist, um in einem strukturell ungleichen Umfeld gelebte Partnerschaftlichkeit im Care-Bereich zu realisieren.

Fazit: Geschlechterverhältnisse in der Care-Arbeit als Ort der Reproduktion und des Wandels

Die Auswertung der Interviewdaten verdeutlicht: Care-Arbeit ist ein zentraler Kristallisationspunkt geschlechtlicher Ordnungen – ein Ort, an dem soziale Ungleichheiten nicht nur sichtbar werden, sondern alltäglich reproduziert, gerechtfertigt oder infrage gestellt werden. Sowohl in der Rückschau auf die Herkunftsfamilie als auch in den Erzählungen zur aktuellen Lebenssituation tritt eine tiefgreifende Vergeschlechtlichung der Care-Arbeit zutage. Diese ist nicht allein auf individuelle Einstellungen zurückzuführen, sondern ergibt sich im Zusammenspiel von kulturellen Deutungsmustern, habituellen Dispositionen und strukturellen Rahmenbedingungen.

Gleichzeitig zeigen die Interviews, dass Geschlechterverhältnisse in der Care-Arbeit nicht zwangsläufig starr sind. Vielmehr eröffnen sich in biografischen Übergängen,

partnerschaftlichen Aushandlungen und generationellen Konstellationen Räume für Reflexion und Wandel. Insbesondere erwerbstätige Frauen* fordern zunehmend gerechtere Verteilungen ein und nutzen Zeiten der Care-Arbeit als Ausgangspunkt für Entwicklungs- und Bildungsprozesse.

Die Rolle von Männern* in der Care-Arbeit ist weder marginal noch eindeutig. Die Interviews offenbaren ein Spektrum an Positionierungen, das von reproduktiven Unterstützungsrollen bis hin zu reflexiven, egalitären Sorgepraktiken reicht. Dabei wird deutlich, dass Care-Arbeit ein zentrales Aushandlungsfeld von Männlichkeit ist – ein Ort, an dem normative Erwartungen, subjektive Orientierungen und strukturelle Rahmenbedingungen aufeinandertreffen. Die empirischen Differenzierungen verweisen auf die Notwendigkeit, Männlichkeiten in ihrer Pluralität und situativen Dynamik zu erfassen – als Ausdruck eines komplexen Wechselverhältnisses zwischen individueller Agency und sozialstruktureller Einbettung.

Care-Arbeit ist damit weder bloß Reproduktion noch bloß Transformation, sondern ein konflikthafter Handlungs- und Deutungsraum, in dem Geschlecht als soziale Struktur wirksam wird – aber auch als veränderbar erfahrbar ist. Die empirischen Befunde verweisen auf die Notwendigkeit, Care-Arbeit als gesellschaftspolitisch relevantes Feld zu begreifen, das über familiäre Mikropraktiken hinaus grundlegende Fragen sozialer Gerechtigkeit, Anerkennung und Teilhabe berührt.

3.3.2 Erwerbsarbeit und finanzielle Ressourcen

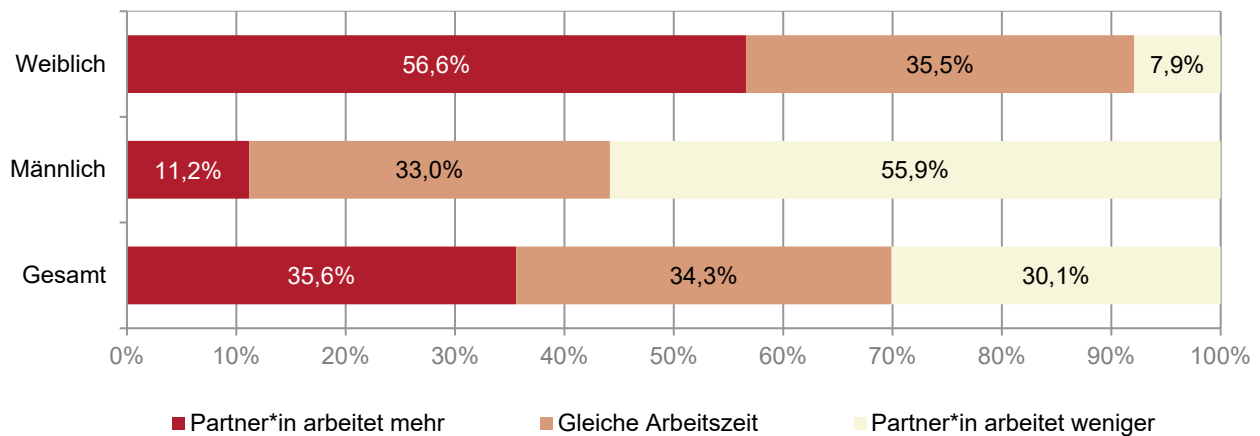
Im Folgenden werden geschlechtsspezifische Unterschiede bei bezahlter Arbeit sowie der Einkommenssituation näher beleuchtet. Dabei wird vorrangig auf die Ergebnisse der quantitativen Befragung zurückgegriffen, die wiederum mit bestehenden Arbeitsmarktdaten verglichen werden.

Quantitative Befunde zur Verteilung von Erwerbsarbeit

Wie bereits ersichtlich wurde, ist trotz hoher Zustimmungswerte bei Fragen zu Geschlechtergleichstellung bzw. der Ablehnung stereotyper Geschlechterrollenbilder (siehe Kapitel 3.1), eine „traditionelle“ Teilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit innerhalb der Partnerschaft beobachtbar.

In der quantitativen Befragung zeigen sich zwar keine signifikanten Geschlechterunterschiede hinsichtlich der aktiven Erwerbstätigkeit, allerdings bezogen auf das Arbeitsausmaß. Über die Hälfte der männlichen Befragten gibt an, mehr zu arbeiten als ihre Partner*innen. Vergleichbar hoch ist der Anteil befragter Frauen*, die angeben, dass der*die Partner*in mehr arbeitet als sie. Ungefähr ein Drittel der Befragten – bei den Frauen* mit rund 36% etwas mehr – gibt an, dass innerhalb der Partnerschaft ein ausgewogenes Arbeitsausmaß gegeben ist. Hingegen geben lediglich rund 8% der weiblichen Befragten an, mehr zu arbeiten. Bei den Männern* geben 11% an, weniger zu arbeiten (siehe Abbildung 12).

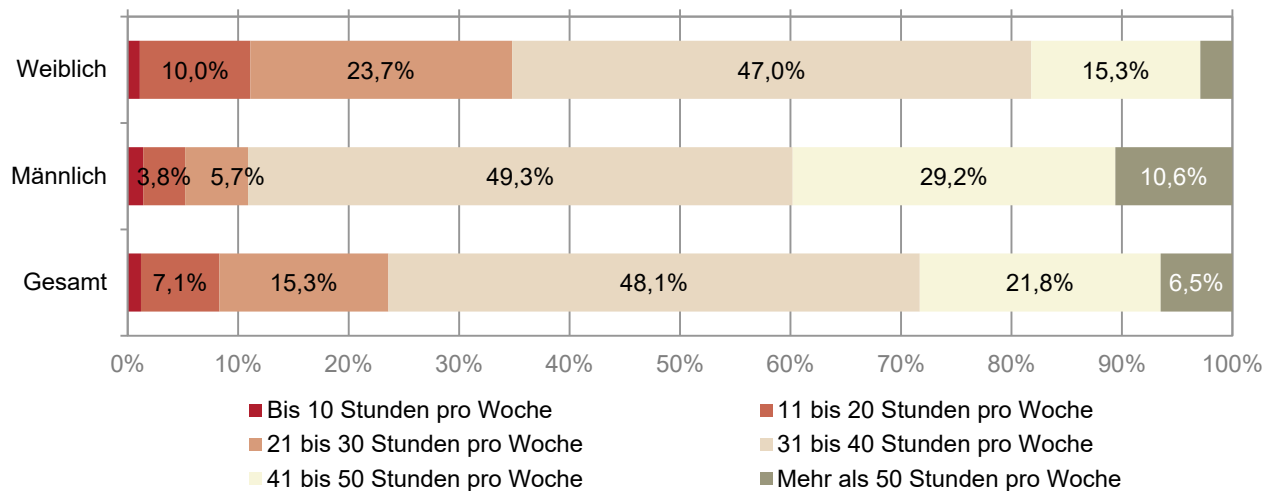
Abbildung 12: Arbeitsausmaß in Relation zu aktuellem/r Partner*in, nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=312, gewichtete Stichprobe

Mit Blick auf die Arbeitsstunden, die pro Woche für bezahlte Arbeit aufgewendet werden, verdeutlicht sich dieses Bild: Frauen* arbeiten häufiger als Männer* zwischen 21 und 30 Stunden, während Männer* deutlich häufiger 40 Stunden und mehr arbeiten (siehe Abbildung 13).

Abbildung 13: Arbeitsausmaß, nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.875, n miss=366, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

Diese Erkenntnisse decken sich mit bestehenden Arbeitsmarktdaten. So sind in der österreichischen Bevölkerung geringe Unterschiede nach Geschlecht in der Erwerbstätigkeit an sich feststellbar, allerdings ist die Teilzeitquote bei Frauen* bedeutend höher als bei Männern*. Im Jahr 2023 waren rund 31% in Österreich teilzeitbeschäftigt, 2024 waren es 32% der Beschäftigten, wobei knapp über die Hälfte aller erwerbstätigen Frauen* (51%) und knapp 14% der Männer* Teilzeit arbeiten (vgl. Statistik Austria 2025). Bezogen auf die konkreten Stunden lag die wöchentliche Arbeitszeit im Jahr 2022 bei Frauen* bei 26 Stunden, bei Männern* hingegen bei 33,4 Stunden (vgl. Statistik Austria 2023a). Laut der Zeitverwendungsstudie (vgl. Statistik

Austria 2023b) wenden Frauen* zwischen 20 und 39 Jahren 07:43 täglich für Erwerbstätigkeit auf, bei Männern* sind es knapp über neun Stunden¹⁷.

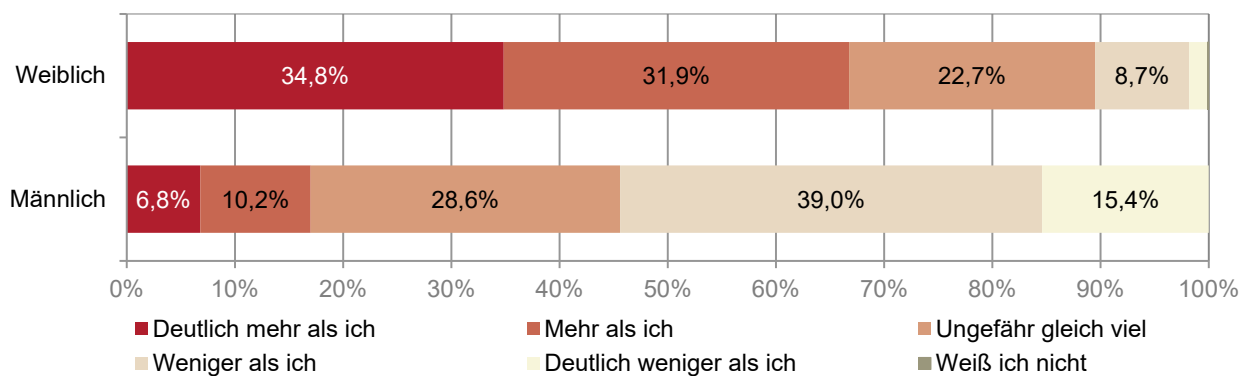
Einkommensverhältnisse in der Partnerschaft

Nach wie vor sind geschlechtsspezifische Einkommensunterschiede¹⁸ in Österreich gegeben. So sind die Stundenverdienste von Frauen* über alle Branchen hinweg um 19% geringer als die von Männern*. Der „Gender Pay Gap“ liegt somit in Österreich deutlich über dem EU-Durchschnitt von rund 13% (vgl. Mayrhober et al. 2024).

Dieses bestehende Ungleichgewicht wird auch in der im Rahmen der Studie durchgeführten quantitativen Befragung deutlich: Mehr als ein Drittel der weiblichen Befragten gibt an, ihr*e Partner*in hat deutlich mehr Geld als sie zur Verfügung und bei einem weiteren Drittel hat der*die Partner*in mehr Geld als die befragte Person. Bei den männlichen Befragten trifft dies auf rund 7% bzw. 10% zu.

Umgekehrt gibt etwas weniger als ein Drittel der Frauen* an, mehr oder deutlich mehr Geld als der* die Partner*in zu haben – bei den männlichen Befragten trifft es auf lediglich 17% zu, dass der*die Partner*in mehr oder deutlich mehr Geld hat. Weniger als ein Viertel der befragten Frauen* verfügt über ein vergleichbares Ausmaß an ökonomischen Mitteln. Bei den Männern* trifft dies auf rund 29% zu (siehe Abbildung 14).

Abbildung 14: Ökonomisches Verhältnis in Partnerschaft, nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=366, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

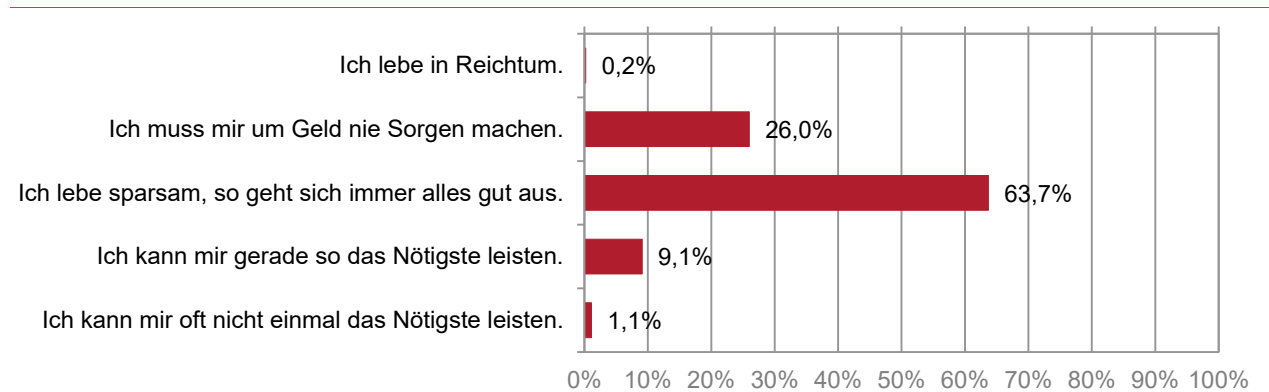
Ungeachtet der Einkommensunterschiede wird die allgemeine ökonomische Situation geschlechtsunabhängig bewertet. Rund ein Viertel der Befragten gibt an, sich keine Sorgen um Geld machen zu müssen, zwei Drittel meinen, dass sie sparsam leben und sich so finanziell alles

¹⁷ Wenn die Tätigkeit am jeweiligen Tag ausgeübt wird.

¹⁸ Es gibt unterschiedliche Arten, Gehaltsunterschiede nach Geschlecht zu berechnen; aufgrund des unterschiedlichen Ausmaßes von Arbeitszeit (wegen hohen Teilzeitquoten bei Frauen) eignen sich insbesondere Stundenlöhne; allerdings können dann keine Rückschlüsse auf die finanzielle Lage im Allgemeinen getroffen werden (vgl. Mayrhober et al. 2024).

gut ausgeht. Jeweils etwas unter 10% der befragten Personen geben demgegenüber an, sich nur das Nötigste leisten zu können bzw. oftmals nicht einmal das (siehe Abbildung 15).

Abbildung 15: Ökonomische Situation (wenn aktuelle Partnerschaft)



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023; n=1.891, n miss=38, gewichtete Stichprobe.

3.3.3 Entscheidungsmuster in Familie und Partnerschaft

Entscheidungsprozesse innerhalb von Familien und Partnerschaften sind zentrale Indikatoren für interne Machtverhältnisse, Rollenverständnisse und geschlechterbezogene Positionierungen. Sie entscheiden mit darüber, ob sich Familienmitglieder als selbstwirksam erleben, ob Verantwortung geteilt oder hierarchisch organisiert ist, und wie mit Differenz umgegangen wird.

Mithilfe der Frage danach, wer in der Partnerschaft bzw. der Herkunftsfamilie das letzte Wort hat oder hatte, können quantitative Aussagen über Entscheidungsverhältnisse getroffen werden. Durch die qualitativen Analysen wird darüber hinaus sichtbar, wie Entscheidungsprozesse in Familien ausgehandelt und legitimiert werden. Dabei zeigt sich, dass Entscheidungsmuster nicht nur Ausdruck familialer Dynamiken, sondern auch Produkte sozialer Strukturbedingungen und geschlechtlicher Ordnung sind.

Quantitative Einordnung des Entscheidungsverhältnisses

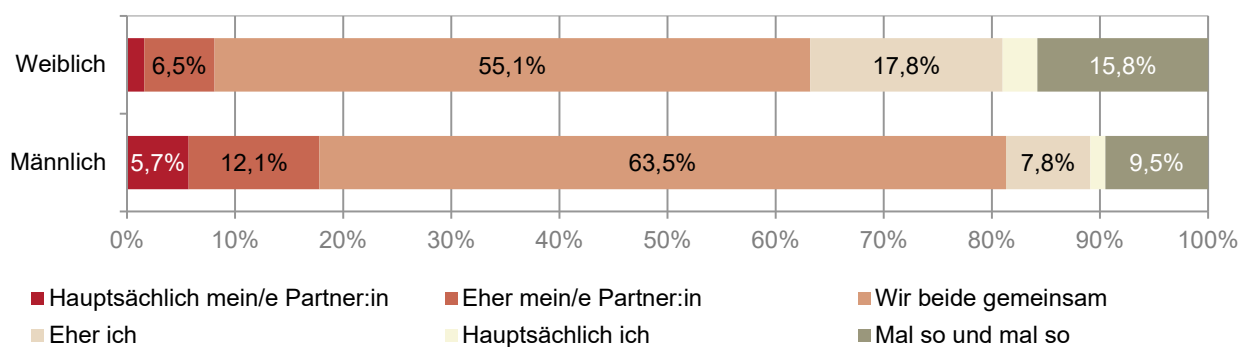
Mit Blick auf die quantitativen Befunde sind zwei zentrale Erkenntnisse abzuleiten. Zum einen zeigt sich, dass beim Großteil der Befragten – konkret 59% – Entscheidungen gemeinsam getroffen werden. Zusätzliche 13% geben an, „mal so, mal so“ eine Entscheidung zu treffen, was – wenn auch nicht gemeinsam – doch auf eine gewisse Ausgewogenheit in den Entscheidungsprozessen verweist. Demgegenüber ist bei 28% der Befragten ein Ungleichgewicht beim Entscheidungsverhalten beobachtbar.

Als zweite zentrale Erkenntnis sind die bestehenden geschlechterbezogenen Unterschiede zu benennen. Es zeigt sich ein Ungleichgewicht bei gemeinsamen Entscheidungsfindungen:

Frauen* erleben in Partnerschaften seltener als Männer*, dass gemeinsam das „letzte Wort“ gesprochen wird. Allerdings sind Frauen* häufiger der Ansicht, dass „mal so, mal so“ entschieden wird.

Hinsichtlich Unausgewogenheit von Entscheidungsfindungen sind bedeutendere Unterschiede feststellbar: Weibliche Befragten geben häufiger an, eher oder hauptsächlich das letzte Wort zu haben – zusammen etwas weniger als ein Viertel. Dies wird durch die Einschätzung der Männer* bestätigt: Hier geben vergleichbar viele an, dass der*die Partner*in das letzte Wort hat und nicht sie selbst. Umgekehrt haben knapp unter 10% der männlichen Befragten bzw. die Partner*innen der weiblichen Befragten häufiger das letzte Wort (siehe Abb. 16). Nach dem Bildungsniveau der Befragten ergeben sich dabei keine Unterschiede (siehe Tabellenanhang).

Abbildung 16: Wenn Partnerschaft: „Letztes Wort“ in Beziehung, nach Geschlecht

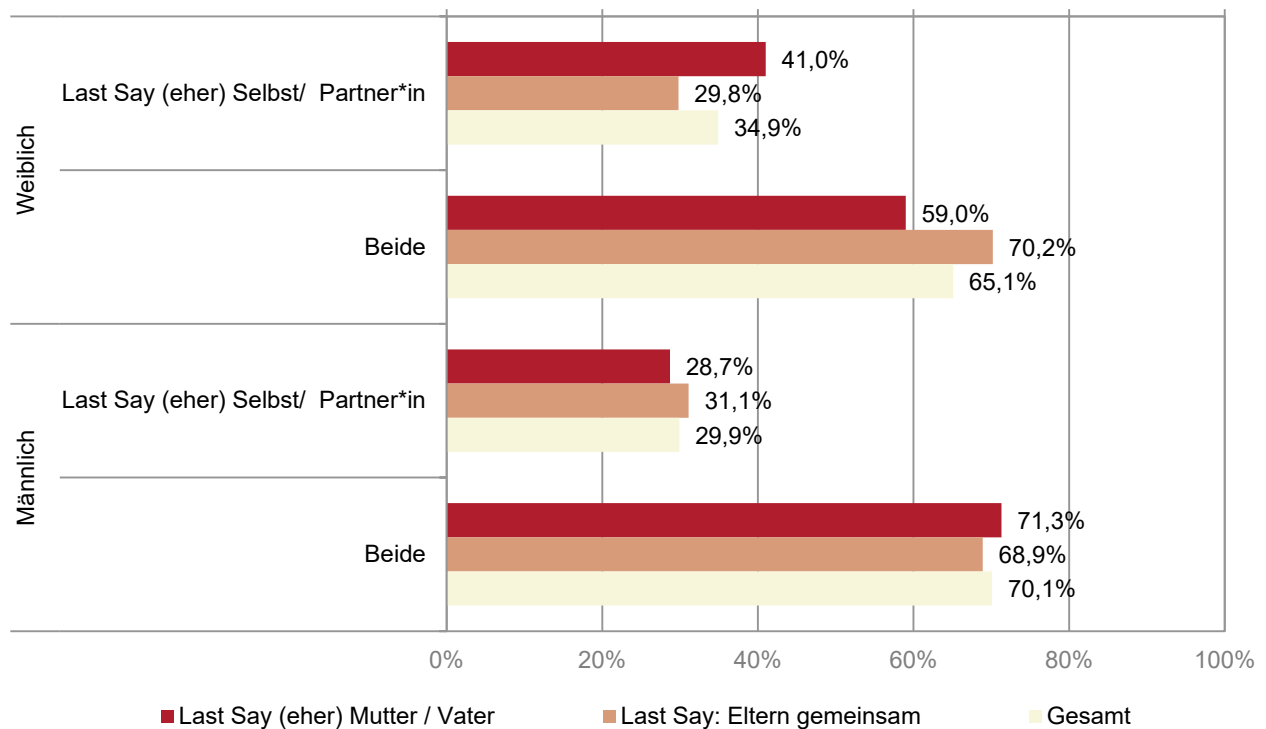


Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=34, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

Ein ähnliches Bild zeigt sich bezogen auf die Herkunftsfamilie. Ungefähr die Hälfte der Befragten gibt an, dass Vater und Mutter gemeinsam Entscheidungen getroffen haben, etwas mehr als ein Viertel gibt an, das letzte Wort lag (eher) beim Vater, knapp ein Viertel (eher) bei der Mutter). Dabei zeigen sich leichte Unterschiede nach Geschlecht: So sehen Männer* das letzte Wort etwas häufiger (eher) beim Vater und Frauen* (eher) bei den Müttern (siehe Tabellenanhang).

Inwiefern ein Zusammenhang des Entscheidungsverhaltens der Eltern mit dem in der eigenen Partnerschaft besteht, ist nicht eindeutig. Bei den männlichen Befragten ist kein Zusammenhang des jetzigen Entscheidungsverhalten in der Partnerschaft mit dem in der Herkunftsfamilie feststellbar. Bei den weiblichen Befragten zeigt sich hingegen, dass häufiger ein gemeinsames Entscheidungsverhalten in der Partnerschaft besteht, wenn dies auch in der Herkunftsfamilie der Fall war (siehe Abbildung 17).

Abbildung 17: „Last Say“: Vergleich Herkunftsfamilie und aktuelle Partnerschaft



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=93, gewichtete Stichprobe.

Qualitative Einordnung des Entscheidungsverhältnisses

Olson-Modell: Kohäsion, Flexibilität, Kommunikation

Zur analytischen Erfassung und Deutung des Entscheidungsverhaltens bietet das Strukturmodell von David H. Olson (2000) einen differenzierten theoretischen Rahmen. Es basiert auf drei zentralen Dimensionen:

- Kohäsion: das Ausmaß emotionaler Bindung zwischen den Familienmitgliedern (von Disengagement bis Verstrickung),
- Flexibilität: die Fähigkeit des Familiensystems, sich an neue Anforderungen anzupassen (von starr bis chaotisch),
- Kommunikation: als vermittelnde Meta-Dimension, die sowohl Kohäsion als auch Flexibilität beeinflusst.

Olson postuliert, dass Familien mit mittlerer Kohäsion und Flexibilität („ausgewogene Systeme“) über die größte Anpassungsfähigkeit und Entwicklungsförderlichkeit verfügen, während Extremformen (starre oder chaotische Systeme) hingegen häufig dysfunktional sind. Im Folgenden werden die im Interviewmaterial rekonstruierten Entscheidungsmuster in den Herkunftsfamilien der Befragten entlang dieses Modells typisiert und analysiert – mit besonderem Augenmerk auf die geschlechterbezogene Legitimation von Entscheidungsmacht.

Hierarchien, symbolische Macht und demokratische Strukturen

Durch die qualitative Analyse lassen sich die Erkenntnisse der Befragung in allgemeine Machtstrukturen und familiäre Entscheidungsmuster einordnen sowie vertiefende Erkenntnisse aus Entscheidungsprozessen ableiten.

Bezogen auf die jetzigen Partnerschaften sind in den Interviews komplexe Dynamiken feststellbar, die zum einen in Kapitel 3.3.5 in den Matched-Pair Fallanalysen sowie zum anderen in Kapitel 3.4 ausgearbeitet werden.

Gesondert werden im Folgenden die Entscheidungsprozesse in den Herkunftsfamilien dargelegt.

Nicht-ausgewogene Entscheidungsmuster: Hierarchie, Autorität und symbolische Macht

Wenn auch die quantitativen Daten auf eine gewisse Ausgewogenheit beim Entscheidungsverhalten beim Großteil der Befragten hinweist, werden in den Interviews doch tieferliegende Machtstrukturen deutlich. Zahlreiche Interviewaussagen verweisen auf stark hierarchisierte Entscheidungsstrukturen in der Herkunftsfamilie, die typisch für Olsons „starre Systeme“ sind. Entscheidungsgewalt ist in diesen Fällen klar zugeordnet (meist an männliche Familienmitglieder), ohne dass diese Machtpositionen innerhalb der Familie infrage gestellt oder explizit begründet werden müssten.

So wird in einem Fall die Vaterfigur als unangefochtene Autorität beschrieben: *„Der Papa hatte das letzte Wort. Klipp und klar. Wenn er gesagt hat: So ist es, dann ist es so gewesen“* (57 OP, weiblich, 57 J). Die Selbstverständlichkeit, mit der männliche Entscheidungsmacht ausgeübt und akzeptiert wird, verweist auf eine kulturell verankerte patriarchale Norm, wie sie auch Illouz (2023) beschreibt: Autorität erscheint hier nicht als etwas, das begründet werden muss, sondern als „natürliche“ Ordnung.

Ein weiteres Beispiel: *„Der Opa und mein Papa haben die Entscheidungsmacht gehabt (...) Mein Opa war (...) eher so der Sturschädel-Typ (...) Nur so wie er es macht, ist es richtig“* (18 JS, weiblich, 31 J). Auch hier bleibt männliche Definitionsmacht unhinterfragt und durch generationsübergreifende Weitergabe stabilisiert.

Weibliche Entscheidungsmacht als legitimationspflichtig

Im Gegensatz zeigt sich in den Interviews, dass Entscheidungsmacht von Frauen* – wenn gegeben – in Verbindung mit Begründungsnarrativen und Legimitationszwängen steht. Weibliche Dominanz im Entscheidungsprozess wird als Abweichung begriffen und muss entsprechend legitimiert oder erklärt werden – sei es durch besondere Kompetenzen, äußere Zwänge oder das Fehlen einer männlichen Gegenfigur. So sagt etwa ein Interviewpartner* über seine Mutter:

„Meine Mutter hat sehr viel Wert darauf gelegt, dass man (...) aus (Stadt wird genannt) herauskommt (...). Sie hat dann de facto auch mehr oder weniger entschieden und verfügt über das Geld, das eigentlich mein Vater verdient hat. Und ich glaube, das hat ihm alles irgendwie (...) auf sein Ego geschlagen.“

(53 ES, männlich, 45 J)

Die Entscheidungsmacht der Mutter erscheint hier als Abweichung vom männlich kodierten Normalfall, die Spannungen erzeugt und erklärungsbedürftig wird – ein klassisches Beispiel für symbolische Gewalt im Sinne Bourdieus (1997), die sich gerade in der Notwendigkeit zur Legitimation weiblicher Autonomie zeigt.

Auch in anderen Fällen wird weibliche Entscheidungsgewalt mit kontextuellen Sonderbedingungen verknüpft – etwa mit Sprachkompetenz: *„Meine Mutter war (...) in einer Machtposition aufgrund der Sprachkenntnisse“* (05 VS, weiblich, 33 J) oder funktionalen Rollenverschiebungen: *„Meine Mutter hatte das letzte Wort – weil mein Vater keinen Führerschein hatte“* (05 VS, weiblich, 33 J). Der strukturelle Zugang zu Entscheidungsmacht bleibt somit häufig an funktionale oder biografische Notwendigkeiten gebunden und nicht an eine prinzipielle Gleichwertigkeit im familialen Entscheidungsraum.

Demokratische und flexible Entscheidungsmuster: Beteiligung nach Betroffenheit

Auch bei der Herkunftsfamilie zeigen sich entgegen den hierarchischen und legitimationspflichtigen Konstellationen im Material auch ausgewogene Entscheidungsmuster, wie sie Olson als „strukturierte, flexible Systeme“ beschreibt. Hier werden Entscheidungen partizipativ getroffen, wobei sich die Entscheidungsgewalt an der jeweiligen Betroffenheit orientiert.

Ein Beispiel: *„Mein Bruder und ich sind immer die relevanten Personen gewesen, die die Entscheidungen im Endeffekt fällen durften oder mussten“* (06 ES, männlich, 43 J). Entscheidungsfindung wird hier als prozessual und kontextbezogen verstanden – nicht als Ausdruck dauerhafter Positionen, sondern als situative Verantwortungsteilung.

Auch der sogenannte „Familienrat“ (mit allen Familienmitgliedern) wird mehrfach erwähnt, etwa bei einer medizinisch-ethischen Entscheidung:

„Es hat zum Beispiel eine Entscheidung gegeben, da war ich 14, also meine Eltern haben beide ihren Körper der Wissenschaft zur Verfügung gestellt (...) das war so Entscheidung, die haben wir im Familienrat beschlossen.“

(01 ES, weiblich, 41 J)

Diese Form gemeinsamer Aushandlung verweist auf eine demokratische Kommunikationskultur, in der alle Beteiligten als handlungsfähige Subjekte anerkannt werden.

Ein reflektierter Umgang mit Entscheidungsverantwortung wird dort sichtbar, wo die Gewichtung innerhalb des Prozesses an der jeweiligen Betroffenheit orientiert ist. Entscheidungen erhalten damit größeres Gewicht für jene Familienmitglieder, die von den Konsequenzen am stärksten betroffen sind. Dieses Prinzip verweist auf Olsons Ideal eines hochfunktionalen Familiensystems, das durch empathische Kommunikation und situative Anpassungsfähigkeit gekennzeichnet ist.

Familiäre Entscheidungsmuster im Spiegel des Olson-Modells

Die anhand der Interviews rekonstruierten Entscheidungsmuster lassen sich mithilfe des Strukturmodells von Olson beschreiben. In hierarchischen Konstellationen, die stark an patriarchale Leitbilder gebunden sind, dominieren „starre Systeme“. Die Kohäsion ist hier von einer asymmetrischen Bindung geprägt, in der Loyalität mit Gehorsam gleichgesetzt wird. Flexibilität ist gering ausgeprägt, da Entscheidungsgewalt klar männlichen Familienmitgliedern zugeordnet wird und Rollenstrukturen kaum verhandelbar erscheinen. Kommunikation erfüllt primär die Funktion der Durchsetzung und nicht der Aushandlung. Olson zufolge sind solche starren Systeme wenig anpassungsfähig und reproduzieren traditionelle Machtverhältnisse, da männliche Autorität als selbstverständlich gilt und nicht legitimiert werden muss.

Demgegenüber zeigen die Fälle, in denen Frauen* über Entscheidungsmacht verfügen, eine Zwischenform, die einerseits auf funktionale Flexibilität verweist, andererseits aber symbolisch begrenzt bleibt. Kohäsion und emotionale Bindungen können zwar intakt sein, doch ist weibliche Entscheidungsgewalt stets mit Begründungszwängen verbunden. Frauen* müssen ihre Position über spezifische Kompetenzen, äußere Zwänge oder den Mangel an (männlichen) Alternativen legitimieren. Damit wird Flexibilität nicht als strukturelle Offenheit, sondern als Ausnahmeregel sichtbar. Die Kommunikation ist hier ambivalent: Zwar findet Aushandlung statt, doch wird sie von symbolischer Gewalt geprägt, da Legitimation erforderlich ist, während männliche Macht stillschweigend akzeptiert wird. Olson zufolge bewegen sich diese Familienformen zwischen starren und ausgewogenen Systemen; sie zeigen Anpassungsfähigkeit, bleiben aber von Spannungen durchzogen, die aus der normativen Abweichung von geschlechterkodierten Erwartungen entstehen.

Das dritte Muster schließlich verweist auf ausgewogene Systeme im Sinne Olsons. Hier orientiert sich Entscheidungsmacht an der jeweiligen Betroffenheit, Rollen sind flexibel und variabel, und die Kohäsion ist durch eine gleichwertige Anerkennung aller Familienmitglieder charakterisiert. Kommunikation übernimmt in diesen Familien eine zentrale Steuerungsfunktion: Durch offene Gesprächsformen, etwa in Form von Familienräten oder prozessualen Aushandlungen, wird die Balance zwischen Nähe und Autonomie hergestellt. Diese Muster entsprechen Olsons Ideal einer mittleren Kohäsion und Flexibilität, die mit hoher Anpassungsfähigkeit und Entwicklungsförderlichkeit verbunden ist. Auffällig ist zudem, dass sich in solchen Konstellationen traditionelle geschlechterhierarchische Muster eher auflösen lassen, da kommunikative Qualität die Verteilung von Definitionsmacht relativiert.

Insgesamt verdeutlicht die Analyse, dass Entscheidungsmacht in Familien nicht nur individuelle Präferenzen widerspiegelt, sondern Ausdruck struktureller Dynamiken ist, die Olson entlang von Kohäsion, Flexibilität und Kommunikation systematisiert. Während starre Systeme patriarchale Autorität reproduzieren und Übergangsformen die Legitimation weiblicher Autonomie einfordern, eröffnen ausgewogene Systeme Potenziale für gleichberechtigte und resiliente Aushandlungsprozesse.

3.3.4 Zusammenhang: Arbeitsteilung – Entscheidungen – Ressourcen

Ein zentrales Anliegen der Studie ist es, die durchaus komplexen Zusammenhänge zwischen der Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit, Ressourcen und Entscheidungsprozessen darzulegen. Dabei lassen sich statistische Zusammenhänge und entsprechende Unterschiede aufgrund der quantitativen Befragung, wie auch Wirkfaktoren auf Basis der Interviews ableiten (siehe dazu Kapitel 3.4).

In diesem Kapitel sollen diesbezüglich gewonnene Erkenntnisse aus der quantitativen Befragung dargelegt werden.

Zusammenhänge und strukturelle Unterschiede: Bezahlte Arbeit, unbezahlte Arbeit und ökonomische Mittel

Die wechselseitige Beeinflussung von geschlechtsbezogenen Ungleichheiten bei bezahlter und unbezahlter Arbeit sowie damit in Verbindung stehende ökonomische Ungleichheiten können durch eine Vielzahl an Daten und Analysen verdeutlicht werden. So zeigen sich beispielsweise Unterschiede in den Beschäftigungsquoten in Abhängigkeit von Betreuungspflichten: Bei Frauen* mit mindestens einem betreuungspflichtigen Kind unter sechs Jahren sind 74% beschäftigt, bei Männern* hingegen 94%. Dieser Unterschied verändert sich bei Kindern unter 15 Jahren nur geringfügig (79% vs. 94%). Hingegen ist die Beschäftigungsquote bei Personen ohne Kinder relativ ausgeglichen (vgl. Mayrhuber et al. 2024).

Auch bei der Begründung einer Teilzeitarbeit wird dies deutlich: Laut der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung (vgl. Statistik Austria 2023a) sind rund 40% der Frauen* aufgrund von Betreuungspflichten nicht Vollzeit erwerbstätig. Bei den Männern* geben lediglich rund 7% an, aufgrund dieser Verpflichtungen einer Teilzeitbeschäftigung nachzugehen. Häufiger ist ein geringeres Arbeitsstundenausmaß aufgrund von Aus- oder Weiterbildung gegeben.

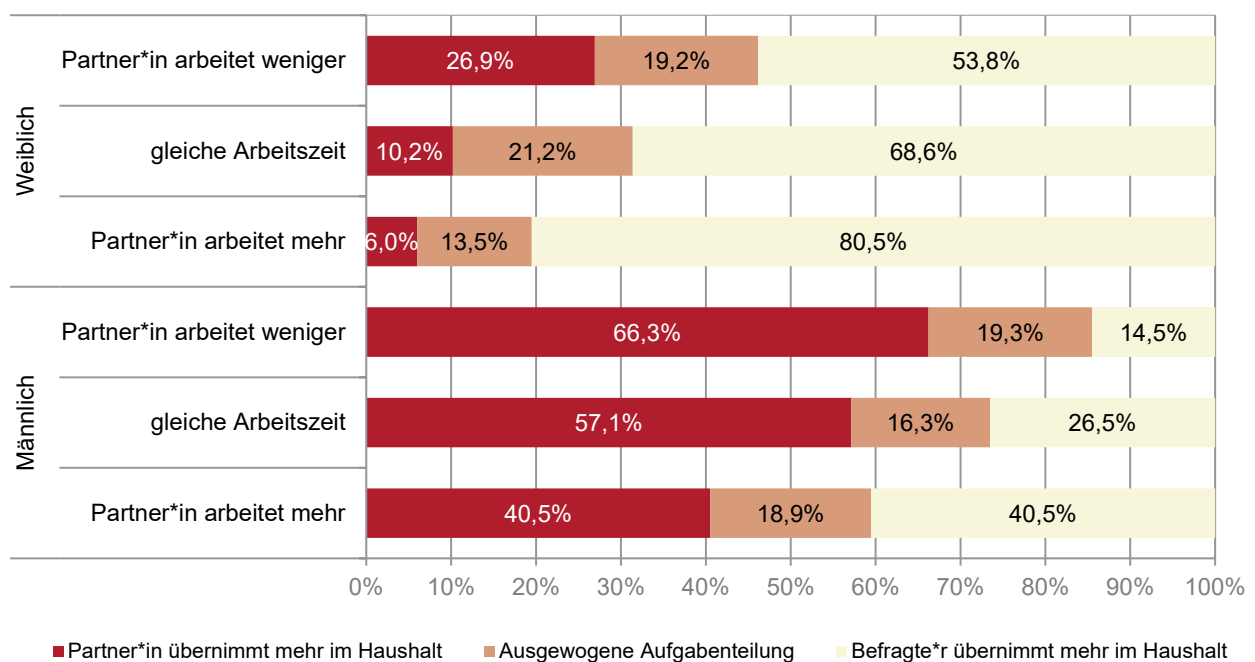
Darüber hinaus wirken sich die geschlechterbezogenen Unterschiede in den Arbeitsauszeiten durch Betreuungspflichten und das damit in Verbindung stehende Ungleichgewicht bei der Übernahme von unbezahlten Tätigkeiten negativ auf die ökonomische Situation von Frauen* aus. Insbesondere durch Arbeitsunterbrechungen aufgrund von Care-Arbeiten wird von „Motherhood Penalty“ bzw. „Fatherhood-Bonus“ gesprochen: Männer* profitieren – auch finanziell – von einer Vaterschaft, sofern sie keine Betreuungspflichten übernehmen, Frauen* hingegen drohen bei Wunsch einer Arbeitszeitreduktion durch eine Elternschaft Positionsverluste und/oder Gehaltseinbußen (vgl. Bergmann et al. 2012). Berechnungen des Wiedereinstiegsmonitorings zeigen auf, dass Frauen* in der Kohorte 2008 bis zum 14. Lebensjahr des Kindes ein ähnlich hohes Gehalt wie vor der Kinderauszeit aufweisen, während das Gehalt bei Männern* höher ausfällt als zuvor (vgl. Riesenfelder & Danzer 2024).

Auch in der von uns durchgeführten Befragung werden die Zusammenhänge zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit sowie diesbezügliche geschlechterbezogene Ungleichheiten deutlich. So zeigen sich klare Unterschiede bei der Ausgewogenheit von unbezahlter Hausarbeit in Abhängigkeit von der Arbeitszeitrelation – das heißt ob die Partner*innen gleichviel oder nicht gleichviel arbeiten. Bei den weiblichen Befragten ist der Anteil derer, die eine ausgewogene

Aufgabenteilung haben mit 21% am größten, wenn sie gleichzeitig ausgewogene Arbeitszeiten mit den Partner*innen aufweisen. Fast gleich hoch (19%) ist der Wert, wenn die Partner*innen mehr arbeiten. Aber – und dieses Ergebnis steht im Einklang mit bestehenden Studien (vgl. Statistik Austria 2023b) – auch wenn Frauen* mehr arbeiten als die Partner*innen, übernehmen sie trotzdem einen Großteil der unbezahlten Hausarbeiten.

Bei den männlichen Befragten zeigt sich ein Zusammenhang in die gleiche Richtung. Hier geben 41% der Befragten an, mehr Hausarbeiten zu übernehmen, wenn der*die Partner*in mehr arbeitet – genauso viele geben aber auch an, dass sich – bei entsprechendem Ungleichgewicht in der Arbeitszeit – eher der*die Partner*in um die Hausarbeiten kümmert. Darüber hinaus fällt auf, dass bei den männlichen Befragten der Anteil derer, die eine ausgewogene Aufgabenteilung in der Partnerschaft erleben, bei jenen mit gleicher Arbeitszeit am geringsten ist. Allerdings sind hier die Unterschiede sehr gering (siehe Abbildung 18).

Abbildung 18: Wenn Partnerschaft und gemeinsamer Haushalt: Vergleich bezahlte und unbezahlte Arbeit, nach Geschlecht

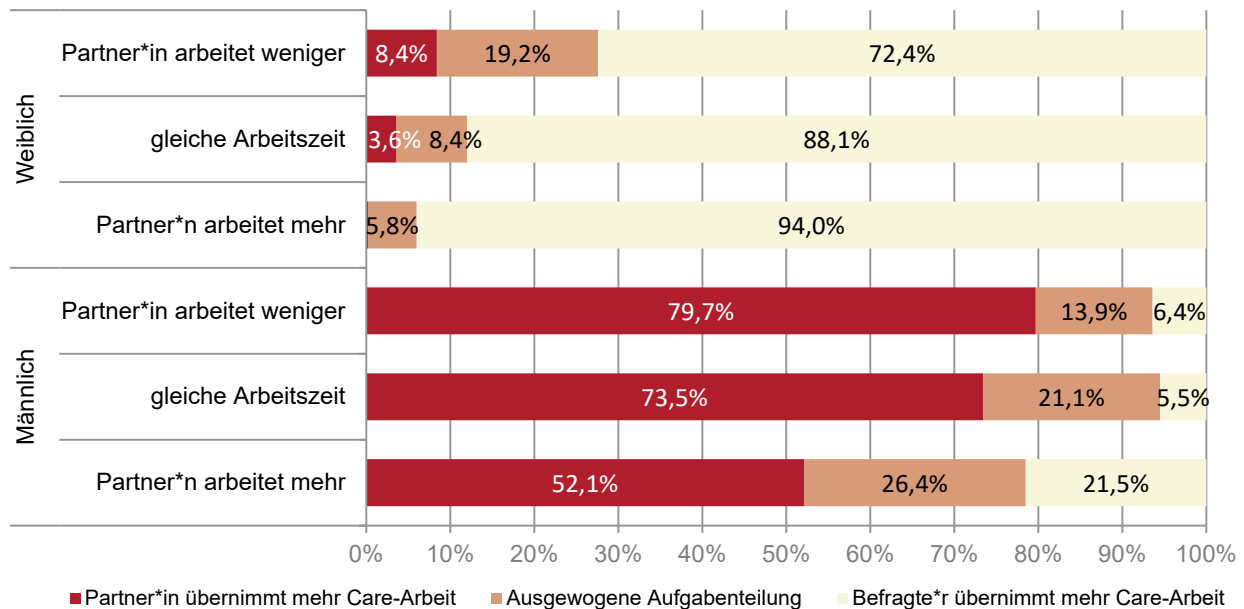


Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597, n miss=315, gewichtete Stichprobe.

Ein noch stärkeres Ungleichgewicht wird bei der Aufteilung von Care-Arbeit sichtbar. Rund 17% der männlichen und nur 7% der weiblichen Befragten geben an, hier eine ausgeglichene Aufteilung in der Partnerschaft zu haben (siehe Kapitel 3.3.1). Dabei ist bei den männlichen Befragten der höchste Anteil an ausgewogener Care-Arbeit gegeben, wenn die Partner*innen mehr Stunden bezahlter Arbeit nachgehen als sie selbst. Dies trifft auf ungefähr ein Viertel zu. Arbeitet hingegen der*die Partner*in weniger, ist nur bei rund 14% ein ausgewogenes

Verhältnis beobachtbar. Ähnliche Wirkungen zeigen sich bei den weiblichen Befragten: Arbeitet der*die Partner*in weniger als die Befragte selbst, ist bei 19% eine ausgewogene Care-Arbeit in der Partnerschaft gegeben, bei gleicher Arbeitszeit sind es 8% und wenn der*die Partner*in mehr arbeitet, sind es 6% (siehe Abbildung 19).

Abbildung 19: Wenn Partnerschaft und Kinder: Vergleich bezahlte und unbezahlte Care-Arbeit,

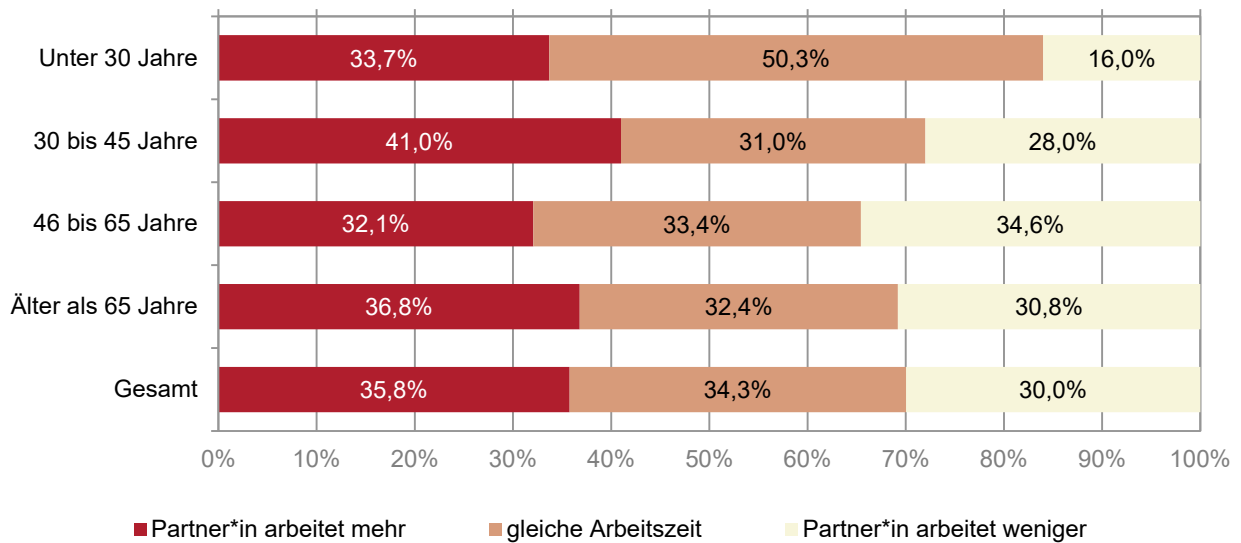


nach Geschlecht

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.429, n miss=394, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

Unterschiede hinsichtlich des Alters verweisen darüber hinaus darauf, dass Ungleichheiten im Erwerbsausmaß mit Betreuungspflichten in Verbindung stehen. So gibt die Hälfte der Befragten unter 30 Jahren an, innerhalb der Partnerschaft ein ausgeglichenes Ausmaß an Erwerbsstunden zu haben, ab 30 Jahren sinkt dieser Anteil (siehe Abbildung 20).

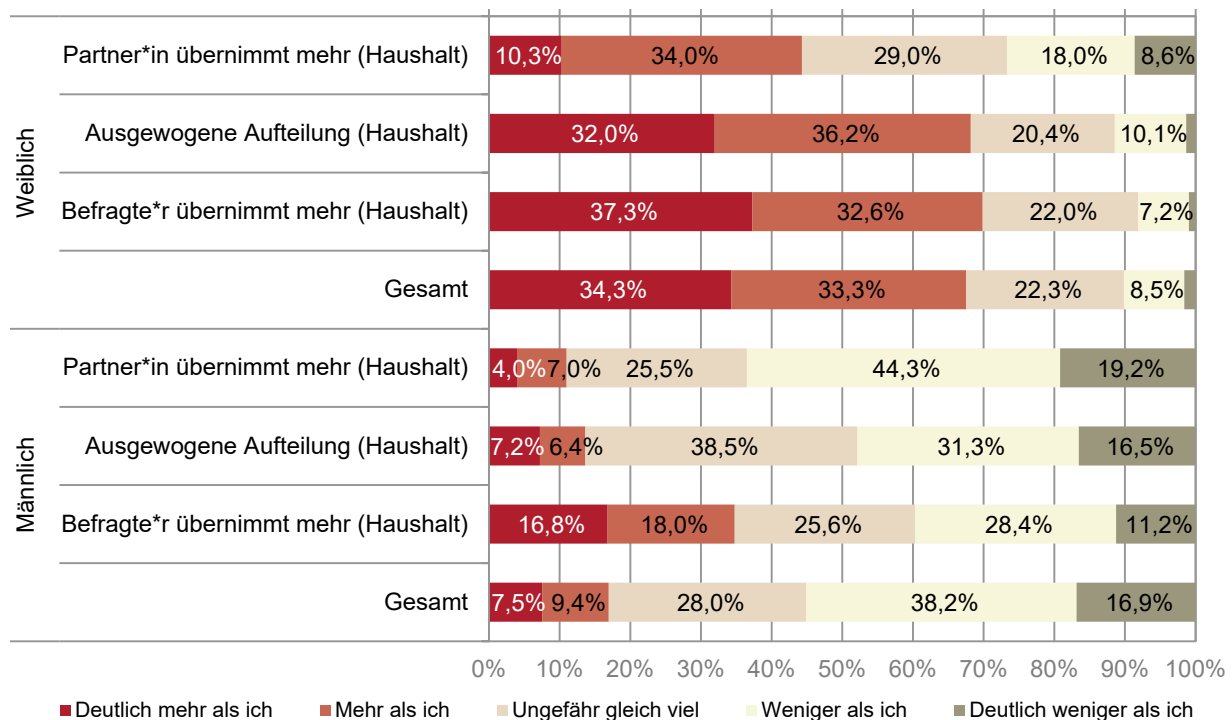
Abbildung 20: Arbeitsstunden in Relation zu Partner*in, nach Alter



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.875, n miss=366, gewichtete Stichprobe

Auch die ökonomische Situation (beziehungsweise konkreter das Verhältnis in der Partnerschaft) steht in Verbindung mit einer ausgewogenen Aufteilung unbezahlter Arbeiten. Insbesondere bei den männlichen Befragten zeigen sich diesbezüglich deutliche Unterschiede: 39% geben an, sowohl eine ausgeglichene ökonomische Situation wie auch eine ausgewogene Aufgabenteilung im Haushalt in der Partnerschaft zu erleben. Bei Unausgewogenheit in der unbezahlten Hausarbeit gibt hingegen ein Viertel der männlichen Befragten an, ungefähr gleich viel Geld zu verdienen (siehe Abbildung 21).

Abbildung 21: Vergleich: Hausarbeit und ökonomisches Verhältnis in Partnerschaft, nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1. 600, n miss=376, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

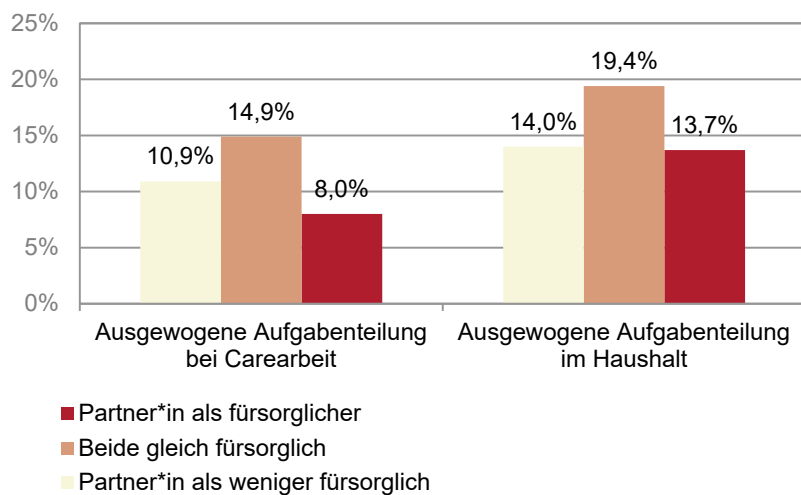
Ausgewogene unbezahlte Arbeiten in Verbindung mit Fürsorge, Entscheidungsprozesse und Einstellungen zu „traditionellen“ Geschlechterrollen

Wenn auch die wechselseitige Beeinflussung von bezahlter und unbezahlter Arbeit klar gegeben ist, kann die bestehende Ungleichheit in der Übernahme von Haus- und Sorgearbeit nicht alleine über dieses Verhältnis erklärt werden. Wie sich sowohl in der quantitativen Befragung, wie auch in den Interviews – auf sehr differenzierte Weise (siehe Kapitel 3.2.5 und 3.4) – verdeutlicht, spielen die Einstellung zu Geschlechterrollen, die Einschätzung der eigenen Fürsorglichkeit bzw. die individuelle Bewertung von Fürsorge eine bedeutende Rolle. Wie noch zu zeigen sein wird, stärken fürsorgliche männliche Praktiken, wie sie im Konzept Caring Masculinities beschrieben werden (vgl. Scambor & Holtermann 2023; Gärtner & Scambor 2020; Elliott 2016; Scambor et al. 2014) gleichstellungsorientierte Verhältnisse.

Dabei zeigte sich in den Erhebungen und Analysen, dass diese Zusammenhänge und Einflüsse in Paarbeziehungen und Familien äußerst komplex und vielschichtig sind: Was bei einem Paar mehr Gleichstellung fördert, kann bei einem anderen keine oder nur geringe Wirkung zeigen (siehe Kapitel 3.2.5 und 3.4). Trotzdem können statistische Zusammenhänge, die festgestellt wurden (gepaart mit qualitativ identifizierten Bedingungen) potentielle Ansätze aufzeigen, die (wenn auch nicht entlang von Kausalitäten) Gleichstellung in Paarbeziehungen begünstigen können.

In der Befragung wurde diesbezüglich entlang von Selbst- und Fremdeinschätzungen erhoben, wie sehr sich die Befragten sowie ihre Partner*innen um andere kümmern und ausgehend davon wurde eine relationale Variable berechnet – das heißt, inwiefern die Selbst- und Fremdeinschätzungen divergieren. Dabei zeigt sich, dass insbesondere jene Personen eine Ausgewogenheit in der unbezahlten Haus- und Care-Arbeit in der Partnerschaft berichten, die sich selbst und ihre Partner*innen als vergleichbar fürsorglich einschätzen. Rund 15% der Befragten gibt dies bezogen auf Care-Arbeit an. Im Vergleich dazu, ist bei rund 11% eine ausgewogene Aufteilung gegeben, wenn der*die Partner*in als fürsorglicher eingeschätzt wird und bei lediglich 8%, wenn man sich selbst fürsorglicher einschätzt. Bei der Hausarbeit geben rund 19% an, eine ausgewogene Aufteilung zu haben, wenn eine vergleichbare Fürsorglichkeit angegeben wird. Unterscheiden sich die Fremd- und Selbsteinschätzungen, trifft dies lediglich auf rund 14% zu (siehe Abbildung 22).

Abbildung 22: Fürsorge für andere und ausgeglichene Haus- und Care-Arbeit

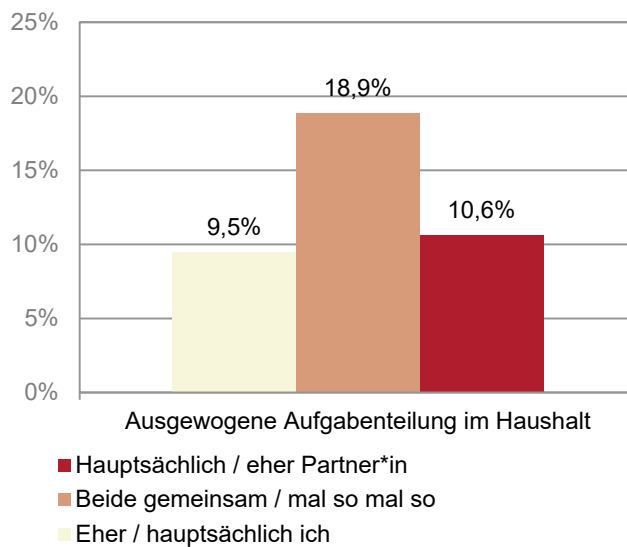


Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597; n miss=330, bzw. n=1.429; n miss = 325 gewichtete Stichprobe.

Nach Geschlecht differenzierte Analysen deuten darauf hin, dass eine ausgeglichene Bewertung der Fürsorge bei Frauen* und Männern* verschieden wirkt: Bei weiblichen Befragten erleben vor allem jene eine ausgeglichene Care-Arbeit, welche die Partner*innen als fürsorglicher empfinden. Allerdings sind aufgrund geringer Fallzahlen keine gesicherten Ergebnisse daraus ableitbar.

Auch hinsichtlich der Entscheidungsdynamik innerhalb von Partnerschaften zeigt sich, ein vergleichbares Bild wie bei der Fürsorge. Wenn Personen angeben, gemeinsam das „letzte Wort“ zu haben bzw. „mal so, mal so“ zu entscheiden, wird die unbezahlte Hausarbeit am häufigsten als ausgewogen aufgeteilt erlebt. Bei einem Ungleichgewicht der Entscheidungsmacht trifft dies hingegen auf ungefähr 10% zu (siehe Abbildung 23). Im Geschlechtervergleich – der allerdings auch hier aufgrund geringer Fallzahlen nur bedingte Aussagekraft besitzt – zeigt sich darüber hinaus, dass bei den männlichen Befragten der Anteil jener, die eine ausgeglichene Aufteilung der Hausarbeit erleben, um einiges geringer ist, wenn sie selbst das letzte Wort haben.

Abbildung 23: Wenn Partnerschaft und gemeinsamer Haushalt: „Letztes Wort“ und Ausgewogenheit bei Hausarbeiten



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597; n miss=340, gewichtete Stichprobe.

Intergenerationale Effekte sind dabei weniger eindeutig interpretierbar. Bezogen auf die Aufteilung unbezahlter Hausarbeiten in Relation zu Entscheidungsprozessen in der Herkunftsfamilie zeigt sich, dass unabhängig von Geschlecht jene Befragten am häufigsten eine ausgewogene Aufteilung angeben, bei denen die Mutter (eher) das letzte Wort bei Entscheidungen hatte. Dies könnte darauf hindeuten, dass in diesen Fällen „geschlechteruntypische“ familiäre Konstellationen, die nicht entlang einer „männlichen Dominanz“ konstruiert wurden, den Blick auf Geschlechterrollen entsprechend mehr in Richtung Gleichstellung

beeinflussten. Dies ist allerdings durch die Daten nicht weiter erklärbar.

Bezogen auf eine ausgewogene Aufteilung von Care-Arbeit innerhalb der Partnerschaft und der Entscheidungsmacht in der Herkunftsfamilie lassen sich keine statistischen Unterschiede erkennen (siehe Tabellenanhang). Differenzen sind allerdings feststellbar, wenn die Analyse nach Geschlecht getrennt durchgeführt wird: Bei weiblichen Befragten wirkt sich eine Ungleichheit in der Entscheidungsmacht der Herkunftsfamilie negativ auf eine ausgewogene Aufteilung von Care-Arbeit aus. Diese Aussagen sind allerdings aufgrund geringer Fallzahlen nur als mögliche Tendenzen zu begreifen.

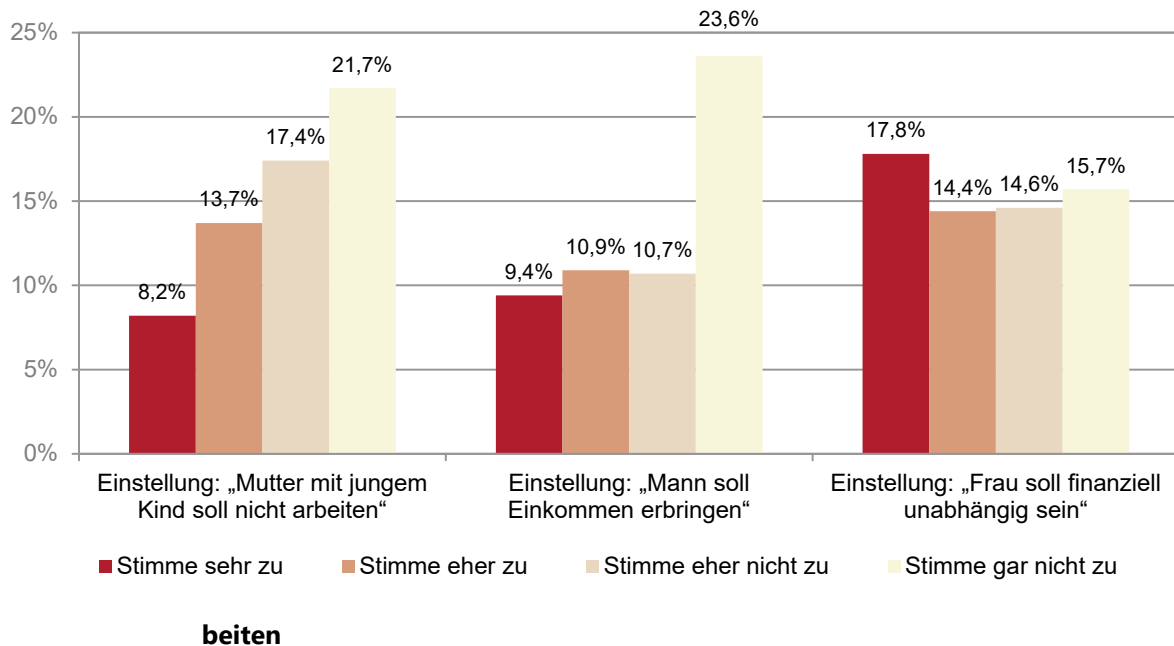
Lässt sich ein Zusammenhang von Einstellung und Verhalten feststellen? Wie bereits in Kapitel 3.1 ersichtlich wurde, lehnt die große Mehrheit der Befragten eine „traditionelle“ Rollenteilung ab, was sich allerdings in der tatsächlichen Verteilung von unbezahlter und bezahlter Arbeit nur bedingt niederschlägt. Werden nun ausgewogene Aufgabenteilungen bei Haus- und Sorgearbeit mit den Einstellungsvariablen verglichen, zeigen sich weniger eindeutige Zusammenhänge.

Zum einen ist eine Ausgewogenheit bei Hausarbeiten bei jenen am häufigsten beobachtbar, welche die männliche Versorger- und weiblich Fürsorgerrolle ablehnen. Stimmen die Befragten der Aussage, eine Mutter mit jungen Kindern soll nicht arbeiten gehen, gar nicht zu, teilen 22% die Hausarbeiten ausgeglichen auf. Bei jenen, die dieser Aussage sehr zustimmen, trifft dies auf rund 8% zu. Ähnlich sind die Ergebnisse bei der Aussage, der Mann* soll das Einkommen erbringen: 24% erleben die Hausarbeiten als ausgewogen und lehnen dieses Geschlechterrollenbild ab – stimmen sie dem jedoch zu, teilen lediglich 9% die Hausarbeit ausgewogen auf.

Weniger eindeutig zeigt sich der Zusammenhang bei der Aussage, eine Frau* soll finanziell unabhängig von einem Mann* sein. Zwar erleben jene am häufigsten Ausgewogenheit, wenn

sie dieser Aussage zustimmen – dies trifft auf rund 18% zu – gleichzeitig liegt der Anteil jener, die dem gar nicht zustimmen nur 2 Prozentpunkte darunter. Es lässt sich schließen, dass diese konkrete Einstellungsvariable keinen oder nur geringen Einfluss auf eine Ausgewogenheit bei unbezahlten Hausarbeiten hat (siehe Abbildung 24).

Abbildung 24: Einstellungen zu „traditionellen“ Geschlechterrollen und Ausgeglichenes Hausar-



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597; n miss zwischen 90 und 120, gewichtete Stichprobe.

Ein konträres Bild zeigt sich hingegen bei der Care-Arbeit: Hier geben vor allem jene Befragten eine ausgewogene Aufteilung an, die der Ansicht sind, dass eine junge Mutter nicht arbeiten soll bzw. dass der Mann* das Einkommen einzubringen habe. Analysen getrennt nach Geschlecht deuten auf mögliche unterschiedliche Wirkungen hin: Bei den weiblichen Befragten zeigt sich, dass sich die Befürwortung einer „traditionellen“ weiblichen Fürsorgerolle negativ auf eine ausgewogene Aufteilung auswirkt und bei den männlichen Befragten wirkt sich die Befürwortung des männlichen Ernährer-Ideals negativ darauf aus. Geringe Fallzahlen lassen hier allerdings keine gesicherten Aussagen zu.

Zwischenfazit: Strukturelle Ungleichheiten und Beziehungsdynamiken

Der bereits vielfach nachgewiesene Zusammenhang von bezahlter und unbezahlter Arbeit lässt sich auch in der von uns durchgeführten Studie bestätigen. Darüber hinaus wird deutlich, dass dieser Zusammenhang in Abhängigkeit von Geschlecht wirkt: Während Frauen*, die mehr Stunden erwerbstätig sind als ihre Partner*innen, trotzdem einen Großteil an unbezahlter Arbeit übernehmen, trifft dies auf männliche Befragte nicht zu. Besonders im Bereich der Kinderbetreuung zeigt sich: Am häufigsten berichten Frauen* von ausgeglichenen Verhältnissen, wenn sie selbst in größerem Umfang erwerbstätig sind. Dieses Bild wird dadurch bestätigt, dass männliche Befragte am häufigsten Care-Arbeit ausgeglichen aufteilen, wenn sie selbst weniger Erwerbsarbeit leisten.

Die quantitativen Analysen legen darüber hinaus nahe, dass ein Zusammenhang zwischen Fürsorglichkeit und einer ausgewogenen Aufgabenteilung unbezahlter Arbeiten besteht. Dabei zeigt sich, dass insbesondere jene Befragten Haus- und Sorgearbeit in der Partnerschaft ausgewogen aufteilen, die sich selbst und den*die Partner*in als gleich fürsorglich erleben. Das gleiche gilt hinsichtlich ausgewogener Entscheidungsmacht innerhalb der Partnerschaft.

Bezogen auf intergenerationale Effekte – konkret Entscheidungsprozesse in der Herkunftsfamilie – lassen sich weniger eindeutige Aussagen treffen. Genauso auch bezogen auf Einstellungen zu Geschlechterrollenbildern: Zum einen begünstigt die Ablehnung des männlichen Ernährer und weiblichen Fürsorge-Modells eine Ausgewogenheit in der Aufteilung von Hausarbeiten, zum anderen ist durch die konträren Erkenntnisse bei der Care-Arbeit keine Eindeutigkeit in den Zusammenhängen gegeben. Geschlechterbezogene Analysen deuten allerdings darauf hin, dass hier divergierende Wirkungen zwischen männlichen und weiblichen Befragten diese Ergebnisse erklären könnten.

Darüber hinaus wird insbesondere deutlich, dass gleichstellungsorientierte Paarbeziehungen nicht entlang ausgewählter Faktoren bestimmt werden können, sondern dass vielmehr eine komplexe Dynamik individueller, institutioneller und sozialer Gegebenheiten sich wechselwirkend beeinflussen, ohne dass klare Kausalitäten davon ableitbar wären. In den folgenden Kapiteln wird diese Komplexität ausgehend von den qualitativen Analysen näher belichtet.

3.3.5 Vertiefung durch Fallbeispiele – Matched Pairs im Vergleich

In folgendem Abschnitt werden Bedingungen und Wirkfaktoren ausgewogener und nicht-ausgewogener Arbeitsteilung anhand zweier Matched-Pair-Beispiele im Detail untersucht. Ziel dieser Gegenüberstellungen ist es, jene Faktoren herauszuarbeiten, die in Richtung einer ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen (Entscheidungen, Erwerbsarbeit, Care-Arbeit) wirken – ebenso wie jene, die zu einer unausgewogenen Verteilung beitragen. Basis dafür ist die Annahme, dass sich soziale Ungleichheiten insbesondere im Alltag von Paaren und Familien verfestigen oder aufbrechen – und zwar entlang persönlicher, beziehungsbezogener, organisationaler und gesellschaftlicher Dimensionen.

Ein „Match“ besteht jeweils aus zwei Fällen, die hinsichtlich der Herkunftsfamilien vergleichbare Bedingungen aufweisen – insbesondere im Hinblick auf Arbeitsteilung und Umgang mit Konflikten – und sich auf Basis sozialer Marker wie Alter, Geschlecht, Wohnort, Herkunft und Bildung parallelisieren lassen. Im Jetzt – in der eigenen Familie oder Partnerschaft – zeigen sich jedoch deutliche Unterschiede: Während eine Person ein eher ausgewogenes Modell in der Partnerschaft lebt, ist die andere in ein nicht-ausgewogenes Arrangement eingebunden.

Nach der Darstellung der jeweiligen Paare wird systematisch analysiert, welche Wirkfaktoren auf den vier Ebenen – Onto (individuelle Erfahrungen und Haltung), Mikro (soziale Beziehungen und Interaktionen), Meso (Organisationen, Arbeit, Nachbarschaft, lokale Netzwerke und Projekte) und Makro (gesellschaftliche Rahmenbedingungen) – jeweils zur Herausbildung von

Gleichheit oder Ungleichheit beitragen. Anhand von Originalziten und der dichten Anbindung an das Interviewmaterial soll sichtbar werden, wie biografische Erfahrungen, strukturelle Kontexte und persönliche Entscheidungen im Alltag zusammenwirken – und welche Bedingungen geschlechtergerechte Lebensverhältnisse ermöglichen oder behindern.

Matched Pair I

Person A und Person B können als „Matched Pair“ parallelisiert werden, da sie auf Basis zentraler sozialer Marker vergleichbare Voraussetzungen mitbringen: Beide sind Frauen*, im ähnlichen Alter, in ländlichen Regionen Österreichs aufgewachsen und leben aktuell ebenfalls im ruralen Raum. Sie verfügen über einen tertiären Bildungsabschluss und leben in heterosexuellen Partnerschaften mit zwei Kindern. Auch im Hinblick auf ihre Herkunftsfamilien gibt es Überschneidungen. Beide wuchsen in ländlichem Umfeld in Österreich auf, haben keine Migrationserfahrung und kommen aus derselben Bildungsschicht. Beide Familien sind dem Arbeiter*innenmilieu zuzurechnen, die ökonomischen und kulturellen Unterschiede zeigen sich nur in geringem Ausmaß (beispielsweise Vater von Person B aus bäuerlichen Verhältnissen). Beide Personen haben ein Hochschulstudium abgeschlossen, Person A im Bildungsbereich und Person B im Sozialbereich. Ein detaillierter Blick auf die konkrete Ausgestaltung der Lebenswelt innerhalb der Herkunftsfamilien vermittelt einerseits die Erfahrungen unter denen die zwei Personen aufwuchsen, andererseits, und dies ist die Besonderheit dieses Matched Pairs – den unterschiedlichen Umgang mit massiven Krisenerlebnissen, und den langfristige Auswirkungen auf deren Leben.

Die Lebenswege von Person A und Person B weisen sowohl Parallelen als auch Unterschiede auf, insbesondere in Bezug auf Geschlechtergerechtigkeit und die Art und Weise, wie sie mit Krisen umgehen. Beide Personen wuchsen in einem grundsätzlich stabilen Umfeld auf, in dem sie eine „gute Kindheit“ erlebten. Für Person A war der Vater ein bedeutsames Vorbild, v.a. mit Blick auf die Übernahme von Care-Arbeit, bei Person B war die Mutter stark in die Care-Arbeit eingebunden. Trotz stabiler Ausgangslage veränderten sich die Lebensverläufe beider Personen durch prägende Krisenerlebnisse, die ihren weiteren Werdegang maßgeblich beeinflussten. Während Person A zunächst in einem relativ geschlechtergerechten Rahmen aufwuchs, in dem sie eine starke Bindung zum Vater und ein stabiles Freundschaftsnetzwerk hatte, wurde sie durch den Tod ihrer Mutter mit 16 Jahren aus dieser Situation herausgerissen. Ab diesem Punkt nahm ihr Leben eine Wendung. Sie musste früh Verantwortung übernehmen und mit großen Veränderungen zurechtkommen (Wechsel des Bundeslands, etc.). Als junge Erwachsene fand sie sich in einer Rolle wieder, die wenig Selbstbestimmung zuließ – sie brach ihr Studium ab, zog aufs Land und übernahm eine klassische Hausfrauenrolle, obwohl sie ursprünglich eine andere Lebensweise angestrebt hatte. Einen zentralen Wendepunkt stellte eine schwere Erkrankung im Alter von 40 Jahren dar, die sie dazu brachte, aktiv an ihrer Situation zu arbeiten und sich zunehmend aus dem vergleichsweise starren Geschlechterarrangement zu befreien.

Auch Person B berichtete von einer „guten Kindheit“ und machte ebenso früh eine krisenhafte Erfahrung. In ihrem Fall handelte es sich um Gewalt im erweiterten sozialen Raum (bei einer

Freundin zu Hause). Diese Erfahrung war prägend, jedoch nicht direkt auf ihre eigene Familie bezogen. Die familiäre Situation von Person B war durch eine konkurrierende Dynamik zwischen Mutter und Vater gekennzeichnet, die dazu führte, dass sie einen inneren Konflikt entwickelte, insbesondere im Verhältnis zu ihrem Vater. Dennoch erscheint ihr Leben insgesamt positiver und stabiler als das von Person A – sie scheint über ein hohes Maß an Resilienz zu verfügen, die es ihr ermöglichte, mit schwierigen Situationen umzugehen. Im Gegensatz zu Person A traf sie bewusst Entscheidungen, die ihr eine größere Autonomie erlaubten. Sie studierte Soziale Arbeit, lernte einen Partner kennen, der fürsorgliche männliche Anteile (Caring Masculinity) in die Beziehung mitbrachte, und führte eine Beziehung, in der Haushalt und Care-Arbeit partnerschaftlich und ausgewogen aufgeteilt wurden.

Auch die Verarbeitung von Krisen zeigt deutliche Unterschiede zwischen den beiden Personen. Person A durchlief mehrere tiefgreifende Krisen, die ihren Lebensverlauf nachhaltig beeinflussten. Der Verlust der Mutter im Jugendalter war dabei ein besonders prägendes Erlebnis, das zu einer frühen Übernahme von Erwachsenenverantwortung führte. Da ihr Vater emotional nicht in der Lage war, die Familie nach dem Tod der Mutter zu stabilisieren, übernahm Person A eine tragende Rolle, die über ihre Lebensphase hinauswies. Anstatt sich in ihrer Jugendzeit frei zu entfalten, wurde sie mit der Bewältigung der väterlichen Depression konfrontiert und musste Verantwortung übernehmen. Dies trug wohl dazu bei, dass sie ihre eigenen Emotionen über Jahre hinweg unterdrückte und erst viel später – im Rahmen einer therapeutischen Aufarbeitung – wieder Zugang zu ihnen fand.

Im Gegensatz dazu hatte Person B ebenfalls ein prägendes Krisenerlebnis, jedoch konnte sie dieses mit der Unterstützung eines stabilen sozialen Umfelds verarbeiten. Ein traumatisches Erlebnis in ihrer Jugend – die Zeugenschaft einer schweren Gewalttat – führte zu einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema Gewalt. Dennoch verfügte Person B über stärkere Resilienzfaktoren, um mit dieser Erfahrung umzugehen. Während Person A ihre Krisenbewältigung durch Rückzug und die Verdrängung von Gefühlen steuerte, fand Person B Halt in familiären und freundschaftlichen Netzwerken sowie in aktiven Bewältigungsstrategien wie Musik und Naturaufenthalt.

Die Auswirkungen der unterschiedlichen Erfahrungen zeigen sich auch in den späteren Lebensentscheidungen der beiden Personen. Person A geriet in eine traditionelle Geschlechterverteilung innerhalb ihrer eigenen Familie, die sie zunehmend als Belastung empfand.

Person A zieht in ein anderes Bundesland, weg von ihren freundschaftlichen Netzwerken, lernt dort relativ schnell (mit 20 Jahren) ihren Partner kennen. Dieser kommt aus einer eher geschlechterkonservativen Welt (traditionelle Geschlechterordnung), wohnt am Land. Beide ziehen schon ein Jahr später (sie ist 21 Jahren) gemeinsam in eine Kleinstadt am Land. Dies ist ein großer Umbruch: Sie macht in ihren Augen einen großen Schritt in die Abhängigkeit – die Konsequenzen äußern sich unter anderem in einer Lebenskrise. Sie bricht ihr Studium ab, verfolgt keine weiteren Lebenspläne, befindet sich an einem Ort an dem sie eigentlich nicht sein will, in einer Partnerschaft, in der sie (zu) wenig Unterstützung erfährt. Es gibt bei Person A eigentlich keinen Wunsch nach Kindern, jedoch entscheidet sie sich nach einem Jahr Diskussion mit ihrem Partner (er will Kinder) dafür. Die Konsequenzen der Entscheidung stellen sich als große Herausforderung dar. Durch das rechtliche und gesellschaftliche System werden sie und ihr Partner noch mehr limitiert als eigentlich gewollt.

Der Ausstieg aus dem Studium, das Hineinwachsen in die Rolle der Hausfrau und Mutter sowie das Leben in einer eher konservativen ländlichen Umgebung führten zu einem Gefühl der Fremdbestimmung und Abhängigkeit. Erst durch eine schwere Krankheit konnte sie sich aus diesen Strukturen befreien und begann aktiv, ihr Leben nach eigenen Vorstellungen zu gestalten. Der Wendepunkt kommt im Alter von 40 Jahren. Diese Krise aktiviert bei ihr tiefere Ressourcen: Sie beginnt eine Therapie, macht eine Ausbildung und verändert sowohl ihr Verhältnis zu sich selbst als auch zur Familie. Sie beschreibt einen „Perspektivenwechsel“ – weg von einer Worst-Case-Haltung hin zu einer Haltung, die mehr im Moment lebt, loslässt und Handlungsspielräume sucht. Diese Entwicklung lässt sich als Emanzipation deuten: Sie verhandelt Verantwortung neu, ist mobiler, lässt sich nicht mehr auf die Mutterrolle reduzieren. Gewalt spielt aktuell keine Rolle, ist aber in Form früherer Überforderung und unterdrückter Emotionen weiterhin Teil ihrer Geschichte.

Person B hingegen ging früh bewusste Schritte, um sich ein partnerschaftlich geprägtes Leben aufzubauen. Sie traf gezielte Entscheidungen, die ihr ein hohes Maß an Selbstständigkeit ermöglichten, etwa die Wahl eines Berufs im sozialen Bereich sowie die gleichberechtigte Aufteilung von Care-Arbeit mit ihrem Partner.

Person B beschreibt ebenfalls, dass sie mit ihrem Partner zusammenzieht, mit starker Anknüpfung an ihren Freundeskreis, sie geht weiterhin einer Erwerbsarbeit nach. Person B studierte Soziale Arbeit, lernte ihren Partner kennen (der als Pfleger arbeitet und große Ansprüche an fürsorgliche Männlichkeitspraxen hat), bekommt Kinder, die sich beide wünschen, und teilt sich die Erwerbsarbeit, sowie Care-Arbeit partnerschaftlich gleich auf. Die Beschreibung zeigt eine gleichberechtigte Partnerschaft, in der Aufgaben und Verantwortung offen kommuniziert und flexibel geteilt werden. Der Partner übernimmt aktiv Haushalts- und Familienaufgaben, wie Kochen, Einkaufen oder die Betreuung der Kinder, und hat eigenständig den Wunsch geäußert, länger Elternzeit zu nehmen, was die Familienbeziehung bereichert hat. Es ist kein Problem, wenn er Pflegeurlaub nimmt oder die Kinder ins Bett bringt. Die berufliche und persönliche Freiheit der Partnerin, wie ein Sabbatical oder eine Reise allein, wird unterstützt und wertgeschätzt. Diese Balance ermöglicht es ihr, eigene Interessen zu verfolgen. Im Haushalt wird die Aufgabenteilung als fair verteilt beschrieben. Die gleichberechtigte Haltung

und ein feministischer Ansatz schaffen eine Partnerschaft auf Augenhöhe, die von Vertrauen, Respekt und Offenheit geprägt ist. Dieses Modell zeigt, wie Gleichberechtigung im Alltag funktionieren kann und alle davon profitieren.

In der folgenden Tabelle werden die Faktoren gegenübergestellt, die bei Person A eine nicht-ausgewogene und bei Person B eine ausgewogene Aufteilung von Ressourcen begünstigen – unterschieden nach Onto-, Mikro-, Meso- und Makro-Ebene.

Tabelle 3: Matched Pair I – nicht-ausgewogene vs. ausgewogene Aufteilung

Ebene	A – nicht-ausgewogene Aufteilung	B – ausgewogene Aufteilung
ONTO (individuelle Ebene)	<ul style="list-style-type: none"> – Früher Verlust der Mutter, frühe Übernahme von Verantwortung – „Worst-Case“-Denken, Kontrollbedürfnis – Späte Bearbeitung durch Therapie – Wunsch nach Autonomie wird lange unterdrückt 	<ul style="list-style-type: none"> – Persönlichkeitsmerkmal: Durchsetzungsstark, mutig – Früh Resilienzstrategien entwickelt (Musik, Gespräche, Natur) – Optimistische Grundhaltung, positive Krisenbewältigung
MIKRO (nahe soziale Beziehungen)	<ul style="list-style-type: none"> – Partner aus konservativem Umfeld – Beziehung zunächst stark asymmetrisch: Familienernährermodell – Langjährige Überforderung in der Care-Arbeit 	<ul style="list-style-type: none"> – Partner mit eigenen Ansprüchen an Fürsorglichkeit (Caring Masculinity) – Aufgabenverteilung wird geplant und flexibel angepasst – Offene, respektvolle Kommunikation
MESO (Organisationen)	<ul style="list-style-type: none"> – Abbruch des Studiums wegen Kind & Care-Arbeit („hineinrutschen“) – Ehrenamtliche Arbeit in der Gemeinde, keine Erwerbsarbeit – Fehlende soziale Unterstützung in früher Elternphasen 	<ul style="list-style-type: none"> – Arbeitgeber*in unterstützt Sabbatical und Fortbildung – Unternehmen ermöglicht Teilzeit und Shift der Erwerbszeiten, Pflegeurlaub in kein Problem – Unterstützung des Umfelds (Schwiegermutter)
MAKRO (gesellschaftliche Rahmenbedingungen)	<ul style="list-style-type: none"> – Starker Gender Bias in ländlichem Raum – Mangelnde Kinderbetreuung – Karenzregelungen unausgewogen – Abhängigkeitsverhältnisse (ökonomisch, sozial) 	<ul style="list-style-type: none"> – Fortschrittlichere gesetzliche Rahmenbedingungen (z.B. längere Väterkarenz möglich) – Vorhandene Strukturen fördern Vereinbarkeit – Keine ökonomische Abhängigkeit

Anhand dieser Tabelle wird deutlich, dass Person A durch eine Verkettung von biografischen Brüchen, eingeschränkten Netzwerken, traditionellen Partnerschaftsstrukturen und strukturellen Defiziten lange in einem Zustand eingeschränkter Handlungsfähigkeit verharrte. Erst durch

Krankheit und therapeutische Prozesse fand sie zu einem gewissen Maß an Selbstbestimmung zurück.

Person B hingegen konnte auf ein stabiles persönliches Fundament und unterstützende Strukturen auf allen Ebenen zurückgreifen – sie lebte von Beginn an eine ausgewogene Arbeitsteilung, profitierte von einem Partner, der eigenen Ansprüche an fürsorgliche Väterlichkeit umsetzen konnte und einem unterstützenden institutionellen und gesellschaftlichen Umfeld. Die Summe dieser Faktoren ermöglichten ihr ein hohes Maß an Selbstwirksamkeit und Gleichstellung im Alltag.

Zusammenfassend zeigt sich, dass beide Personen mit Ungleichstellungen konfrontiert waren, jedoch unterschiedlich darauf reagierten. Während Person A sich zunächst in traditionelle Rollenmuster drängen ließ und erst spät einen Weg daraus fand, konnte Person B früh eine gleichberechtigte Lebensweise etablieren. Auch im Umgang mit Krisen sind die Unterschiede deutlich: Während Person A lange Zeit von der Vergangenheit und der Kontrolle über mögliche negative Ereignisse bestimmt wurde, entwickelte Person B eine resiliente Haltung, die es ihr ermöglichte, Herausforderungen als Lernprozess zu begreifen und proaktiv zu gestalten.

Beide Frauen begegnen Herausforderungen – aber auf unterschiedliche Weise. Während Person A erst nach jahrzehntelangen Überforderungs- und Anpassungserfahrungen beginnt, sich aus einer passiven Rolle zu befreien, lebt Person B von Anfang an aktiv, selbstbestimmt und gleichberechtigt. Gewalt spielt bei Person A als biografischer Schatten und Ausdruck früher Ohnmacht eine größere Rolle, bei Person B bleibt sie Teil der Vergangenheit und wird nicht in die Gegenwart übernommen. Letztlich sind es die verfügbaren Ressourcen – innerfamiliär, persönlich und strukturell – sowie die Fähigkeit zur Selbstreflexion, die den Unterschied im Umgang mit Herausforderungen ausmachen.

Matched Pair II

Person C und Person D können als „Matched Pair“ parallelisiert werden, da sie sowohl hinsichtlich zentraler sozialer Merkmale als auch in Bezug auf ihre Herkunftsfamilien vergleichbare Voraussetzungen mitbringen. Beide sind Männer* im mittleren Alter, in ländlichen Regionen Österreichs aufgewachsen, leben heute im urbanen Raum, verfügen über einen tertiären Bildungsabschluss und sind beruflich im Bildungsbereich tätig – Person C als Ausbilder für Lehrlinge, Person D als Lehrer. Während Person C aus einem bäuerlich geprägten Umfeld stammt und Person D aus dem Arbeiter*innenmilieu, zeigen sich im Material keine gravierenden ökonomischen oder kulturellen Unterschiede. Beide Männer* haben keine Migrationsbiografie und bewegen sich in ähnlichen sozialen Milieus.

Auch ihre Herkunftsfamilien sind in ihrer Struktur vergleichbar: In beiden Fällen war die Mutter vorrangig für Care-Arbeit zuständig, während der Vater einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit nachging. Beide Männer* berichten von einer fürsorglichen, aber zugleich autoritären Erziehung, in der körperliche Bestrafung durch die Mutter vorkam. Konflikte wurden innerhalb der Familien eher vermieden oder indirekt verhandelt – es fehlte an offener, emotional

zugänglicher Kommunikation. Trotz dieser Ähnlichkeiten sind die individuellen Erfahrungen, Prägungen und späteren Lebensverläufe der beiden sehr unterschiedlich.

Ein detaillierter Blick auf die Herkunftsfamilien zeigt: Während Person C in einem patriarchal geprägten Mehrgenerationenhaushalt aufwuchs, in dem Autoritäten nicht hinterfragt wurden, erlebte Person D eine offenere Familienatmosphäre mit dialogischer Erziehung und früher Einbindung in Entscheidungen. Diese Unterschiede in der familiären Kommunikation und im Umgang mit Konflikten spiegeln sich deutlich in ihren heutigen Lebensrealitäten wider. Die analytische Gegenüberstellung dieser beiden biografisch und sozial vergleichbaren Personen erlaubt somit aufschlussreiche Einblicke in die Frage, wie ähnliche Ausgangsbedingungen zu sehr unterschiedlichen Formen von Partnerschaft, Arbeitsteilung, Konfliktbewältigung und Umgang mit Gewalt führen können. Ein zentrales verbindendes Element in beiden Biografien ist die starke Bindung zur Herkunftsfamilie. Beide berichteten von einem grundsätzlichen Gefühl der Fürsorge in der Kindheit – bei Person C in Form von Verlässlichkeit und Geborgenheit im Mehrgenerationenhaushalt, bei Person D in Form eines aktiven und einbeziehenden Familienklimas. Ebenso teilten beide die Erfahrung, dass körperliche Bestrafung durch die Mutter in ihrer Kindheit vorkam – bei Person C als vereinzelte Episoden, bei Person D als konsequente Erziehungsmaßnahme, ohne Hinweise auf systematische bzw. eskalierende Gewalt. Die Väter wurden in beiden Fällen als eher passiv beschrieben, wenngleich Person C eine besonders enge Beziehung zu seinem Vater beschrieb.

Auch in Bezug auf Kommunikation zeigen sich Parallelen – in beiden Familien gibt es bestimmte Themen, die ausgeklammert oder nicht offen besprochen wurden. Während Person C eine ausgeprägte Kultur des Schweigens und Aushaltens beschrieb, sprach Person D zwar von grundsätzlicher Offenheit, benannte aber auch explizit Situationen, in denen bestimmte Entscheidungen ohne Einbindung getroffen wurden oder emotionale Distanz spürbar war.

Die deutlichsten Unterschiede liegen im Ausmaß der geschlechtsspezifischen Prägung und in der Reaktion auf familiäre Herausforderungen. Person C wuchs in einem patriarchal organisierten Mehrgenerationenhaushalt auf, in dem der Großvater das Machtzentrum bildete und alle Familienmitglieder sich seiner Autorität unterordnen mussten. Entscheidungen waren nicht verhandelbar, alternative Lebensentwürfe nicht vorgesehen. Geschlechterrollen waren klar verteilt, emotionale Bedürfnisse und individuelle Anliegen wurden nicht offen kommuniziert. Konflikte wurden nicht benannt, sondern ausgesessen – ein Muster, das Person C internalisierte und später selbst weitertrug.

Im Gegensatz dazu wuchs Person D in einem familiären Umfeld auf, in dem zwar ebenfalls tradierte Rollenmuster vorhanden waren, diese jedoch aktiv hinterfragt und partiell aufgebrochen wurden. Die Mutter verstand sich als Feministin, verfolgte einen klaren Lebensplan, übertrug ihren Kinder früh Care-Aufgaben und vermittelte Werte wie Selbstverantwortung und Offenheit. Entscheidungen, insbesondere jene, die das Kind direkt betrafen, wurden dialogisch ausgehandelt. Diese Haltung förderte bei Person D ein stabiles Selbstbild und eine hohe Resilienz gegenüber späteren Herausforderungen.

Während Person C in seiner Biografie mehrfach Ambivalenz, Unsicherheit und emotionale Sprachlosigkeit beschrieb – nicht zuletzt als Folge einer unterdrückten Familiengeschichte mit möglichen transgenerationalen Traumata – entwickelte Person D ein klares Verhältnis zu sich selbst und zur familiären Vergangenheit. Er reflektierte kritisch, was er übernehmen möchte (z. B. die Vorbildbeziehung der Eltern, Gewaltverzicht) und wovon er sich abgrenzen will.

Insgesamt zeigt sich, dass beide Personen mit geschlechterspezifischen Rollenerwartungen aufgewachsen sind, diese jedoch sehr unterschiedlich erlebt und verarbeitet haben. Während Person C durch ein enges, autoritäres Familiensystem geprägt wurde, das wenig Raum für individuelle Entwicklung ließ, konnte Person D von einem offenen, wenn auch nicht konfliktfreien Elternhaus profitieren, das frühe Selbstbestimmung ermöglichte. Diese unterschiedlichen familialen Voraussetzungen spiegeln sich auch in den heutigen Lebensrealitäten der beiden wider: Person C rang mit tradierten Mustern und fand erst über persönliche Krisen und therapeutische Auseinandersetzung Schritte in Richtung Emanzipation. Person D hingegen konnte sich früh eine gleichberechtigte Partnerschaft aufbauen und lebt heute in einem weitgehend ausgewogenen Geschlechterarrangement.

In der aktuellen Lebenssituation von Person C und Person D zeigen sich deutliche Unterschiede in Bezug auf die Verteilung zentraler Lebensressourcen – insbesondere Arbeit, Care-Arbeit und Entscheidungsbefugnisse. Während Person D gemeinsam mit seiner (neuen) Partnerin eine weitgehend ausgewogene Aufteilung anstrebt und teilweise realisiert, reproduziert Person C – trotz Reflexionsprozessen – weitgehend tradierte Geschlechterverhältnisse, in denen Verantwortung und Entscheidungsmacht ungleich verteilt sind.

Bei Person C zeigt sich, dass er in einer Partnerschaft lebt, in der traditionelle Rollenbilder vorherrschen: Seine Partnerin ist primär für Haushalt und Kinder zuständig, während er – trotz flexibler Arbeitszeit – nur punktuell unterstützt (Helferrolle). Die Care-Arbeit ist weitgehend weiblich konnotiert, auch emotionale Zuständigkeiten liegen vor allem bei der Frau*. Entscheidungen – insbesondere materielle und strategische – trifft Person C überwiegend selbst. Er verfügt beispielsweise über Immobilienbesitz, der ihm Handlungsspielräume eröffnet, während seine Partnerin nur auf Ressourcen zugreifen kann, die sie selbst erwirtschaftet hat. Auch Konflikte in der Beziehung verlaufen asymmetrisch: Aushandlungen scheinen selten, oft werden Themen unausgesprochen oder nur unzureichend aufgearbeitet. Die Gestaltung des gemeinsamen Lebens orientiert sich stark an seiner Herkunftsfamilie – Entscheidungen wie der Rückzug auf das Land zugunsten familiärer Unterstützung folgen alten Mustern und erschweren neue, gleichberechtigte Aushandlungsformen.

Die Faktoren hinter dieser ungleichen Aufteilung liegen einerseits in der sozialen Prägung von Person C: Aufgewachsen in einem patriarchal strukturierten Mehrgenerationenhaushalt, in dem Autoritäten nicht hinterfragt, sondern hingenommen wurden, hat er nicht gelernt, Konflikte offen auszuhandeln oder Gleichwertigkeit in Partnerschaften zu leben. Andererseits spielt auch ein gewisses Maß an Unfähigkeit zur Selbstversorgung eine Rolle – sei es in Bezug auf

alltägliche Routinen wie Kochen oder im Aufbau tragfähiger Netzwerke außerhalb der Herkunftsfamilie. Zwar hat Person C über die Jahre (und auch ausgelöst durch eine Erkrankung) Reflexionsprozesse durchlaufen und strebt nach Veränderung – doch bleibt diese bislang fragmentarisch und bricht die strukturelle Ungleichheit nicht fundamental auf.

Bei Person D hingegen zeigt sich ein starkes Bemühen um Ausgewogenheit in der aktuellen Lebensgestaltung. Nach einer Trennung von der Ex-Partnerin – ausgelöst durch unterschiedliche Bewältigungsstrategien nach dem Tod eines Kindes – lebt er heute in einer neuen Partnerschaft mit geteilter Verantwortung. Beide arbeiten Vollzeit, Care-Arbeit wird flexibel organisiert, etwa über Homeoffice oder mittels Outsourcing (professionelle Reinigung). In Bezug auf die Betreuung seines Kindes beschreibt Person D seine aktive Beteiligung sowie partizipative Strukturen. Entscheidungsprozesse – etwa zur Schulwahl – werden gemeinsam mit allen Beteiligten getroffen. Auch Konflikte in der Beziehung werden bewusst und mit gegenseitigem Respekt bearbeitet – trotz sehr unterschiedlicher Persönlichkeitsmuster.

Die dabei wirksamen Faktoren sind vielfältig: Zum einen profitiert Person D von einem stabilen persönlichen Fundament, das in seiner Kindheit gelegt wurde. Er wurde früh in Entscheidungen eingebunden, lernte Selbstverantwortung und partizipative Kommunikation. Seine Mutter, die sich selbst als Feministin verstand, lebte ein ambivalentes, aber durchaus bewusst gestaltetes Rollenmodell vor, in dem Care-Arbeit zwar übernommen, aber auch strategisch aufgeteilt und zeitlich begrenzt gedacht war. Zum anderen hat Person D mehrfach Krisen (z. B. Burnout, Gewalterfahrungen im Umfeld) resilient durchlebt – und er hat gelernt, Probleme aktiv zu adressieren und nicht in überkommenen Mustern zu verharren. Er zeigt ein hohes Maß an Selbstreflexion und ist bereit, Verantwortung sowohl für sich als auch für andere zu übernehmen. Dadurch gelingt es ihm, Gleichberechtigung nicht nur als Ideal, sondern als gelebte Praxis zu realisieren.

Während Person C sich trotz Reflexionsbereitschaft und guter Intentionen schwer damit tat, aus den tradierten Mustern seiner Herkunftsfamilie auszubrechen, gelang es Person D, durch ein stabiles Selbstbild, kommunikative Kompetenz und eine bewusste Partner*innenwahl eine ausgewogene und gleichberechtigte Lebensform umzusetzen. Es wird deutlich, dass Gleichberechtigung nicht nur auf der Ebene der Werte, sondern vor allem durch konkrete Handlungsspielräume, biografische Ressourcen und strukturelle Unterstützung ermöglicht oder verhindert wird.

In der folgenden Tabelle werden die Faktoren gegenübergestellt, die bei Person C eine nicht-ausgewogene und bei Person D eine ausgewogene Aufteilung von Ressourcen begünstigen – unterschieden nach Onto-, Mikro-, Meso- und Makro-Ebene.

Tabelle 4: Matched Pair II – nicht-ausgewogene vs. ausgewogene Aufteilung

Ebene	C – nicht-ausgewogene Aufteilung	D – ausgewogene Aufteilung
ONTO (individuelle Ebene)	<ul style="list-style-type: none"> – Aufgewachsen in patriarchalem Mehrgenerationenhaushalt – Erziehung durch schweigende, gewaltgeprägte Familienkultur – Ambivalenz: Wunsch nach Veränderung, aber Unsicherheit in Umsetzung – Schwierigkeiten, Konflikte offen auszutragen oder Emotionen zu kommunizieren – Reflexion vorhanden, Umsetzung stockend 	<ul style="list-style-type: none"> – Stabiles Selbstbild durch offene, aber klare Erziehung – Resilienz durch Krisenerfahrungen (z. B. Burnout, Tod eines Kindes) – Fähigkeit zur Selbstreflexion und aktiver Lebensgestaltung – Gewalt als Thema bewusst aufgearbeitet, Abgrenzung von gewaltvollen Mustern
MIKRO (nahe soziale Beziehungen)	<ul style="list-style-type: none"> – C übernimmt punktuell Aufgaben („Helfer auf Zuruf“) – Konflikte werden eher vermieden oder unausgesprochen belassen – Geringe emotionale Beteiligung an familiären Entscheidungsprozessen – Teilweise grenzverletzendes Verhalten gegenüber Kindern (nicht bagatellisiert) 	<ul style="list-style-type: none"> – 50:50 Modell bei Kinderbetreuung – Gemeinsame Entscheidungsfindung, auch mit Kind – Konflikte werden offen angesprochen und konstruktiv gelöst – Aktive Vaterschaft und gleichberechtigte Verantwortungsübernahme
MESO (Organisationen)	<ul style="list-style-type: none"> – Beruflich etabliert, aber Care-Arbeit strukturell nicht mitgedacht – Flexibilität möglich, wird aber nicht zur Umverteilung genutzt – Fehlende Impulse aus der Arbeitswelt zur geschlechtergerechten Gestaltung des Alltags 	<ul style="list-style-type: none"> – Wandel vom IT-Manager zum Lehrer – Berufliche Neuorientierung (Krankheit) – Homeoffice, flexible Arbeitszeiten ermöglichen Teilung von Care-Aufgaben – Arbeitgeber*in und Umfeld unterstützen gleichberechtigtes Lebensmodell
MAKRO (gesellschaftliche Rahmenbedingungen)	<ul style="list-style-type: none"> – Tradierte Rollenmuster durch Herkunft und Wohnort (internalisiert) – Gesellschaftliche Erwartung an "klassische Männerrolle", reflektiert aber kaum Veränderung – Eigentumslage (Immobilienbesitz) verstärkt Machtasymmetrie 	<ul style="list-style-type: none"> – Nutzung gesetzlich verankerte Teilhabemöglichkeiten (Elternzeit, flexible Betreuung) – Gesellschaftlich anerkannter Gleichstellungsdiskurs in urbanem Umfeld – Ökonomische Unabhängigkeit in Partnerschaft

Die Tabelle zeigt klar: Person C ist in einem familiären und gesellschaftlichen Umfeld aufgewachsen, das traditionelle Geschlechterrollen und ein emotional restriktives Kommunikationsklima gefördert hat. Obwohl Reflexion über die eigene Rolle vorhanden ist, gelingt der Schritt in eine gerechtere Aufteilung von Arbeit und Verantwortung nur bruchstückhaft. Belastende familiäre Dynamiken und eine mangelnde Vorbildfunktion für partnerschaftliches Handeln verstärken diesen Effekt.

Person D hingegen konnte durch eine Kombination aus offener familialer Prägung, resilientem Umgang mit Krisen und strukturierter beruflicher Neuorientierung ein gleichberechtigtes Lebensmodell realisieren. Dabei spielen gesellschaftliche Öffnungen, aber auch persönliche Haltung und Kommunikationsfähigkeit eine zentrale Rolle.

Diese Aufschlüsselung macht deutlich, wie komplex und vielschichtig die Bedingungen für ausgewogene und nicht-ausgewogene Ressourcenverteilung sind – und dass Veränderung nur gelingt, wenn alle Ebenen – von der persönlichen bis zur strukturellen – zusammenspielen.

Im Hinblick auf Umgang mit Konflikten: Person C steht in seinem derzeitigen Leben vor einer Reihe komplexer Herausforderungen, die sowohl struktureller als auch emotionaler Natur sind. Er lebt mit seiner Partnerin und den beiden Kindern in einem Umfeld, das von traditionellen Geschlechterverhältnissen geprägt ist. Besonders belastend empfindet er dabei die mangelnde Gleichverteilung von Verantwortung – sowohl in der Care-Arbeit als auch in der emotionalen Beziehungsarbeit. Seine Partnerin übernimmt den Großteil der Alltagsorganisation, während er sich als unterstützend beschreibt, jedoch meist nur dann aktiv wird, „wenn es brennt“. Diese ungleiche Arbeitsteilung führt zu wiederkehrenden Spannungen und Konflikten in der Beziehung, die von ihm selbst als herausfordernd beschrieben werden. Im Umgang mit diesen Herausforderungen zeigt sich bei Person C ein ambivalentes Muster: Einerseits erkennt er eigene Verhaltensmuster an, reflektiert über seinen familiären Hintergrund, spricht über Schuld, Scham und Versagensgefühle – etwa, wenn er die Grenzen seines Kindes nicht respektieren kann oder im Streit „zu grob“ wird. Andererseits bleibt er oft passiv oder sucht Gründe im Außen, etwa in den Umständen oder der „Versuchung der Großstadt“. Auffällig ist, dass er Konflikte selten aktiv löst, sondern eher zu vermeiden oder zu übergehen scheint. Gleichzeitig spricht er mehrfach über seine Sehnsucht nach Ruhe und Rückzug, was ihn zusätzlich daran hindert, Veränderungen konstruktiv zu gestalten.

Gewalt spielt hier durchaus eine Rolle. Person C berichtet von Situationen, in denen er sein Kind festgehalten oder weggeschoben hat – Handlungen, die er selbst als übergriffig empfindet. Er beschreibt diese als „nicht körperlich verletzend, aber nicht schön“, verbunden mit Scham und dem Gefühl, „es nicht besser geschafft zu haben“. Diese Schilderungen deuten darauf hin, dass Gewalt weiterhin Teil seiner Beziehungsgestaltung ist – als Folge unzureichend bearbeiteter eigener biografischer Erfahrungen und mangelnder Werkzeuge im Umgang mit Stress und Konflikten. Gleichzeitig ist bemerkenswert, dass er diese Handlungen nicht bagatelisiert, sondern kritisch reflektiert – was wiederum als potenzieller Ausgangspunkt für Veränderung gelesen werden kann.

Person D begegnet seinen aktuellen Herausforderungen hingegen mit einem deutlich aktiveren, lösungsorientierten Zugang. Nach einer schmerzhaften Trennung von seiner Ex-Partnerin – ausgelöst durch unterschiedliche Formen der Trauerverarbeitung nach dem Tod eines Kindes – lebt er nun in einer neuen Partnerschaft mit geteilten Verantwortlichkeiten. Die Betreuung des gemeinsamen Sohnes wurde partnerschaftlich organisiert (50:50 Modell), wobei die räumliche Nähe zur Ex-Partnerin bewusst in Kauf genommen wurde, um dem Kind Stabilität zu ermöglichen. In der neuen Beziehung erfolgt die Aufteilung von Erwerbsarbeit, Haushaltsorganisation und Kinderbetreuung flexibel und weitgehend gleichberechtigt.

Person D begegnet Herausforderungen – wie etwa beruflicher Überlastung oder Beziehungsdynamiken – mit hoher Reflexionsfähigkeit. Zwei Burnouts führten bei ihm zu einschneidenden beruflichen Veränderungen, die er aktiv gestaltete, indem er eine berufliche Veränderung vornahm. Auch in partnerschaftlichen Konflikten zeigt sich seine Fähigkeit, Spannungen zu benennen und – je nach Situation – Distanz zu wahren oder auf gemeinsame Lösungen hinzuarbeiten. Dabei fällt auf, dass er nicht zur Eskalation neigt, sondern Konflikte als Teil des Alltags akzeptiert und konstruktiv bearbeitet.

Gewalt spielt in seinem aktuellen Leben keine aktive Rolle. Person D berichtet weder von übergreifendem Verhalten sich selbst gegenüber noch davon, dass er Gewalt ausübt. Im Gegenteil: Er bezieht sich explizit auf Werte wie Offenheit und Gewaltfreiheit, die er aus seiner Herkunftsfamilie mitbekommen habe – auch wenn er als Kind selbst von seiner Mutter körperliche Gewalt (eine Ohrfeige) erfahren hat. Diese Erfahrung hat er verarbeitet und in ein persönliches Ideal umgewandelt: Seine eigenen Kinder will er nicht schlagen – eine bewusste Abgrenzung von elterlichen Erziehungsmethoden. Diese Haltung spiegelt sich auch in seinem heutigen Familienleben wider, das durch emotionale Stabilität, Verantwortungsbewusstsein und transparente Kommunikation geprägt ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass beide Personen mit Herausforderungen konfrontiert sind – Person C mit innerfamiliären Konflikten und ungelösten Rollenfragen, Person D mit komplexen Lebensumbrüchen und Mehrfachbelastung. Während Person D auf Resilienz, offene Kommunikation und selbstreflexives Handeln zurückgreift, bleibt Person C oft in tradierten Mustern verhaftet und kämpft mit Ohnmachtsgefühlen, die sich in konflikthafter und potenziell grenzverletzenden Handlungen zeigen. Gewalt ist bei Person C ein Thema – weniger als dominantes Muster, aber als Ausdruck emotionaler Überforderung und fehlender Handlungsalternativen. Bei Person D hingegen ist Gewalt klar als Grenze markiert, die er weder überschreiten noch weitergeben will.

3.4 Faktoren, die ein ausgewogene Aufteilung von Ressourcen fördern

Die Förderung einer ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen erfordert tiefgehende Veränderungen von gesellschaftlichen Strukturen, individuellen Einstellungen und institutionellen Rahmenbedingungen. Dieses Kapitel untersucht auf Basis der qualitativen Interviews jene Faktoren, die in Richtung ausgewogene Aufteilung von Ressourcen wirken und zu einer gleichberechtigten Gesellschaft beitragen können. Unterschieden wird dabei zwischen Onto-, Mikro-, Meso- und Makro-Ebene, die jedoch immer wieder ineinandergreifen und nicht als trennscharf voneinander verstanden werden können.

Auf der Onto-Ebene (Kap.3.4.1), der intrapersonellen individuellen Ebene, wird auf innere Wirkfaktoren, wie progressive Geschlechterrollenhaltung, Fähigkeit zum Perspektivenwechsel, die „Life is more than Work“ Haltung, die Care-Orientierung (inkl. Selfcare), Mittel zur Reflexion und transgenerative Weitergabe von feministischen Grundwerten, eingegangen. Auf der Mikro-Ebene (Kap.3.4.2), der zwischenmenschlichen Ebene, werden Wirkfaktoren, wie das externe, informelle Betreuungsnetz, die bewusste Planung der Arbeitsteilung und Care-Arbeit vor der Geburt des Kindes, ermutigende Räume für Ausverhandlung und Vulnerabilität, Krankheit als „Window for Opportunity“ und „Care for Relationship“ betrachtet.

Auf der Meso-Ebene (Kap.3.4.3), der Ebene für institutionelle Rahmenbedingungen, werden institutionelle Wirkfaktoren, wie Gemeinwesen-Projekte, Caring Companies, Sensibilisierung durch Bildung und Angebote professioneller Beratung untersucht. Zuletzt wird auf der Makro-Ebene (Kap.3.4.4), der Ebene für gesamtgesellschaftliche Strukturen und Rahmenbedingungen, auf Wirkfaktoren, wie bedarfsorientierte, formelle Kinderbetreuung, Einkommensunterschiede, Nachfrage am Arbeitsmarkt und Pension als „Window of Opportunity“, eingegangen.

In einem abschließenden Exkurskapitel 3.4.5 wird zudem noch auf die Wirkfaktoren in die Gegenrichtung – nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen – aus den GEQ-AT Interviews eingegangen. Auch hier wird zwischen den vier Ebenen (Onto-, Mikro-, Meso-, Makro-Ebene) unterschieden.

Hier aber zunächst noch eine Grafik als Überblick zu den verschiedenen Faktoren, die in Richtung ausgewogene Aufteilung von Ressourcen wirken:

Tabelle 5: Übersichtstabelle zu Wirkfaktoren ausgewogene Aufteilung von Ressourcen, abgeleitet aus den GEQ-AT Interviews

ONTO (individuelle Ebene)	MIKRO (nahe soziale Beziehungen)
<ul style="list-style-type: none"> – Progressive Geschlechterrollenhaltung – Fähigkeit unterschiedle Standpunkte zu verstehen – „Life is more than Work“ – Care-Orientierung (inkl. Selfcare) – Wege der Reflexion – Transgenerative Weitergabe von feministischen Grundwerten – Persönliche Einstellungen & Fähigkeiten: Selbstwirksamkeit, kritisches Denken und Bereitschaft zur Weiterentwicklung – Krankheit als „Window for Opportunity“ 	<ul style="list-style-type: none"> – Externes, informelles Betreuungsnetz – Bewusste Planung der Arbeitsteilung & Care-Arbeit vor Geburt des Kindes – Ermutigende Räume für Ausverhandlung & Vulnerabilität – „Care for Relationship“ – Beziehungsgestaltung & alltägliche Praxis – unterstützend, offen im Austausch, flexibel, Grenzen wahrend
<div data-bbox="598 1131 986 1265"> Wirkfaktoren Ausgewogenheit </div>	
MESO (Organisationen)	MAKRO (gesellschaftliche Rahmenbedingungen)
<ul style="list-style-type: none"> – Gemeinwesen-Projekte – Caring Companies – Sensibilisierung durch Bildung – Angebote professioneller Beratung – Netzwerke für Geschlechtergleichstellung 	<ul style="list-style-type: none"> – Bedarfsorientierte, formelle Kinderbetreuung – Keine Einkommensunterschiede – Nachfrage am Arbeitsmarkt – Pension als „Window of Opportunity“ – Politische Legitimität vielfältiger Familienformen & gesetzliche Regelungen für gleichberechtigte Karenz

3.4.1 Wirkfaktoren auf der Onto-Ebene

Progressive Geschlechterrollenhaltung

Eine progressive Geschlechterrollenhaltung trägt zur ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen bei, da sie traditionelle Rollenmuster hinterfragt und eine flexible und gerechte Verteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit ermöglicht. Während in der Regel in allen Gesellschaftsschichten noch klassische Geschlechterrollen dominieren, in denen Männer* als Hauptverdiener und Frauen* als primär für Care-Arbeit zuständig betrachtet werden, bietet eine progressive Haltung die Möglichkeit, diese Muster aufzubrechen und geschlechtsspezifische Benachteiligungen zu reduzieren. In einigen der durchgeführten Interviews zeigte sich, dass Menschen, die Geschlechtergerechtigkeit befürworten, sich auch praktisch mit Fragen der Arbeitsteilung und Verantwortung auseinandersetzen:

„Ich wohne aktuell gemeinsam mit meinem Partner in einer Wohnung. Wir leben zu zweit. (...) Sehr, sehr gleichberechtigt und verantwortlich. Ich würde sagen gleichverantwortlich. Das ist tatsächlich was, worauf ich sehr viel Wert lege.“

(16 JS, weiblich, 31 J)

Eine solche Haltung führt dazu, dass Menschen tradierte Verteilungen hinterfragen und aktiv nach fairen Lösungen suchen. Aber auch wenn sich eine progressive Geschlechterrollenhaltung bei den meisten Interviewten mit ausgewogener Aufteilung zeigte, ist es nicht unbedingt ein Muss für die Entwicklung einer ausgewogenen Ressourcenteilung. Es zeigten sich Ausnahmen, beispielsweise wenn eine Erkrankung den Einsatz des anderen Elternteils erforderlich macht (s.u. Krankheit als „Window for Opportunity“) und sich eine progressive Geschlechterrollenhaltung infolge der Übernahme von Care-Arbeit entwickelte. Ursache und Wirkung drehen sich hierbei um.

Zudem bedeutet eine progressive Geschlechterrollenhaltung nicht zwangsläufig, dass diese im Alltag auch umgesetzt wird. In einigen Interviews zeigte sich eine Diskrepanz zwischen dem Anspruch an Geschlechtergerechtigkeit und der tatsächlichen Umsetzung. Dies kann zu kognitiver Dissonanz führen, also einem inneren Konflikt zwischen Werten, Rollenhaltung und Verhalten. In manchen Fällen kann diese kognitive Dissonanz zu Konflikten und zu Gewalt in Beziehungen beitragen.

Fähigkeit unterschiedliche Standpunkte zu verstehen

Die Fähigkeit unterschiedliche Standpunkte zu verstehen, ermöglichte es Menschen, geschlechterbezogene Erfahrungen, Ungleichheiten und strukturelle Barrieren besser zu verstehen. Durch das aktive Einnehmen der Sichtweise von Personen, die aufgrund ihres Geschlechts benachteiligt sind, können stereotype Vorstellungen hinterfragt, diskriminierende Strukturen erkannt und Gleichstellungsprozesse angestoßen werden.

Ein zentrales Element des Perspektivenwechsels ist die Bewusstwerdung von Privilegien und Benachteiligungen. Eine Interviewpartnerin beschrieb, wie der Perspektivenwechsel ihres Partners dazu führte, dass er sich stärker in die Kinderbetreuung einbrachte: *„Er hat irgendwann*

verstanden, dass ich nicht automatisch diejenige sein muss, die alles organisiert. Erst als er selbst einmal die volle Verantwortung hatte, hat er gesehen, wie viel Arbeit das ist“ (45 JS, weiblich, 41 J). Diese Erfahrung zeigt, dass der Perspektivenwechsel oft erst durch persönliche Erlebnisse angestoßen wird. Wenn Männer* beispielsweise in eine Care-Verantwortung eintreten, entwickeln sie ein tieferes Verständnis für strukturelle Ungleichheiten und übernehmen Verantwortung für eine gerechtere Arbeits- und Aufgabenverteilung.

In einem der durchgeführten Interviews wurde die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel explizit als entscheidender Faktor für eine partnerschaftliche Konfliktlösung beschrieben. Ein Mann* schilderte, wie es ihm durch das bewusste Einnehmen der Sichtweise seiner Partnerin gelang, Konflikte nicht mehr aus einer ich-bezogenen Haltung zu betrachten, sondern ihre Bedürfnisse nachzuvollziehen:

„Indem ich versuche, mich in die Lage meiner Frau zu versetzen und ihre Perspektive zu verstehen, kann ich erkennen, warum sie bestimmte Dinge anders sieht. Ich bin dann nicht mehr nur auf meine eigene Lösung fixiert, sondern suche gemeinsam mit ihr nach einem Weg, der für uns beide funktioniert“.

(17 ES, männlich, 76 J)

Diese Art von Empathie und Relativierung des eigenen Standpunkts ermöglichte eine gleichberechtigte Aushandlung von Lösungen innerhalb der Beziehung. Statt Machtgefälle oder tradierte Rollenbilder aufrechtzuerhalten, wird eine gemeinsame Gestaltung von Entscheidungsprozessen gefördert.

Zudem kann die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel in institutionellen Kontexten zu mehr Gender Equality beitragen. Führungskräfte, die die unterschiedlichen Herausforderungen von Mitarbeiter*innen mit Care-Bedarfen reflektieren, sind eher bereit, Maßnahmen wie flexible Arbeitszeiten, faire Bezahlung oder Mentoring-Programme zu implementieren.

Ein weiterer Aspekt ist die Interaktion zwischen den Generationen, insbesondere innerhalb von Familien. Wenn ältere Generationen sich in die Lage von Personen versetzen, die Beruf und Familie vereinbaren müssen, steigt die Akzeptanz für eine gerechtere Arbeitsteilung. Eine Interviewpartnerin beschrieb, wie ihr Vater durch die Beobachtung seiner Tochter eine neue Sichtweise auf Geschlechterrollen entwickelte:

„Mein Vater war immer der Meinung, dass Frauen sich primär um die Familie kümmern sollten. Erst als er gesehen hat, wie sehr ich mich zwischen Arbeit und Kindern zerreiße, hat er verstanden, dass das so nicht funktioniert“.

(50 OP, weiblich, 61 J)

Die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel macht geschlechterbezogene Ungleichheiten sichtbar und regt persönliche Reflexionsprozesse an. Sie fördert ein tieferes Verständnis für die Herausforderungen marginalisierter Gruppen, ermöglicht gleichberechtigte Konfliktlösungen in Partnerschaften und trägt dazu bei, tradierte Rollenbilder aktiv zu hinterfragen.

„Life is more than Work“

Auch die Vorstellung, dass Lebenserfüllung nicht ausschließlich durch Erwerbsarbeit und Karriere definiert wird, trägt zur ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen bei. Die Haltung „das Leben ist mehr als nur Erwerbsarbeit und Karriere“ ist insbesondere bei männlichen Befragten mit einer stärkeren Beteiligung an Care-Arbeit verbunden, ohne dass dies als beruflicher oder sozialer Nachteil empfunden wird. Die Normen der hegemonialen Männlichkeit (vgl. Connell & Messerschmidt 2005), die Männlichkeit vor allem über Leistung und Erfolg im Beruf definieren, üben auf Männer* Druck aus, ihre Identität über ihre Erwerbstätigkeit zu konstruieren. Dies führt dazu, dass Care-Arbeit als zweitrangig betrachtet wird. Männer*, die diese Haltung verinnerlicht haben, sehen keine Notwendigkeit, sich in ausgewogenem Maße an der Care-Arbeit zu beteiligen. Eine Interviewpartnerin beschrieb die Veränderung, die mit dem Loslassen dieser einseitigen Priorisierung der Erwerbsarbeit einherging:

„Mein Mann hat irgendwann erkannt, dass es nicht nur darum geht, wer wie viel verdient. Er wollte Zeit mit den Kindern verbringen und hat deshalb seine Stunden reduziert. Das hat uns als Familie gutgetan.“

(45 JS, weiblich, 41 J)

Diese Aussage zeigt, dass Männer*, die Erwerbsarbeit nicht als alleinige Quelle von Identität und Erfolg betrachten, eher bereit sind, Arbeitszeit zu reduzieren oder flexible Arbeitsmodelle zu nutzen, um sich stärker an der Care-Arbeit zu beteiligen.

Ein weiteres Beispiel zeigt, dass eine solche Haltung auch aus einer intrinsischen Motivation für Geschlechtergerechtigkeit entstehen kann. Ein Interviewpartner beschrieb, dass er neben der Erwerbsarbeit viel Lebensfreude aus Care- und Haushaltstätigkeiten gewonnen hat. Er schilderte ein erfülltes Leben, indem er beziehungsorientierte Erfahrungen in diversen Feldern – darunter Familie, Freundschaft, Erwerbsarbeit und Ehrenamt – hervorhob: *„Ich habe in meinem Leben immer darauf geachtet, dass ich nicht nur für den Beruf lebe. Die schönsten Momente hatte ich nicht im Büro, sondern wenn ich für andere da sein konnte“* (17 ES, männlich, 76 J). Diese Haltung zeigt, dass eine ausgewogene Arbeitsteilung auch durch persönliche Überzeugungen unterstützt werden kann. Wer Beziehungsorientierung als wertvollen Bestandteil des eigenen Lebens versteht, wird sich eher aktiv an Care-Arbeit beteiligen, anstatt sie als Aufgabe von Frauen* oder als untergeordnete Tätigkeit zu betrachten.

Gleichzeitig profitieren Frauen* von dieser Haltung, da sie berufliche Ambitionen verfolgen können, ohne sich dem traditionellen Spannungsfeld zwischen Familie und Karriere alleine ausgesetzt zu fühlen. In den meisten Partnerschaften ist die Hauptverantwortung für Kinderbetreuung und Haushaltsorganisation jedoch nach wie vor Aufgabe der Frauen*, selbst wenn sie berufstätig sind. Wenn Erwerbsarbeit jedoch nicht als alleiniges Maß für Erfolg gilt, kann eine partnerschaftliche Verteilung von Aufgaben entstehen, die es Frauen* erleichtert, berufliche Chancen wahrzunehmen und langfristig finanzielle Unabhängigkeit zu sichern.

Ein weiteres Beispiel für den Einfluss dieser Haltung zeigt sich in der Phase der Pensionierung. Männer*, die sich während ihrer Erwerbsphase stark über ihren Beruf definierten, standen oft

vor Identitätskonflikten, wenn diese Rolle wegfiel. Jene, die hingegen eine breitere Sichtweise auf Lebensqualität entwickelten, konnten sich in der Pension leichter auf Care-Arbeit, familiäre Beziehungen und gesellschaftliches Engagement einlassen. Eine Interviewteilnehmerin beschrieb, wie sich diese Veränderung in ihrer Familie zeigte: *„Mein Vater war immer karrierefokussiert, aber in der Pension hat er zum ersten Mal erkannt, dass er vieles verpasst hat. Mit seinen Enkelkindern ist er jetzt ein ganz anderer Mensch“* (50 OP, weiblich, 61 J). Diese Entwicklung zeigt, dass sich durch einen Perspektivenwechsel – weg von einer erwerbszentrierten Identität – auch langfristige gesellschaftliche Rollenbilder aufweichen können.

Zusammenfassend fördert die Haltung „das Leben ist mehr als nur Erwerbsarbeit und Karriere“ eine ausgewogene Aufteilung von Ressourcen, indem sie starre geschlechtsspezifische Erwartungen an Erwerbsarbeit und Care-Arbeit hinterfragt. Sie ermöglicht es Eltern, sich aktiv in Care-Arbeit und Familienleben einzubringen, ohne dass dies als Verlust gesellschaftlichen Status empfunden wird, und fördert eine gleichberechtigte berufliche Teilhabe. Wer Care-Arbeit als wertvollen Bestandteil eines erfüllten Lebens versteht, trägt nicht nur zur eigenen Lebensqualität, sondern auch zu einer gerechteren Verteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit bei. Diese Perspektive hilft, eine partnerschaftliche Gestaltung des Lebens zu ermöglichen.

Care Orientierung (inkl. Selfcare)

Eine Care-Orientierung, die sowohl die Fürsorge für andere als auch Selfcare umfasst, trägt dazu bei, dass traditionelle Geschlechterrollen hinterfragt und eine partnerschaftliche Verteilung von Care-Arbeit und Erwerbsarbeit ermöglicht werden. Ein Beispiel für eine gelebte Care-Orientierung findet sich in einem Interview, in dem beide Partner*innen die Erwerbsarbeit der Care-Arbeit unterordneten.

„Wir haben beide nach der Geburt unseres Kindes gleich lange Karenz genommen und danach unsere Arbeitszeit reduziert. Uns war es wichtig, dass die Familie im Vordergrund steht und wir uns die Care-Arbeit wirklich gleichberechtigt teilen“.

(33 OP, weiblich, 35 J)

Diese Entscheidung zeigt, dass Care-Arbeit als gemeinsame Verantwortung beider Elternteile betrachtet werden kann. Care-Arbeit ist oft mit einer hohen mentalen und emotionalen Belastung verbunden, die sich vor allem bei jenen zeigt, die neben ihrer Erwerbsarbeit auch die Hauptverantwortung für die Familie tragen. Eine partnerschaftliche Care-Orientierung berücksichtigt daher nicht nur die Aufteilung von Kinderbetreuung und Haushalt, sondern auch das gegenseitige Ermöglichen von Zeit für sich selbst. *„Mein Mann und ich achten darauf, dass jeder genug Zeit für sich hat. Sei es für Sport, Freund*innen treffen oder einfach eine Pause vom Familienalltag“* (33 OP, weiblich, 35 J). Diese Haltung spiegelt sich auch in anderen Interviews wider:

„In unserer Familie ist es wichtig, dass wir uns gegenseitig die Möglichkeit geben, Zeit für uns selbst zu nehmen. Es geht um ein Geben und Nehmen, damit nicht immer nur eine Person alles schultern muss“.

(02 OP, weiblich, 39 J)

Zusammenfassend wirkt eine Care-Orientierung in Richtung ausgewogene Ressourcenteilung, indem sie das Hinterfragen traditioneller Rollenverteilungen fördert und Selbstfürsorge als wichtigen Bestandteil eines gleichberechtigten Lebens anerkennt. Diese Haltung hilft, die doppelte Belastung von Frauen* zu verringern, Männern* den Zugang zu Care-Arbeit zu erleichtern und eine Balance zwischen Fürsorge für andere und Selbstfürsorge zu schaffen. Dadurch entsteht eine Lebensweise, die nicht nur ökonomische Unabhängigkeit, sondern auch eine gerechtere Verteilung von Zeit und Verantwortung fördert.

Wege der Reflexion

Selbstreflexion ermöglicht es Individuen, geschlechtsspezifische Sozialisationen, Rollenbilder und habitualisierte Muster zu hinterfragen. Durch die Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen, Emotionen und gesellschaftlichen Erwartungen kann ein Bewusstsein für strukturelle Ungleichheiten entstehen, das zu Veränderungen im persönlichen und gesellschaftlichen Handeln führt. Dabei spielen sowohl eigene Wege zur Reflexion als auch professionelle Unterstützungsangebote eine Rolle.

Lesen, Zeichnen und andere Ausdrucksformen von Gefühlen können Reflexionsprozesse anstoßen, indem sie neue Perspektiven eröffnen oder Emotionen greifbar machen. Besonders das Lesen feministischer oder gesellschaftskritischer Literatur kann dazu beitragen, eigene Haltungen und habitualisierte Muster zu hinterfragen und alternative Denkweisen kennenzulernen. Eine Interviewpartnerin beschrieb, wie die Auseinandersetzung mit Biografien von Frauen* aus ihrer Familie ihr half, transgenerationale Muster der Geschlechterungleichheit zu erkennen:

„Ich habe mich intensiv mit den Lebensgeschichten meiner weiblichen Vorfahren auseinandergesetzt. Mir wurde klar, wie viele Einschränkungen sie erleben mussten und wie sich das auf mein eigenes Leben auswirkt“.

(22 ES, weiblich, 48 J)

Neben dem Lesen können auch kreative Ausdrucksmittel wie Zeichnen oder Tagebuchschreiben helfen, Emotionen zu verarbeiten und gesellschaftliche Einflüsse zu reflektieren. Diese Wege fördern eine tiefere Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen und persönlichen Erfahrungen und tragen dazu bei, individuelle Handlungsräume zu erweitern.

Neben solchen individuellen Reflexionswegen sind professionelle Angebote (z.B. Psychotherapie) dabei unterstützend, internalisierte Geschlechternormen zu hinterfragen und emotionale Blockaden zu lösen. In einem Interview beschrieb eine Person, wie tiefenpsychologische Therapie ihr half, alte Rollenmuster abzulegen und neue Handlungsspielräume zu erschließen:

„Ich habe durch die Therapie verstanden, warum ich mich immer verpflichtet gefühlt habe, alles alleine zu tragen. Mir wurde bewusst, dass ich Care-Arbeit nie hinterfragt habe, sondern einfach übernommen habe. Das hat sich erst verändert, als ich gelernt habe, Grenzen zu setzen“.

(49 OP, männlich, 47 J)

Die Psychotherapie bot nicht nur einen geschützten Raum für Selbstreflexion, sondern ermöglichte die Entwicklung von Strategien, um geschlechterbezogene Erwartungen im eigenen Leben aktiv zu verändern. Sie trug im beschriebenen Fall dazu bei, kognitive Dissonanzen zwischen feministischen Überzeugungen und tatsächlichem Verhalten aufzulösen, indem sie die Person dabei unterstützte, ihre eigenen Werte mit ihren Handlungen in Einklang zu bringen.

Wege und Methoden der Selbstreflexion unterstützen Menschen dabei, eigene Prägungen und Rollenbilder zu hinterfragen, emotionale Prozesse zu verarbeiten und neue Handlungsmöglichkeiten zu erschließen – dadurch wirkt Selbstreflexion in Richtung ausgewogene Aufteilung von Ressourcen. Während eigene Wege und Methoden der Reflexion wie Lesen oder andere kreative Ausdrucksformen die individuelle Auseinandersetzung mit tradierten Geschlechterrollen ermöglichen, bieten professionelle Unterstützungsangebote angeleitete Reflexionswege und helfen, tradierte Muster aufzulösen. Durch diese Prozesse können individuelle und gesellschaftliche Veränderungen angestoßen werden, die langfristig zu einer gerechteren Verteilung von Verantwortung und Ressourcen zwischen den Geschlechtern beitragen.

Transgenerative Weitergabe von feministischen Grundwerten

Die transgenerative Weitergabe von feministischen Grundwerten kann ein relevanter Wirkfaktor im Hinblick auf geschlechtergerechte Arbeitsmodelle sein:

„Was meine Tante und meine Mutter mir und meiner Cousine immer mitgegeben haben, von Anfang an, ist: Ihr müsst finanziell unabhängig sein. (...) ihr müsst von einem Partner unabhängig sein, damit ihr, wenn es ist, auch auf eigenen Beinen stehen könnt (...). Das ist etwas, was uns sehr geprägt hat. Also meine Cousine und ich haben fixe Jobs gehabt und waren auch immer finanziell unabhängig. Und das ist das, was ich auch jetzt immer wieder meinen Töchtern sage.“

(48 JS, weiblich, 55 J)

Zuvor wurde von der Interviewten beschrieben, wie die finanzielle Abhängigkeit der Großmutter vom Großvater zu einer unglücklichen Ehe geführt hat. Die eigene Mutter und Tante gaben diese Beobachtung auch an die nächste Generation, den Töchtern, weiter.

Die transgenerative Weitergabe feministischer Grundwerte ist ein Wirkfaktor Richtung Gender Equality, da sie vermittelt, dass Geschlechterrollen nicht naturgegeben, sondern durch Sozialisation erlernt sind. Ohne diese Weitergabe kann sich ein tradiertes Arbeitsteilungsmodell leichter auf die nächste Generation übertragen, da Kinder oft unbewusst die Rollenbilder ihrer Eltern übernehmen. Feministische Werte schaffen weiters Bewusstsein für unsichtbare Arbeit wie Mental Load, emotionale Arbeit und die Organisation des Alltags. Ohne diese Sensibilisierung bleibt die Belastung durch Care-Arbeit oft unsichtbar und ungewürdigt. Die Weitergabe dieser Werte trägt dazu bei, dass Care-Arbeit als gemeinsame Verantwortung betrachtet wird. Die Interviews der GEQ AT Studie zeigen eindrücklich: Wer mit feministischen Werten aufwächst, trifft mit höherer Wahrscheinlichkeit Karriere- und Familienentscheidungen frei von Geschlechterklischees und ist bereit, die Verteilung von Care-Aufgaben partnerschaftlich auszuhandeln. Gesellschaftlicher Wandel geschieht über Generationen hinweg. Nur wenn feministische

Grundwerte kontinuierlich weitergegeben werden, kann eine Kultur entstehen, in der eine gleichberechtigte Arbeitsteilung selbstverständlich wird und nicht als Ausnahme der Regel gilt.

Persönliche Einstellungen & Fähigkeiten: Selbstwirksamkeit, kritisches Denken und Bereitschaft zur Weiterentwicklung

Auf der individuellen Ebene zeigt sich zudem, dass persönliche Haltungen und Erfahrungen einen entscheidenden Einfluss haben. Besonders relevant ist das Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit. Menschen, die sich selbst als wirksam erleben, sind eher bereit, traditionelle Geschlechterrollen zu hinterfragen. Eine Interviewpartnerin brachte dies auf den Punkt: *„Ich habe mich bewusst dazu entschieden, dass ich nicht in das klassische Modell falle. Ich wollte nicht nur von meinem Mann abhängig sein, sondern meinen eigenen Weg gehen“* (16 JS, weiblich, 31 J). Dieses Gefühl von Autonomie wird ergänzt durch die Fähigkeit, gesellschaftliche Erwartungen kritisch zu hinterfragen. Ein Interviewpartner beschrieb dies als einen regelrechten Befreiungseffekt: *„Ich habe mich von gesellschaftlichen Erwartungen befreit. Ich musste nicht das tun, was andere von mir erwarten.“* (36 VS, männlich, 39 J). Solche Reflexionsprozesse fördern den Mut, neue Wege zu gehen – auch wenn sie nicht dem Mainstream entsprechen. Zugleich braucht es Resilienz, also psychische Widerstandskraft, um mit Widerständen umzugehen. Eine Person schilderte, wie sie durch Schreiben mit schwierigen Situationen besser umgehen konnte: *„Das hat mir geholfen, meine Gedanken zu ordnen und besser mit schwierigen Situationen umzugehen“* (49 OP, männlich, 47 J). Schließlich trägt auch die Bereitschaft zur persönlichen Weiterentwicklung dazu bei, neue Perspektiven einzunehmen und geschlechtergerechtes Verhalten zu verankern. *„Lesen hilft mir, neue Perspektiven einzunehmen und Dinge anders zu sehen. Ich finde mich oft in Geschichten wieder, die mir helfen, meine eigenen Denkmuster zu hinterfragen“* (49 OP, männlich, 47 J).

Krankheit als „Window for Opportunity“

Außergewöhnliche Lebensereignisse wie Krankheiten können neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen, bestehende Geschlechterrollen herausfordern und neue Verhandlungsprozesse innerhalb von Beziehungen und Familienstrukturen anstoßen. Ein zentrales Element dabei ist, dass Krankheit oft eine Neuorganisation des Alltags erfordert. In einem der Interviews waren es gesundheitliche Einschränkungen der Partnerin, die dazu führten, dass der Partner Care-Arbeit übernehmen musste:

*„Plötzlich musste er sich um Dinge kümmern, die er vorher nie gemacht hatte. Ich konnte nicht, also hat er kochen gelernt, die Kinder versorgt und sich mit den Lehrer*innen auseinandergesetzt. Das hat ihm gezeigt, was das eigentlich bedeutet“.*

(43 JS, weiblich, 38 J)

Solche Veränderungen können langfristig zu einer ausgewogeneren Aufteilung von Ressourcen beitragen, da Männer* durch die direkte Erfahrung mit Care-Arbeit eine neue Perspektive auf deren Bedeutung gewinnen können.

Zudem kann Krankheit die finanzielle Abhängigkeit infrage stellen. Falls der/die Hauptverdiener*in erkrankt, müssen alternative Einkommensquellen erschlossen werden, was dazu führen kann, dass Frauen* stärker in den Arbeitsmarkt einsteigen oder Männer* über eine flexiblere Arbeitszeitgestaltung nachdenken müssen. Diese Umverteilung kann bestehende Rollenbilder aufbrechen und langfristig zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit beider Partner*innen beitragen.

3.4.2 Wirkfaktoren auf der Mikro-Ebene

Externes, informelles Betreuungsnetz

Ein funktionierendes externes, informelles Betreuungsnetz beispielsweise durch Großeltern, aber auch durch andere Verwandte oder enge Freund*innen, ist ein bedeutender Wirkfaktor für die Förderung einer ausgewogenen Ressourcenteilung. In vielen der analysierten Interviews zeigte sich, dass ein verlässliches Betreuungsnetzwerk entscheidend dafür war, dass Frauen* früher und in größerem Umfang in den Arbeitsmarkt eintreten konnten. Externe familiäre Betreuungsstrukturen erhöhen die Flexibilität der Eltern, in vielen Fällen insbesondere jene der Mütter, die aufgrund der externen Betreuung erwerbstätig sein konnte, während sie ohne diese Unterstützung in eine klassische Care-Rolle gedrängt worden wäre.

Zusätzlich spielen die emotionale und psychologische Entlastung eine wesentliche Rolle. Eltern, die wissen, dass ihre Kinder gut betreut sind, können sich besser auf ihre beruflichen Tätigkeiten konzentrieren, was wiederum ihre Karrierechancen verbessert. Zudem zeigte sich in den Interviews, dass Männer*, die in einem Umfeld mit unterstützenden familiären Strukturen aufwuchsen, eher bereit waren, sich aktiv an der Kindererziehung zu beteiligen.

Auch Freund*innen und Nachbar*innen können als Betreuungspersonen eine wichtige Rolle spielen. In einem der Interviews wurde beispielsweise geschildert, dass eine Nachbarin wie zu einer „Ersatzoma“ wurde, was der Familie die Realisierung einer gleichberechtigteren Aufteilung der Erwerbs- und Care-Arbeit ermöglichte.

Kritisch anzumerken ist, dass ein externes, informelles Betreuungsnetz nicht per se zu mehr Gender Equality in der Partnerschaft führen muss, sondern auch zur Aufrechterhaltung bestehender ungleicher Arbeitsteilungen beitragen kann. Eine Befragte berichtete, dass die Unterstützung durch ihre Mutter zwar die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichterte, jedoch eine Veränderung der Partnerschaftsdynamik verhinderte, da die Care-Arbeit nicht vom Partner übernommen, sondern extern kompensiert wurde.

Bewusste Planung der Arbeitsteilung & Care-Arbeit vor Geburt des Kindes

Die Analyse der Interviews zeigt, dass von einer bewussten Planung der Arbeitsteilung vor der Geburt des Kindes wichtige Effekte für die Umsetzung einer ausgewogenen Ressourcenteilung zu erwarten sind. In wenigen Fällen wurde die Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit vor der Geburt eines Kindes bewusst miteinander geplant. Eine Befragte (33 OP, weiblich, 35 J)

schilderte etwa, mit dem Partner vor der Geburt des gemeinsamen Kindes sowohl geteilt Elternkarenz als auch die Reduktion beider auf 20 Stunden Erwerbsarbeit geplant zu haben, um sich die Care-Arbeit gerecht aufzuteilen. Auch andere Befragte (z.B. 29 VS, männlich, 36 J) schildern gemeinsame Planungs- und bewusste Entscheidungsprozesse für die Aufteilung der Care-Arbeit vor Geburt des Kindes. Im beschriebenen Fall konnte mittels Kombination verschiedener Karenzmodelle (Bildungskarenz & Elternkarenz) erreicht werden, dass beide sich Elternteile längere Zeit der Kinderbetreuung widmen konnten. Dies setzte eine genaue Planung voraus.

In vielen Interviews zeigte sich jedoch, dass die Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit vor der Geburt des Kindes nicht explizit geplant wurde, was in manchen Fällen maßgeblich zu unausgewogenen Aufteilungen von Ressourcen und Verfestigung traditioneller Rollenmuster beigetragen haben dürfte.

Ermutigende Räume für Ausverhandlung & Vulnerabilität

Ein Brave Space – ein geschützter Aushandlungsraum, in dem Partner*innen Vulnerabilität zeigen und auf Augenhöhe verhandeln können – erweist sich als zentraler Wirkfaktor für ausgewogene Ressourcenteilung in Beziehungen. In vielen Interviews zeigte sich, dass ungleiche Machtverhältnisse und gesellschaftlich tradierte Rollenbilder zu einer asymmetrischen Verteilung von Care-Arbeit und beruflichen Möglichkeiten führten. Ein Raum, in dem Partner*innen offen über ihre Bedürfnisse, Ängste und Erwartungen sprechen können, ermöglicht es, diese Ungleichheiten bewusst zu adressieren und individuelle Lösungen für eine gerechtere Aufteilung der Verantwortung zu finden.

Ein zentraler Aspekt dabei ist die gegenseitige Anerkennung der eigenen Verwundbarkeit. Traditionelle Geschlechteranforderungen bedeuten für Männer*, Probleme allein lösen zu müssen und emotionale Stärke zu demonstrieren, für Frauen*, die emotionale Verantwortung in Beziehungen zu übernehmen. In ermutigenden Räumen, in welchen emotionale Unsicherheiten und Belastungen sowie Bedürfnisse geteilt und Grenzen formuliert werden können, manifestieren sich partnerschaftliche Verhandlungskulturen, die über private Beziehung hinausweisen und gesellschaftliche Strukturen beeinflussen können.

Konkrete Aushandlungen über Arbeitsteilung, Karriereplanung und Elternschaft lassen sich in einer ermutigenden Atmosphäre leichter führen: *„Wir haben viel darüber geredet, was wir beide wollen und wie wir das unter einen Hut bringen. Es war nicht immer leicht, aber wir haben versucht, eine Lösung zu finden, die für uns beide passt“* (45 JS, weiblich, 41 J).

Oft liegt die Last der emotionalen Arbeit, also der Aufrechterhaltung der Beziehung, des Familienlebens und der zwischenmenschlichen Harmonie, auf den Schultern der Frauen*. Durch eine bewusste Verhandlungskultur, in der sich beide Partner*innen aktiv an dieser Arbeit beteiligen, kann eine gerechtere Aufteilung von mentaler und emotionaler Last erreicht werden.

„Care for Relationship“

In den Interviews zeigte sich, dass Personen, die Eltern werden, dazu tendierten, nach der Geburt eines Kindes an zwei Stellen zu sparen: An der Zeit für sich und an der Zeit mit

Partner*innen. Wenn Gespräche stattfanden, drehten sie sich meist um das Wohl des Kindes, während emotionale Nähe, gemeinsame Interessen und die Beziehungsqualität in den Hintergrund traten. Wenn sich jedoch beide aktiv um ihre Beziehung kümmerten – also sich bewusst Zeit füreinander nahmen, gemeinsame Projekte pflegten und wechselseitige Faszination aufrechterhielten – wurde eine partnerschaftliche Arbeits- und Lebensweise gestärkt, anstatt in klassische Rollenmuster zurückzufallen. Eine Befragte beschrieb dies treffend:

„Wenn wir uns nicht regelmäßig bewusst Zeit genommen hätten, wäre ich ganz automatisch in die Rolle derjenigen gefallen, die sich um alles kümmert – einfach, weil es einfacher ist, als jedes Mal zu verhandeln“.

(45 JS, weiblich, 41 J)

Dieses Zitat verdeutlicht, dass die bewusste Pflege der Beziehung dazu beigetragen hat, Care-Arbeit als gemeinsames Projekt zu begreifen und nicht als Aufgabe der Frau*. Zudem fördert „Care for Relationship“ die emotionale Gleichwertigkeit. In dem Sinne, dass sich beide aktiv um ihre Beziehung kümmern, wird emotionale Arbeit gleichwertig geteilt, was langfristig zu einer gerechteren Aufteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit beitragen kann.

Alltägliche Praxis – unterstützend, offen im Austausch, flexibel, Grenzen wahrend

Gegenseitige Unterstützung in herausfordernden Lebensphasen, etwa bei beruflichem Stress oder familiären Belastungen, schafft die Grundlage für flexible und faire Aushandlungsprozesse. Ein Interviewpartner berichtete etwa:

„Meine Frau und mein Arbeitsumfeld haben unglaublich gut reagiert, als ich psychisch überanstrengt war. Diese Unterstützung hat mir geholfen, mich nicht nur auf meine Arbeit zu fixieren, sondern andere Lebensbereiche zu berücksichtigen.“

(36 VS, männlich, 39 J)

Solche Erfahrungen zeigen, wie wichtig ein partnerschaftliches Verständnis ist. Gleichzeitig spielt die Kommunikation über die Aufteilung von Aufgaben eine zentrale Rolle. Eine bewusste und kontinuierliche Kommunikation über die Verteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit verhinderte, dass Verantwortung automatisch einer Person zugewiesen wurde: *„Wir versuchen, alles fair aufzuteilen. Es gibt keine klaren Männer- oder Frauenaufgaben, sondern wir entscheiden gemeinsam, wer was übernimmt“* (16 JS, weiblich, 31 J). Darüber hinaus zeigte sich, dass Flexibilität in der Alltagsorganisation – etwa durch situative Aufgabenteilung je nach verfügbarer Zeit – eine gleichberechtigte Ressourcennutzung erleichterte: *„Mein Partner und ich wechseln uns ab. Wer mehr Zeit hat, übernimmt mehr. Es gibt keine festen Zuständigkeiten“* (18 JS, weiblich, 31 J). Entscheidend ist hier die Bereitschaft, starre Rollen zu hinterfragen und gemeinsam tragfähige Lösungen zu entwickeln. Zentral ist zudem ein Klima gegenseitigen Respekts, in dem persönliche Grenzen ernst genommen und gesellschaftliche Erwartungen kritisch reflektiert werden. Dies schafft Raum für gerechtere Entscheidungsprozesse innerhalb von Beziehung.

3.4.3 Wirkfaktoren auf der Meso-Ebene

Gemeinwesen-Projekte

Gemeinwesen-Projekte sind ein wichtiger Wirkfaktor für ausgewogene Verhältnisse, weil sie soziale Netzwerke stärken und zur kollektiven Organisation von Care-Arbeit beitragen können. In vielen der analysierten Interviews zeigte sich, dass gemeinschaftlich getragene Verantwortung Geschlechterungerechtigkeiten im Alltag reduzierte. Ein zentraler Mechanismus war die Entlastung von individueller Care-Arbeit. Die geschilderten Gemeinwesen-Projekte boten mit gemeinsamen Betreuungsmodellen, nachbarschaftlicher Unterstützung oder gemeinschaftlich genutzten Ressourcen gute Möglichkeit, Care-Aufgaben gerechter zu verteilen. Dadurch erhielten vor allem Frauen* mehr zeitliche und mentale Freiräume für Erwerbsarbeit, politische Partizipation oder persönliche Weiterentwicklung. Ein Interview verdeutlichte diese Dynamik:

„Ohne das Netzwerk aus der Nachbarschaft wäre ich in der klassischen Hausfrauenrolle gelandet. Aber weil wir uns gegenseitig unterstützen, kann ich berufstätig sein, ohne ständig ein schlechtes Gewissen zu haben“.

(50 OP, weiblich, 61 J)

Gemeinwesen-Projekte können nicht nur alternative Care-Strukturen ermöglichen, sondern auch zur Neuverhandlung von Geschlechterrollen beitragen. Durch die aktive Teilnahme an Gemeinschaftsinitiativen, in denen alle Geschlechter gleichberechtigt Verantwortung übernehmen, entstehen neue gesellschaftliche Vorbilder und gelebte Gleichstellungspraxen.

Ein weiterer entscheidender Faktor ist die Schaffung von inklusiven Räumen für politische und soziale Partizipation. Frauen* sind in politischen Entscheidungsprozessen oft unterrepräsentiert. Gemeinwesen-Projekte können eine niedrigschwellige Möglichkeit zur politischen Mitgestaltung bieten, indem sie Frauen* Räume für Engagement und Vernetzung eröffnen.

Caring Companies

Caring Companies, also Unternehmen, die eine fürsorgliche und unterstützende Unternehmenskultur pflegen, sind ein wesentlicher Wirkfaktor in Richtung ausgewogene Aufteilung von Ressourcen, da sie die strukturellen Hürden abbauen, die Männer* daran hindern, Care-Arbeit zu übernehmen und Frauen* daran hindern, gleichberechtigt am Erwerbsleben teilzunehmen. In vielen der analysierten Interviews zeigte sich, dass der Zugang zu flexiblen Arbeitsmodellen, betrieblicher Kinderbetreuung und einer wertschätzenden Unternehmenskultur maßgeblich dazu beitrug, Geschlechterungerechtigkeiten zu reduzieren.

Ein zentraler Mechanismus ist die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Care-Arbeit. Caring Companies bieten durch flexible Arbeitszeiten, Homeoffice-Modelle und betriebliche Unterstützungssysteme eine Möglichkeit, diese Doppelbelastung zu reduzieren. Eine Interviewteilnehmerin beschrieb die Bedeutung solcher Maßnahmen: *„Ohne die Möglichkeit, meine Arbeitszeit flexibel zu gestalten, hätte ich meine Karriere nie so weiterverfolgen können. Ich musste nicht zwischen Familie und Beruf wählen – beides war möglich“ (50 OP, weiblich, 61 J).*

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist eine Kultur der Fürsorge und Wertschätzung in Caring Companies. Eine solche Unternehmenskultur fördert nicht nur geschlechtergerechte Personalstrukturen, sondern auch eine Atmosphäre, in der Elternschaft und Care-Arbeit als gleichwertige Lebensbereiche neben der Erwerbstätigkeit anerkannt werden, bei allen Geschlechtern. Dadurch sinkt das Stigma, das häufig mit familienbedingten Fehlzeiten oder flexiblen Arbeitsmodellen verbunden ist, insbesondere für Frauen*.

Elternzeitmodelle für alle Geschlechter fördern und Männern* ermöglichen, eine aktive Rolle in der Care-Arbeit zu übernehmen, kann langfristig zu einem kulturellen Wandel in Richtung Care-Arbeit als gesamtgesellschaftliche Aufgabe beitragen.

Zusätzlich bieten Caring Companies Netzwerke, Mentoring-Programme und Aufstiegsmöglichkeiten, die Frauen* aktiv in Führungspositionen bringen und strukturelle Hürden für Karrierewege abbauen.

Sensibilisierung durch Bildung

In vielen der analysierten Interviews zeigte sich, dass Bildung dazu beitrug, stereotype Denkmuster aufzubrechen und neue Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen. Ein wichtiger Aspekt dabei war, dass diese Sensibilisierung sowohl im formellen Bildungssystem (Schulbildung oder Studium) als auch informell (etwa durch Diskussionen im sozialen Umfeld) erfolgte :

„Ich habe mich durch mein Studium intensiv mit feministischen Theorien beschäftigt, aber auch in Gesprächen mit meinen Freundinnen oder in der Familie haben wir über Gleichberechtigung diskutiert. Das hat mir geholfen, Dinge anders zu sehen“.

(25 VS, weiblich, 28 J)

Ein zentraler Mechanismus der Sensibilisierung durch Bildung ist zudem die Wahrnehmung und Reflexion kognitiver Dissonanzen. Wenn Individuen durch Bildung eine feministische Perspektive entwickelten, aber in ihrem Umfeld oder durch ihr eigenes Verhalten mit gegenteiligen Praktiken konfrontiert wurden, entstand ein innerer Widerspruch:

„Mir ist es wichtig, meine feministischen Werte authentisch umzusetzen. Wenn ich merke, dass ich selbst oder mein Partner entgegen diesen Werten handeln, fühle ich mich unwohl. Bildung hat mir erst gezeigt, dass dieses Unwohlsein eine kognitive Dissonanz ist – und dass ich aktiv etwas dagegen tun kann.“

(25 VS, weiblich, 28 J)

Sensibilisierung durch Bildung ist eine relevante Voraussetzung für Gender Equality, da sie Individuen erst dazu befähigt, bestehende Ungleichheiten zu erkennen, Widersprüche zu hinterfragen und strukturelle Veränderungen anzustoßen.

Darüber hinaus tragen Bildungseinrichtungen durch die Sensibilisierung von Lehrkräften und Multiplikator*innen dazu bei, dass geschlechtergerechte Unterrichtsmethoden, diverse Vorbilder und reflektierte Bewertungskriterien in den Bildungsalltag integriert werden. Dies fördert eine Schul- und Hochschulkultur, in der alle Geschlechter ermutigt werden, sich in allen Fachrichtungen und Berufsbereichen zu entfalten.

Kritisch anzumerken ist, dass Bildungseinrichtungen nur dann in Richtung Geschlechtergerechtigkeit wirken, wenn sie entsprechende Werte und Haltungen vertreten. Andernfalls tragen sie zu traditionellen Werten und dabei zu einer unausgewogenen Aufteilung von Ressourcen bei. Vereinzelt wurde geschildert, dass Mädchen* dazumal auf soziale oder hauswirtschaftliche Tätigkeiten vorbereitet, während Jungen* technische und naturwissenschaftliche Fächer nahegelegt wurden. Auch wird geschildert, dass Mädchen* kaum ermutigt wurden, ambitionierte Bildungswege einzuschlagen, stattdessen auf die spätere Unterstützung der Familie vorbereitet wurden, was langfristig die Berufswahl beeinflusste.

Sensibilisierung durch Bildung ist ein bedeutender Wirkfaktor für Gender Equality, indem feministische Werte und geschlechtergerechte Perspektiven vermittelt und eigene kognitive Dissonanzen bewusst gemacht werden. Bildung ist somit nicht nur ein Instrument zur Wissensvermittlung, sondern auch ein zentraler Hebel für die gesellschaftliche Transformation hin zu einer gleichberechtigten und reflektierten Lebensweise.

Angebote professioneller Beratung

In den Interviews wurden eine Vielzahl von verschiedenen Beratungseinrichtungen, wie psychosoziale Beratung, Paar- und Familienberatung, berufliche Wiedereinstiegs- und Karriereberatung, Rechtsberatung für Frauen*, Mentoring- und Coaching-Programme, therapeutische Angebote und Beratung für Alleinerziehende, genannt. Professionelle Beratung inkludiert häufig die Reflexion über Geschlechterrollen und Machtverhältnisse. Viele Menschen wachsen mit normativen Vorstellungen darüber auf, welche Aufgaben und Verantwortlichkeiten Frauen* und Männer* in Familie, Beruf und Gesellschaft übernehmen sollen. Beratung kann diese Muster bewusst machen und Wege aufzeigen, um alternative Lebens- und Arbeitsmodelle zu realisieren. Eine Interviewpartnerin beschrieb die Bedeutung einer solchen Reflexion:

„In der Beratung habe ich das erste Mal verstanden, warum ich mich ständig überlastet fühle. Mir wurde bewusst, dass ich immer diejenige bin, die sich um alles kümmert – nicht, weil es so sein muss, sondern weil ich es so gelernt habe. Das zu erkennen, hat mir geholfen, Dinge aktiv zu verändern“.

(50 OP, weiblich, 61 J)

Neben der individuellen Reflexion bietet professionelle Beratung auch konkrete Strategien zur Veränderung von ungleichen Strukturen. Dies betrifft sowohl die gerechtere Verteilung von Care-Arbeit und Erwerbsarbeit als auch den Umgang mit Diskriminierungserfahrungen oder den Wiedereinstieg in den Beruf. Besonders in Krisensituationen wie Trennung, Elternschaft oder beruflichen Umbrüchen kann Beratung gezielt Gleichstellungsprozesse innerhalb von Partnerschaften oder Arbeitskontexten unterstützen.

Ein weiterer wichtiger Mechanismus ist die Stärkung der Verhandlungsfähigkeit. Beratung vermittelt Strategien, um eigene Bedürfnisse klar zu formulieren, Grenzen zu setzen und in Partnerschaften oder beruflichen Kontexten für mehr Gleichberechtigung einzutreten. Dies war besonders relevant in Beziehungen, in denen Frauen* traditionell weniger Entscheidungsfreiheit oder finanzielle Unabhängigkeit hatten: *„Ich habe durch die Beratung gelernt, meine Anliegen*

klar zu äußern, ohne Schuldgefühle zu haben. Früher dachte ich, ich muss alles alleine schaffen – jetzt fordere ich aktiv Unterstützung ein“ (45 JS, weiblich, 41 J). Zusätzlich tragen professionelle Beratungsangebote dazu bei, gesellschaftliche Veränderungen zu unterstützen, indem sie strukturelle Probleme sichtbar machen. Beratungsstellen arbeiten oft eng mit politischen Institutionen, Arbeitgeber*innen oder Bildungseinrichtungen zusammen, um geschlechtergerechte Maßnahmen zu entwickeln und umzusetzen.

Netzwerke für Geschlechtergleichstellung

In Netzwerken, Organisationen oder Initiativen werden geschlechtergerechte Verhältnisse durch gezielte Unterstützungsstrukturen gefördert. Netzwerke für Frauen* in Führungspositionen eröffnen neue berufliche Möglichkeiten und stärken die Sichtbarkeit ihrer Expertise. *„Ich habe in einem Frauennetzwerk viele wertvolle Kontakte geknüpft, die mir geholfen haben, beruflich voranzukommen. Ohne dieses Netzwerk wäre es schwieriger gewesen“* (33 OP, weiblich, 35 J). Gleichzeitig entstehen auch neue Räume für Männer*, die sich aktiv in Care-Arbeit einbringen wollen. Gerade für Väter, die sich für Elternzeit oder Teilzeitmodelle entscheiden, ist der Austausch zentral: *„Es hilft enorm, wenn man sieht, dass andere Väter das auch machen. Man fühlt sich nicht mehr als Ausnahme, sondern als Teil einer Bewegung“* (21 JS, weiblich, 31 J). Diese Erfahrungsräume wirken nicht nur auf die Einzelnen zurück, sondern können langfristig zur Normalisierung alternativer Rollenbilder beitragen.

3.4.4 Wirkfaktoren auf der Makro-Ebene

Bedarfsorientierte, formelle Kinderbetreuung

In vielen der analysierten Interviews zeigt sich, dass die Verfügbarkeit flexibler und umfassender Kinderbetreuungsangebote einen zentralen Faktor für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie darstellt. Ein wesentlicher Mechanismus ist die Reduktion struktureller Barrieren, die Frauen* oft daran hindern, nach einer Geburt wieder in den Beruf einzusteigen oder ihre Arbeitszeit entsprechend ihrer Qualifikation und Karriereziele zu gestalten. Fehlen verlässliche Betreuungsmöglichkeiten, bleibt die Hauptverantwortung für Kinderbetreuung meist bei den Frauen*, was langfristig zu finanziellen Nachteilen, geringeren Karrierechancen und Altersarmut führen kann.

Eine Interviewteilnehmerin beschrieb, welche Herausforderungen durch unzureichende Kinderbetreuung entstanden:

„Ich war alleinerziehende Mutter (...) und da habe ich sie alleine großgezogen. Bin auch Vollzeit arbeiten gegangen damals. (...) Das war damals noch so: Teilzeit-Kindergartenplatz war nur von 8 bis 12 und Teilzeitmöglichkeit in meinem Unternehmen war auch nur von 8 bis 12. Das habe ich zeitlich nicht geschafft.“

(48 JS, weiblich, 55 J)

Starre Öffnungszeiten sowie das Fehlen von Nachmittags- und Randzeitenbetreuung erschweren es Eltern nach wie vor, Erwerbsarbeit und familiäre Sorgearbeit miteinander zu vereinbaren.

Zugleich wirkt sich eine bedarfsorientierte Kinderbetreuung auf die innerfamiliäre Verteilung von Care-Arbeit aus: Bieten Einrichtungen flexible Modelle an, eröffnet dies insbesondere Vätern größere Möglichkeiten, sich aktiv in die Betreuung ihrer Kinder einzubringen. Ein gut ausgebauten Betreuungssystem leistet darüber hinaus einen Beitrag zur Infragestellung traditioneller Geschlechterrollen. Erleben Kinder von klein auf, dass sowohl Mütter als auch Väter gleichermaßen berufstätig sind und institutionelle Betreuung eine gleichwertige Alternative zur familiären Sorgearbeit darstellt, kann dies langfristig gesellschaftliche Normen verändern.

Keine Einkommensunterschiede

Geringe oder keine Einkommensunterschiede zwischen beiden Elternteilen tragen zur Förderung einer ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen bei. Ein zentraler Mechanismus ist die Verhandlungsmacht innerhalb der Partnerschaft. Wenn beide über ein ähnlich hohes Einkommen verfügten, fiel es den Paaren leichter, Entscheidungen über Elternzeit, Arbeitszeitmodelle oder Care-Arbeit gleichberechtigt zu treffen. In vielen Partnerschaften mit deutlichem Einkommensgefälle blieb die Frau* in einer traditionellen Versorger-Abhängigkeitsstruktur gefangen, da der Einkommensverlust des höherverdienenden Partners (meist des Vaters) als ökonomisch riskant angesehen wurde.

Ein weiteres Problem ist, dass geringe Einkommen bei Frauen* langfristig zu finanzieller Abhängigkeit und Altersarmut führen: *„Ich habe jahrelang nur in Teilzeit gearbeitet, weil es finanziell einfach logisch erschien, dass mein Mann Vollzeit bleibt. Jetzt merke ich, dass mir das fehlt – finanziell und auch von den Karrierechancen her“ (50 OP, weiblich, 61 J).* Ungleiche Einkommensverhältnisse tragen dazu bei, dass Frauen* ihre Erwerbsarbeit zugunsten der Familienarbeit reduzieren, mit langfristigen Folgen: geringere Pensionsansprüche, kaum berufliche Aufstiegsmöglichkeiten und wirtschaftliche Unsicherheit.

Nachfrage am Arbeitsmarkt

Ein erhöhter Arbeitskräftebedarf in bestimmten Branchen kann als Katalysator für den Abbau von Geschlechterungleichheiten wirken. Strukturelle Engpässe – etwa durch Fachkräftemangel oder sektorales Wachstum – erweitern den Handlungsspielraum bislang unterrepräsentierter Gruppen, indem sie den Zugang zu vormals geschlechtlich segregierten Tätigkeitsfeldern erleichtern. In den Interviews wurde deutlich, dass solche ökonomischen Dynamiken dazu führten, dass Frauen* verstärkt in traditionell männlich konnotierte Berufsfelder eintraten und Männer* häufiger Care-Berufe in Betracht zogen. Diese Prozesse unterlaufen dominante Rollenzuschreibungen und können langfristig zur Verschiebung geschlechtsspezifischer Erwerbsmuster beitragen. Eine erhöhte Nachfrage nach Arbeitskräften kann den Druck auf Arbeitgeber*innen erhöhen, gezielt diverse bislang unterrepräsentierte Bewerber*innen-Gruppen anzusprechen, was langfristig zu einer geschlechterbalancierten Verteilung in verschiedenen Berufssektoren führt. Wenn Unternehmen beispielsweise gezielt Männer* für Berufe in der Pflege oder Bildung anwerben, wird nicht nur der Fachkräftemangel bekämpft, sondern auch eine geschlechtergerechtere Verteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit gefördert.

Ein weiteres Beispiel ist die Erhöhung von Gehältern und besseren Arbeitsbedingungen in vormals schlecht bezahlten Branchen, aufgrund steigender Nachfrage: „Erst als der Fachkräftemangel kam, wurden plötzlich bessere Löhne angeboten. Vorher hieß es immer, dass dafür kein Budget da ist“ (50 OP, weiblich, 61 J). Diese Entwicklung kann nicht nur die finanzielle Situation von Frauen* verbessern, sondern auch dazu beitragen, Care-Arbeit als gesellschaftlich wesentliche Tätigkeit anzuerkennen, was langfristig stereotype Wahrnehmungen von „typischen Frauenberufen“ verändert.

Strukturelle Engpässe verbessern auch die Verhandlungsposition von Beschäftigten, insbesondere jener mit Care-Bedarfen. Im Fall eines befragten Krankenpflegers wurde deutlich, dass der erhöhte Bedarf an Pflegepersonal während der Corona-Pandemie es ihm ermöglichte, Arbeitsbedingungen stärker an die familiären Anforderungen anzupassen. Der Befragte wollte mehr Zeit mit seinen Kindern verbringen und konnte - auf Nachfrage in Zeiten eines erhöhten Pflegebedarfs - seine Arbeitszeit reduzieren und von Nachtdiensten befreit werden. Solche Aushandlungserfolge verdeutlichen, dass Arbeitsmarktdynamiken auch individuelle Spielräume zur Vereinbarkeit von Erwerbs- und Sorgearbeit erweitern.

Pension als „Window of Opportunity“

Vor allem Männer*, die in ihrem Erwerbsleben stark an traditionelle Männlichkeitsanforderungen und damit an die Rolle des Familienernährers gebunden waren, erleben mit dem Ende der Erwerbsphase eine Veränderung ihrer gesellschaftlichen Rolle. Der Wegfall der klassischen Versorgerfunktion schafft zuweilen Raum, um sich stärker in unbezahlte Arbeit einzubringen. Eine Interviewteilnehmerin beschrieb diese Entwicklung:

„Mein Mann hat sich erst nach der Pensionierung stärker in den Haushalt eingebracht. Früher war das für ihn einfach nicht Teil seines Selbstbildes – jetzt hat er Zeit und sieht, was alles gemacht werden muss.“

(50 OP, weiblich, 61 J)

Männer*, die nach der Pensionierung mehr Verantwortung für Care-Arbeit übernehmen, tragen dazu bei, dass starre Rollenmuster aufgelockert werden. Auch Männern*, die zu einer Zeit Vater werden, in der sie nicht mehr dem Druck einer vollen Erwerbstätigkeit ausgesetzt sind, können sie sich intensiver mit unbezahlter Arbeit beschäftigen. Während jüngere Elternteile oft Schwierigkeiten haben, Arbeits- und Familienleben miteinander zu vereinbaren, ermöglicht die Pensionierung älteren Vätern, eine engere Bindung zu ihren Kindern aufzubauen.

Ähnlich verhält es sich mit Großvätern, die oft eine entspanntere und emotional zugänglichere Rolle in der Familie einnehmen als Väter in ihrer Erwerbsphase. Eine Interviewteilnehmerin beschrieb die Sichtweise ihres Vaters, der aktuell eine enge Beziehung zu seinem Enkel hat, sich aber eigentlich gewünscht hätte, in ähnlicher Weise schon mit seinen eigenen Töchtern eine solche Nähe oder gemeinsame Aktivität erlebt zu haben.

„Mein Papa sagte von sich selbst: So wie es jetzt mit dem Enkel ist, hätte er es eigentlich gerne mit uns Töchtern gehabt. Genau. Also einfach mehr Zeit füreinander haben. Er war

der große Lehrer, war in den Ferien viel präsent und in den Sommerferien. Das war natürlich super.“

(02 OP, weiblich, 39 J)

Die Aussage der Befragten verweist auf eine biografische Diskrepanz zwischen der damaligen Vaterrolle und der heutigen Großvaterrolle. Während in der Vater-Tochter-Beziehung kontinuierliche gemeinsam verbrachte Zeit offenbar fehlte, werden diese Qualitäten nun gegenüber dem Enkelkind gelebt. Sichtbar wird hier einerseits ein Wandel in den Möglichkeiten, Männlichkeit und Fürsorge zu verbinden: Was in einer früheren Generation durch Vollzeiterwerbsarbeit und möglicherweise traditionelle Rollenerwartungen blockiert war, scheint in der Großvaterrolle leichter realisierbar. Andererseits verweist die Aussage möglicherweise auch auf ein fortbestehendes Spannungsverhältnis: Die Tochter könnte die neue Zuwendung ambivalent erleben – sie erkennt die Veränderung an, verweist zugleich aber auf eine verpasste eigene Erfahrung. Damit lässt sich dieser Befund als Ausdruck dafür deuten, dass Care-Praktiken nicht nur gesellschaftlich, sondern auch biografisch und intergenerationell transformiert werden.

Politische Legitimität vielfältiger Familienformen & gesetzliche Regelungen für gleichberechtigte Karenz

Gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind entscheidend, wenn es um strukturelle Gleichstellung geht. Politische Maßnahmen, die unterschiedliche Familienmodelle rechtlich absichern, schaffen die Voraussetzung dafür, dass Vielfalt im Lebensentwurf gelebt werden kann. Doch es bestehen noch Hürden, wie eine Interviewpartnerin betonte: *„Für alternative Familienformen gibt es noch immer viele Hürden, sei es bei der Adoption oder in der rechtlichen Absicherung“* (21 JS, weiblich, 31 J). Umso wichtiger sind gesetzliche Regelungen, die eine gleichberechtigte Aufteilung von Sorgearbeit begünstigen. Ein zentraler Wirkfaktor auf der Makro-Ebene ist die gesetzliche Gestaltung von Karenzregelungen. Aktuelle Strukturen führen oft dazu, dass Frauen* längere Zeit in Karenz bleiben und Männer* schneller wieder in den Beruf zurückkehren. Gleich aufgeteilte und nicht-übertragbare Karenzzeiten (50:50 use-it-or-lose-it Regelungen) begünstigt eine gerechtere Verteilung der Care-Arbeit. Eine Interviewpartnerin beschrieb, wie sich ihr Partner bewusst für eine längere Karenz entschied und dies durch betriebliche Regelungen erleichtert wurde: *„Mein Partner war es einfach wichtig. Karenz war sehr stark von ihm auch der Wunsch, dass er das machen möchte. Und auch die Teilzeit war für ihn selbstverständlich“* (33 OP, weiblich, 35 J). Gesetzliche Anpassungen könnten solche individuellen Entscheidungen strukturell unterstützen und dadurch eine ausgewogene Ressourcenteilung in der Partnerschaft fördern.

3.4.5 Exkurs: Faktoren, die in Richtung nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen wirken

Auch Wirkfaktoren in Richtung nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen konnten aus den GEQ-AT Interviews generiert werden, die hier in einem kurzen Exkurs dargestellt werden sollen.¹⁹ Auch hier wird zwischen den vier Ebenen (Onto-, Mikro-, Meso-, Makro-Ebene) unterschieden:

Tabelle 6: Übersichtstabelle zu Wirkfaktoren nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen, abgeleitet aus den GEQ-AT Interviews

ONTO (individuelle Ebene)	MIKRO (nahe soziale Beziehungen)
<ul style="list-style-type: none"> – „Man Box“ Sozialisation – Podestmännlichkeit – Misstrauen gegenüber Care Fähigkeiten von Männern* – Mutterrolle als primärer Identitätsmarker – Kontroll-Muster – Transgenerative Relativierung von Arbeitsteilungsmodellen – Intragenerative Relativierung von Arbeitsteilungsmodellen 	<ul style="list-style-type: none"> – Kinder – Abhängige Beziehungen, Unverlässlichkeit – Geografisch weite räumliche Trennung – Transgenerative ökonomische Abhängigkeit – Reduktion auf männliche „Helfer“-Rolle – Umkehrung der Geschlechterstereotypen hinsichtlich Erwerbsarbeit nicht aber hinsichtlich Care-Arbeit
MESO (Organisationen)	MAKRO (gesellschaftliche Rahmenbedingungen)
<ul style="list-style-type: none"> – Behindernde Arbeitsregulative – Architektur der sozialen Kontrolle – Non-Caring Companies 	<ul style="list-style-type: none"> – Mangelhafte institutionelle Kinderbetreuung – Ausgleichsstrategien – Komplexe und verwirrende wohlfahrtsstaatliche Regelungen – Gender Pay Gap & Segregation am Arbeitsmarkt

**Wirkfaktoren
Nicht-Ausgewogenheit**

¹⁹ Aufgrund der wissenschaftlichen Schwerpunktsetzung in Richtung Faktoren, die ausgewogene Ressourcenteilung begünstigen, wird hier keine umfassende Darstellung jener Faktoren angestrebt, die diesem Prozess im Wege stehen. Aus Sicht der Autor*innen würde sich hier jedoch ein vertiefender Blick in das bereits gesammelte GEQ-AT Material lohnen und stellt ein Potential für Folgeprojekte dar.

Wirkfaktoren auf der Onto-Ebene

Folgende Faktoren auf der Onto-Ebene, die in Richtung nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen innerhalb der Familie wirken, konnten aus den im Zuge von GEQ-AT durchgeführten Interviews abgeleitet werden:

- „*Man Box*“²⁰ Sozialisation: Das Konzept der „Man Box“ beschreibt die Verinnerlichung enger, traditioneller Männlichkeitsnormen, die Männer* dazu drängen, emotionale Härte, Dominanz und Unabhängigkeit als zentrale Identitätsmarker auszubilden. Diese Normen gehen mit einer systematischen Unterdrückung alternativer Ausdrucksformen – insbesondere von Verletzlichkeit, Fürsorglichkeit und kooperativen Praktiken – einher. Im untersuchten Material zeigen sich zahlreiche Hinweise auf eine solche „Man Box“-Sozialisation. Mehrere männliche Interviewpartner berichteten, dass in ihren Herkunftsfamilien emotionale Zurückhaltung, Schweigen über Gefühle und eine funktionale Rollenverteilung selbstverständlich waren. Diese Muster stehen exemplarisch für die Vorgaben der „Man Box“, in der Abgrenzung, Autonomie und Leistungsorientierung über emotionale Offenheit und gegenseitige Unterstützung gestellt werden. Die Folgen dieser Sozialisation sind auch in aktuellen Paar- und Familienbeziehungen sichtbar: Sie erschwert emotionale Kommunikation, entwertet die Beteiligung von Männern* an Sorgearbeit, stabilisiert eine asymmetrische Verteilung ökonomischer Verantwortung, fördert Aggression und Dominanz statt Kooperation und überträgt die Hauptverantwortung für Care-Arbeit an Frauen*. Da diese Muster bereits in der Kindheit habitualisiert werden, prägen sie die Beziehungspraxis im Erwachsenenalter nachhaltig – häufig zum Nachteil beider Geschlechter, insbesondere jedoch zulasten von Gleichstellung und partnerschaftlicher Aushandlung.
- *Podestmännlichkeit*: Mit dem Begriff „Podestmännlichkeiten“ bezeichnen wir eine Form männlicher Fürsorgepraxis, die auf den ersten Blick progressiv und gleichstellungsorientiert wirkt, in ihrer Umsetzung jedoch häufig tradierte Muster hegemonialer Männlichkeit stabilisiert. Männer*, die diesem Muster folgen, greifen rhetorische Elemente und symbolische Bezüge der Caring Masculinities auf der Einstellungsebene auf. Auf der Verhaltensebene bleibt die tatsächliche Übernahme von Sorgearbeit jedoch begrenzt oder stark eingeschränkt (z.B. einmonatige oder zweimonatige Karenz). Damit entsteht eine Spannung zwischen Anspruch und Praxis: Die demonstrierte Offenheit für Gleichstellung dient als Ressource symbolischer Anerkennung, während die strukturelle Priorisierung von Erwerbsarbeit bestehen bleibt. In den Interviews zeigte sich dies etwa daran, dass Väter offiziell eine Karenzzeit in Anspruch nahmen, diese jedoch als persönliche Erholungsphase von der Erwerbstätigkeit nutzten. Die alltägliche Betreuung wurde in diesen Fällen weiterhin überwiegend von der Mutter übernommen – teilweise dadurch, dass diese parallel Urlaub konsumierte, um die Versorgung der Kinder sicherzustellen. Der Begriff „Podestmännlichkeit“ verweist somit auf die Inszenierung von Fürsorge als besondere Leistung, die hervorgehoben und öffentlich sichtbar gemacht wird. Die zugrunde liegende Logik ist dabei, sich mit einer begrenzten oder symbolischen Beteiligung an Care-Arbeit gesellschaftlich als

²⁰ <https://www.equimundo.org/resources/man-box-study-young-man-us-uk-mexico/>

fortschrittlich und fürsorglich zu positionieren, ohne die bestehenden geschlechterungleichen Arbeitsteilungen grundlegend zu verändern.

- *Misstrauen gegenüber Care-Fähigkeiten von Männern**: Misstrauen gegenüber den Care-Fähigkeiten von Männern* verstärkt Geschlechterungleichheit, da es die Vorstellung zementiert, dass Fürsorge primär weiblich konnotiert und männlicher Kompetenz entzogen sei. Ein Beispiel dafür fand sich in einem Interview mit einem Vater, der Teil einer Regenbogenfamilie aus zwei homosexuellen Müttern und zwei homosexuellen Vätern ist. Trotz seines Engagements erlebte er indirekt, dass sich traditionelle Geschlechtermuster fortsetzen, da ihm und seinem Partner Caring-Fähigkeiten von anderen Müttern bis zu einem gewissen Grad abgesprochen wurden. Dieses Misstrauen führt dazu, dass Väter oft nicht als gleichwertige Betreuungspersonen eingeplant werden, wodurch Frauen* systematisch in die Hauptverantwortung gedrängt und echte Aufteilung verhindert wird.
- *Zentrierung der Mutterrolle*: Eine starke Ausrichtung des Lebens auf die Mutterrolle kann zur Verfestigung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten beitragen. Sie stabilisiert tradierte Rollenzuschreibungen und erschwert es, alternative Lebensmodelle für Frauen* zu eröffnen oder gesellschaftlich zu legitimieren. Wenn Mutterschaft als nahezu ausschließliche Lebensaufgabe verstanden wird, führt dies häufig zu einer ungleichen Verteilung von Sorgearbeit: Väter werden dadurch tendenziell von Care-Aufgaben ausgeschlossen oder als weniger bzw. nicht ausreichend kompetent angesehen. Im Material findet sich ein prägnantes Beispiel: Ein Interviewpartner berichtete, dass seine Mutter ihre gesamte Lebensführung auf die Familie ausrichtete, soziale Kontakte weitgehend abbrach und ihre berufliche Laufbahn dauerhaft zurückstellte. Er schilderte: „*meine Mutter hatte diese Vorstellung, als Mutter hat man keine Freundinnen und trifft niemand anderen, sondern ihre einzige Aufgabe [ist es], sich um Familie zu kümmern*“ (49 OP, männlich, 47 J).
- *Kontrollmuster*: In einem Interview wurde das Bedürfnis geschildert, „*die Zügel nicht aus der Hand zu geben*“ (22 ES, weiblich, 48 J). Die Befragte verband damit die Haltung, Aufgaben lieber selbst zu übernehmen, anstatt sie zu delegieren. Dieses Muster wirkt sich in zweifacher Hinsicht auf Geschlechterverhältnisse aus: Zum einen bedeutet ein hoher Grad an Kontrolle eine erhebliche Belastung für die ausführende Person, da hierfür kontinuierlich Zeit- und Energieressourcen gebunden werden. Zum anderen erschwert es die Entwicklung egalitärer Strukturen in der Aufteilung von Sorgearbeit, weil ausgewogene Aufteilung von Sorgearbeit nur dann entstehen kann, wenn Vertrauen in die Fähigkeiten des Partners zur Care-Praxis vorhanden ist (vgl. auch oben: *Misstrauen gegenüber Care-Fähigkeiten von Männern**).
- *Transgenerative Relativierung von Arbeitsteilungsmodellen*: Ein bedeutsamer Wirkfaktor in Richtung nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen ist die transgenerationale Relativierung von Arbeitsteilung. Mehrere Interviewte setzten ihre aktuelle familiäre Arbeitsteilung in Bezug zu den Modellen, die sie in ihrer Herkunftsfamilie erlebt hatten. So beschrieben Befragte für die aktuelle Situation ein Zuverdiener*innen-Modell, während in ihrer Herkunftsfamilie noch ein klassisches Breadwinner-Modell dominierte. Im direkten Vergleich erschien die eigene Situation daher „progressiver“. Gleichzeitig wurde dabei übersehen,

dass die bestehende Arbeitsteilung keineswegs egalitär ist. Zum Wirkfaktor für eine nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen wird dieses Muster dann, wenn das subjektive Empfinden von Fortschrittlichkeit bereits als hinreichend wahrgenommen wird. Dadurch wird die bestehende Ungleichverteilung stabilisiert, weil der Anspruch auf weitergehende Gleichstellung abgeschwächt oder gar nicht erst formuliert wird.

- *Intragenerative Relativierung von Arbeitsteilungsmodellen:* Neben der transgenerativen Relativierung von Arbeitsteilungsmodellen finden sich in den Interviews auch intragenerative Relativierungen von Arbeitsteilungsmodellen. Dazu hieß es etwa in einem Interview:

*„Die Rollenverteilung meiner Eltern war schon klassisch, würde ich sagen. Also Haushalt, Kinder war der Teil von meiner Mutter (...). [Anmerkung der Autor*innen: Hinsichtlich des Haushaltseinkommens heißt es weiter:] Mein Vater hat das wirklich so verbalisiert und gesagt, das ist nicht irgendwie mein Geld, was ich verdiene, sondern ich verdiene das für die Familie (...). In der Familie meines Mannes war das ganz anders. Da hat tatsächlich mein Schwiegervater das Geld verwaltet und meine Schwiegermutter musste ihn um Haushaltsgeld bitten und hat auch nachweisen müssen, wofür sie es ausgibt.“*

(30 OP, weiblich, 50 J)

Diese Passage macht deutlich, dass die Herkunftsfamilie der Interviewten zwar eine traditionelle Rollenaufteilung zwischen Erwerbs- und Sorgearbeit lebte, das Einkommen jedoch als gemeinsame Ressource betrachtet wurde. Demgegenüber war in der Familie des Partners ein restriktiveres Modell wirksam, in dem der Vater die finanzielle Kontrolle ausübte und die Mutter in eine abhängige Position gedrängt wurde. Solche intragenerativen Vergleiche führen dazu, dass die eigene Situation im Verhältnis zu restriktiveren Modellen als „progressiv genug“ erscheint. Damit können bestehende Muster einer nicht-ausgewogenen Aufteilung von Ressourcen stabilisiert werden, weil die Wahrnehmung relativer Fortschrittlichkeit den Anspruch auf weitergehende Veränderung abschwächt.

Wirkfaktoren auf der Mikro-Ebene

Folgende Wirkfaktoren auf der Mikro-Ebene, die in Richtung nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen innerhalb der Familie wirken, konnten aus dem Material abgeleitet werden:

- *Geburt eines Kindes als Katalysator für Rollentraditionalisierung:* Die Geburt eines Kindes stellt eine biografische Zäsur dar, die in Paarbeziehungen häufig mit einer Verschiebung hin zu ungleichen Arbeitsteilungen verbunden ist. In den Interviews zeigte sich, dass Paare, die zuvor eine egalitäre Partnerschaftsgestaltung lebten, nach der Geburt des Kindes vielfach in traditionelle Muster zurückfielen. Dieser Prozess wurde zum einen durch gesellschaftliche Erwartungshaltungen und normative Vorgaben begünstigt, die bestimmte Rollen für Mütter und Väter „vorsehen“. Zum anderen erschien die Rückkehr zu bekannten Mustern in einer Phase vielfältiger Herausforderungen als eine vergleichsweise naheliegende und kurzfristig entlastende Strategie. Eine Interviewpartnerin schilderte etwa, dass ihre Eltern ursprünglich den Anspruch einer gleichberechtigten Partnerschaft verfolgt

hatten. Mit der Geburt der Kinder wurden jedoch Rollenvorstellungen aus dem familiären und gesellschaftlichen Umfeld erneut wirksam. Diese tradierten Muster setzten sich durch, da sie gesellschaftlich tief verankert waren und in belastenden Lebenssituationen einfacher zu realisieren schienen als egalitäre Arrangements.

- *Finanzielle Abhängigkeiten und Unverlässlichkeit:* Ökonomische Abhängigkeiten in Paarbeziehungen können zur Verstärkung von Machtasymmetrien beitragen und die Verhandlungsmacht der ökonomisch schwächeren Person – häufig der Frau* – einschränken. Dies wirkt sich sowohl auf alltägliche Aushandlungen (z. B. Kinderbetreuung, Haushaltsorganisation) als auch auf grundlegende Entscheidungen (z. B. Wohnortwahl, berufliche Entwicklung) aus. Kommt hinzu, dass getroffene Vereinbarungen nicht eingehalten werden, etwa hinsichtlich der Beteiligung an Care-Arbeit, entstehen zusätzliche Ungleichheiten: Die nicht erbrachte Leistung muss durch die andere Person kompensiert werden, was wiederum bestehende Rollen asymmetrien verstärkt.
- *Räumliche Distanz:* Auch geografische Rahmenbedingungen können als Wirkfaktor für eine ungleiche Aufteilung von Sorgearbeit fungieren. Wenn Wohnorte oder Arbeitswege der Partner*innen weit auseinanderliegen, wird die gleichberechtigte Organisation von Betreuungspflichten erheblich erschwert. Räumliche Distanz führt damit strukturell zu einer ungleichen Verteilung von Sorgearbeit.

Transgenerationale ökonomische Abhängigkeiten: Ökonomische Abhängigkeiten können sich zudem über Generationen hinweg fortsetzen. Ein Beispiel hierfür ist das Wohnen im Haus eines Familienangehörigen – etwa des Großvaters. In solchen Konstellationen kann die ökonomische Abhängigkeit zugleich mit normativen Erwartungen verbunden sein, die eine traditionelle Familienorganisation nahelegen oder einfordern. Die Abhängigkeit wirkt hier nicht nur ökonomisch, sondern auch symbolisch, indem sie bestimmte Rollenvorstellungen verfestigt und alternative Arrangements erschwert.

Umkehrung Geschlechterstereotypen hinsichtlich Erwerbsarbeit nicht aber hinsichtlich Care-Arbeit: Was in einigen Interviews sichtbar wurde, ist die einseitige Umkehrung von Geschlechterstereotypen im Bereich der Erwerbstätigkeit bei gleichbleibender „traditioneller“ Verteilung der Care-Arbeit. So schilderte eine Interviewte, dass sie mehr Erwerbsarbeit leistet als ihr Partner, besser verdient und ihm auch gelegentlich Geld borgt. Hinsichtlich der Care-Arbeit heißt es aber:

„Der mentale Workload ist eindeutig bei mir. Ich denke daran, dass Dinge erledigt werden müssen. Es ist kein Problem zu sagen: Mach das bitte oder sorg dafür. Aber daran zu denken, dass es passiert, die Verantwortung liegt bei mir.“

(51 OP, weiblich, 46 J)

Weiters hieß es im Interview aber auch: *„Also wenn ich mich um alles kümmere, dann (...) habe ich eben das letzte Wort“ (ebd.).* Umgekehrte Geschlechterrollen hinsichtlich Erwerbstätigkeit bei gleichbleibenden stereotypen Geschlechterrollen hinsichtlich Care-Arbeit

fürten zumindest bei diesem Beispiel zu einem unausgewogenen Arbeitsteilungsmodell mit einseitiger statt partnerschaftlicher Entscheidungsmacht.

- *Reduktion auf männliche „Helfer“-Rolle:* Die Positionierung von Vätern in der Familie als „Helfer“ der Mutter – also als unterstützende, nicht aber gleichwertige und eigenständige Sorgeakteure – trägt zur Aufrechterhaltung asymmetrischer Macht- und Arbeitsverhältnisse bei. In diesem Verständnis wird Sorgearbeit nicht als gemeinsame, gleichwertige Elternaufgabe anerkannt, sondern primär der Mutter zugeschrieben. Die väterliche Beteiligung erscheint damit ergänzend und nachrangig. Dieses Muster bildet nicht nur bestehende Geschlechterungleichheiten ab, sondern wirkt aktiv an deren (Re-)Produktion mit, indem es tradierte Rollenzuschreibungen stabilisiert und alternative Formen partnerschaftlicher Aufteilung von Care-Arbeit begrenzt.

Wirkfaktoren auf Meso-Ebene Richtung Ungleichstellung

Folgende Wirkfaktoren auf der Meso-Ebene, die in Richtung nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen innerhalb der Familie wirken, konnten aus dem Material abgeleitet werden:

- *Behindernde Arbeitsregulative:* Arbeitsbedingungen wie Schichtarbeit, lange Arbeitszeiten oder mangelnde Planbarkeit wirken häufig in Richtung Geschlechterungleichheit. Ein prägnantes Beispiel liefert die Erzählung einer Interviewten, die beschrieb, wie sie durch die Arbeitsüberlastung des Vaters litt: *„Es war gar nicht anders möglich, weil mein Vater halt dann wirklich total eingedeckt war mit Arbeit und auch sehr oft am Wochenende gearbeitet hat“ (20 VS, weiblich, 39 Jahre).* In solchen Konstellationen bleibt die unbezahlte Care-Arbeit meist an der Mutter hängen, was langfristig finanzielle Abhängigkeiten und geringere berufliche Entwicklungsmöglichkeiten für Frauen* bedeutet. Insgesamt verdeutlichen mehrere Erzählungen aus den Interviews, dass ungünstige Arbeitsbedingungen – wie Schichtdienste, fehlende Familienarbeitszeitmodelle oder unflexible Arbeitszeiten – eine partnerschaftliche Aufteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit massiv erschwerten und Geschlechterungleichheit in privaten wie beruflichen Sphären verfestigten.
- *Architektur der sozialen Kontrolle:* Wohnverhältnisse können zur Reproduktion von Geschlechterungleichheiten beitragen, wenn sie soziale Kontrolle begünstigen und damit die Durchsetzung traditioneller Geschlechtervorstellungen erleichtern. Ein Interviewbeispiel illustriert dies: Ein Befragter berichtete, in einem Mehrgenerationenhaus aufgewachsen zu sein, in dem der Großvater – stark in traditionellen Rollenmustern verhaftet – im Erdgeschoss wohnte. Da der Zugang zum Haus zwangsläufig an seiner Wohnung vorbeiführte, konnte er alltägliche Bewegungen beobachten und bewerten. Auf diese Weise setzte er normative Vorstellungen darüber durch, „was sich gehört“ und was nicht. Das Beispiel verdeutlicht, dass Architektur nicht nur funktionale Räume bereitstellt, sondern zugleich soziale Praktiken strukturieren und Machtbeziehungen verfestigen kann. In diesem Fall funktionierte die bauliche Anordnung als Verstärker familialer Kontrolle und damit auch als Faktor, der bestehende geschlechterungleiche Rollenvorstellungen stützte.

- *Non-Caring Companies*: Organisationen, die Care-Verpflichtungen ihrer Beschäftigten nicht berücksichtigen, wirken als Verstärker geschlechtsspezifischer Ungleichheiten. Solche „Non-Caring Companies“ benachteiligen insbesondere Personen strukturell, indem sie traditionelle Rollenmuster stützen und alternative Modelle partnerschaftlicher Arbeitsteilung erschweren. Fehlende Rücksichtnahme auf Betreuungsaufgaben führt dazu, dass Erwerbsarbeit und Care-Arbeit in Konkurrenz zueinander stehen und Vereinbarkeit einseitig zur individuellen Bewältigungsaufgabe wird. Im empirischen Material zeigen sich unterschiedliche Facetten dieser Problematik: So berichtete eine Interviewpartnerin, dass sie als Alleinerziehende in einer öffentlichen Einrichtung ihre Arbeitszeiten fortlaufend anpassen musste, da auf Betreuungspflichten keine Rücksicht genommen wurde. Eine andere schilderte, dass ihr nach der Rückkehr aus der Karenz Aufstiegsmöglichkeiten verwehrt blieben, weil Teilzeitbeschäftigung und familienorientierte Arbeitsarrangements im Unternehmen nicht vorgesehen waren. Solche organisationalen Strukturen reproduzieren bestehende Ungleichheiten, indem sie Fürsorgearbeit institutionell abwerten und geschlechterungleiche Verteilungen von Ressourcen und Chancen verfestigen.

Wirkfaktoren auf Makro-Ebene Richtung Ungleichstellung

Folgende Wirkfaktoren auf der Makro-Ebene, die in Richtung nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen innerhalb der Familie wirken, wurden im gesammelten Material ausfindig gemacht:

- *Mangelhafte institutionelle Kinderbetreuung*: Unzureichende oder fehlende Angebote institutioneller Kinderbetreuung tragen erheblich zur Reproduktion geschlechterungleicher Arbeitsteilung bei. Sie führen häufig dazu, dass insbesondere Frauen* ihre Erwerbstätigkeit reduzieren oder ganz aufgeben müssen. In den Interviews wurde beispielsweise berichtet, dass fehlende Nachmittagsbetreuung dazu zwang, die Arbeitszeit regelmäßig zu verkürzen, was berufliche Entwicklungsmöglichkeiten einschränkte. Ebenso schilderten Befragte retrospektiv, dass ihre Mutter in der Kindheit zu Hause bleiben mussten, da es keine ganztägige Betreuung gab.
- *Ausgleichsstrategien*: Wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen, die auf die Abmilderung von Nachteilen durch Care-Arbeit abzielen, können paradoxerweise bestehende Geschlechterstereotype stabilisieren. So etwa das Pensionssplitting: Dabei werden Pensionsbeiträge zwischen Partner*innen aufgeteilt, um die Folgen von Erwerbsunterbrechungen abzufedern. Obwohl diese Regelung Gleichstellung intendiert, reproduziert sie implizit das Bild, dass Frauen* primär für Care-Arbeit verantwortlich sind und Männer* für die materielle Absicherung. Anstatt Rollenmuster zu durchbrechen, kann dadurch deren Reproduktion gefördert werden.
- *Komplexe und verwirrende wohlfahrtsstaatliche Regelungen*: Auch die Gestaltung wohlfahrtsstaatlicher Systeme selbst kann Geschlechterungleichheiten verstärken, wenn ihre Komplexität oder missverständliche Kommunikation dazu beiträgt, dass vor allem Frauen*

die Leistungen in Anspruch nehmen. Im österreichischen Elternkarenzsystem zeigte sich dies deutlich: Einzelne Befragte gingen davon aus, dass Väter höchstens zwei Monate der einkommensabhängigen Karenzvariante beanspruchen dürften – eine Fehlannahme, die durch die gängige Bezeichnung „12 plus 2“ begünstigt wird. Solche Missverständnisse tragen dazu bei, dass Männer* Karenzzeiten seltener oder nur sehr eingeschränkt nutzen.

- *Gender Pay Gap & Segregation am Arbeitsmarkt:* Die geschlechtsspezifischen Einkommensunterschiede sowie die nach Geschlecht segregierte Arbeitsmarktstruktur wirken als zentrale Faktoren der Ungleichheit. Frauen* verdienen im Durchschnitt weniger, verfügen über geringere ökonomische Unabhängigkeit und sind dadurch häufiger von finanziellen Abhängigkeiten betroffen. Dies schränkt ihre Handlungsfreiheit ein und verstärkt traditionelle Rollenzuschreibungen. Im Material finden sich Beispiele, in denen Frauen* trotz qualifizierter Tätigkeiten im öffentlichen Dienst auf finanzielle Unterstützung durch die Herkunftsfamilie angewiesen waren, um die eigene Familie zu versorgen. Andere schilderten, dass der besser verdienende Partner in einer männlich dominierten Branche Vollzeit arbeitete, während die Frau* ihre Erwerbstätigkeit reduzierte – obwohl ursprünglich eine gleichberechtigte Aufteilung beabsichtigt war.

3.5. Gewalt und Gewaltfreiheit in Familie und Partnerschaft

Die Weltgesundheitsorganisation definiert Gewalt folgendermaßen:

„Der absichtliche Gebrauch von angedrohtem oder tatsächlichem körperlichem Zwang oder physischer Macht gegen die eigene oder eine andere Person, gegen eine Gruppe oder Gemeinschaft, der entweder konkret oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Verletzungen, Tod, psychischen Schäden, Fehlentwicklung oder Deprivation führt.“

(WHO 2003, S. 6)

Diese Definition inkludiert verschiedene Gewaltformen (von Einschüchterung, Vernachlässigung bis physische Gewalt) und Gewaltkonstellationen (von größeren Gruppierungen wie Staaten, interpersonaler Gewalt bis Gewalt gegen die eigene Person) sowie unterschiedliche Ausprägungen von Gewalt, die zum Teil offensichtlich und zum Teil schwer erkennbar sind und unterschiedliche Folgen mit sich bringen (vgl. WHO 2003).

In diesem Kapitel werden zentrale Formen von Gewalt – darunter physische, psychische, sexualisierte, soziale sowie materielle Gewalt – definiert und differenziert. Anschließend folgt eine Betrachtung spezifischer Gewaltkonstellationen wie Gewalt im sozialen Nahraum, in Familien, Partnerschaften und gegen Kinder sowie geschlechterbezogene Gewalt gegen Frauen*, Männer* und LGBTQIA+-Personen, jeweils unterlegt mit aktuellen Daten aus Österreich. Im Anschluss werden die Ergebnisse der GEQ-AT Studie zu aktuellen Gewalterfahrungen vorgestellt. Ergänzend werden die Bedingungen für Gewalt und Gewaltfreiheit in der aktuellen Lebenssituation untersucht, wobei ein mehrbenenanalytisches Rahmenmodell herangezogen wird, das Einflussfaktoren auf vier unterschiedlichen Ebenen berücksichtigt. Darauf folgt eine Analyse von Gewalterfahrungen in der Kindheit und die Bedingungen für Gewalt(freiheit) in der Herkunftsfamilie.

Formen der Gewalt

Gewalt tritt in unterschiedlichen Formen auf. Neben den drei bekanntesten Gewaltformen der physischen, psychischen und sexualisierten Gewalt wird in dieser Studie zusätzlich noch zwischen sozialer Gewalt sowie materieller Gewalt unterschieden. Sie können sowohl im analogen, im digitalen sowie im hybriden Raum stattfinden. Diese Gewaltformen und deren Folgen sind teilweise sichtbar und teilweise wirken sie unsichtbar. Dazu lassen sich die Grenzen der Gewaltformen nicht immer klar definieren. Zudem entsprechen die Folgen einer erlebten Gewaltform nicht zwangsläufig der Art der Gewalt selbst – so kann physische Gewalt auch psychische, ökonomische oder soziale Auswirkungen mit sich ziehen, während psychische Gewalt ebenso verschiedenartige Beschwerden zur Folge haben kann. Mit Gewalt sollen andere eingeschüchtert, beherrscht, verletzt oder getötet werden – stets mit dem Ziel, Macht zu demonstrieren, wiederherzustellen oder aufrechtzuerhalten (vgl. Bayerisches Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales, o.D.).

Physische Gewalt

Unter physischer oder körperlicher Gewalt versteht man jede Form der nach außen gerichteten Schädigung oder/und Verletzung einer Person. Darunter fallen jegliche Arten von Misshandlungen wie z.B. „*kneifen, treten, festhalten, Ohrfeige, Schläge, Schläge mit einem Gegenstand, Verbrühungen sowie Verbrennungen, Schnitt- sowie Schussverletzungen, Quetschungen*“ (Gewaltinfo 2025). Im Rahmen dieser Studie subsumiert diese Form der Gewalt jegliche Arten von Handgreiflichkeiten (z.B. Ohrfeige) und körperliche Gewalt mit Verletzungsfolgen.

Psychische Gewalt

Unter psychischer oder seelischer Gewalt versteht man jegliche Form von verbalen aber auch non verbalen oder/und emotionalen Missbrauch. Psychische Gewalt ist im Vergleich zu physischer Gewalt meist schwerer erkennbar, jedoch nicht geringer in den Auswirkungen und Folgen, die bei den Betroffenen hinterlassen werden. Unter diese Gewaltform fallen im Rahmen dieser Studie Beleidigungen, Beschimpfungen, Demütigungen, (emotionale) Erpressung und Nachspionieren. Psychische Gewalt an Kindern weist oft andere Erscheinungsformen auf als zwischen Erwachsenen: So zeigt sich diese vor allem durch Ablehnung und Liebesentzug, Missbrauch zur Befriedigung narzisstischer Bedürfnisse z.B. der Erziehungsberechtigten, Erzeugung von Schuldgefühlen, Vernachlässigung sowie Mobbing z.B. durch Peers (vgl. Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen 2001).

Sexualisierte Gewalt

Unter sexualisierter Gewalt wird jede Form der Gewalt (physisch oder psychisch) verstanden, die Betroffenen eine sexualisierte Handlung aufdrängt oder aufzwingt. Diese Form der Gewalt umfasst

„[S]exuelle belästigende Bemerkungen und Blicke, exhibitionistische Handlungen, absichtliche Berührungen, auch über der Kleidung, verbale sexuelle Belästigungen, das Zeigen von Pornografie, sexuelle Handlungen gegen den eigenen Willen, vollzogene oder versuchte erzwungene Penetration (oral, anal, vaginal).“

(Gewaltinfo 2025)

In dieser Studie wurde diese Gewaltform als „*Aufzwingen sexueller Handlungen*“ definiert. Sexualisierte Gewalt an Kindern „*benennt das sexuell motivierte Ausnützen des Machtgefälles und Abhängigkeitsverhältnisses zwischen einem Erwachsenen oder überlegenen Jugendlichen und einem Kind oder Jugendlichen*“ (Menzel-Holzwarth 2016, S. 9).

Soziale Gewalt

Soziale Gewalt bezeichnet Handlungen, die darauf abzielen, das soziale Leben der Betroffenen gezielt einzuschränken, um Isolation zu erzeugen und Abhängigkeiten zu schaffen oder zu verstärken. Dies umfasst beispielsweise das Verhindern oder Kontrollieren von Kontakten zu Familie, Freund*innen oder Bekannten, die Überwachung von Telefonaten, Chats oder persönlichen Gegenständen wie dem Smartphone sowie das Verbreiten von Lügen über nahestehende

Personen, um Misstrauen zu schüren und Beziehungen zu zerstören. Weitere Ausdrucksformen sozialer Gewalt umfassen das Verbot oder das Verhindern der Berufstätigkeit, das Verweigern der Betreuung von Kindern sowie das Einsperren von Betroffenen (vgl. Frauen helfen Frauen, o.D.; Gewaltinfo 2025). Soziale Gewalt tritt häufig in sozialen, partnerschaftlichen oder sorgebezogenen Kontexten auf, insbesondere gegenüber Kindern, älteren Menschen oder pflegebedürftigen Personen, die in einem besonderen Abhängigkeitsverhältnis stehen (vgl. e.Medpedia o.D.). Im Rahmen dieser Studie wird dabei der Fokus auf den Aspekt der sozialen Gewalt gelegt, welche Kontakteinschränkung zu Verwandten und Freund*innen sowie die Kontrolle persönlicher Sachen (z.B. Smartphone) ohne Einwilligung umfasst.

Materielle Gewalt

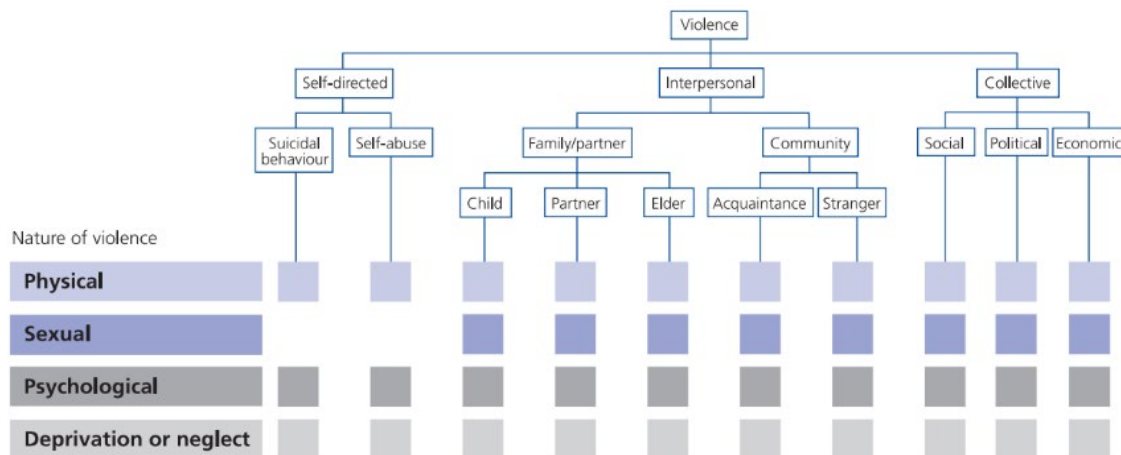
Unter materieller bzw. auch finanzieller oder ökonomischer Gewalt versteht man „*die ungleiche Verfügung über finanzielle Mittel und die Ausnützung von ökonomischer Überlegenheit*“ (Stadt Wien o.D.). Oftmals sind davon Frauen*, ältere Personen oder Menschen mit Beeinträchtigung betroffen. Materielle Gewalt zeigt sich in unterschiedlichen Formen wie z.B. finanzielle Abhängigkeit schaffen oder/und aufrecht erhalten; ungenügend finanzielle Ressourcen für Unterhalt, Haushalt oder die eigene Versorgung oder die anderer Familienmitglieder bereitstellen; Ausbildung oder/und eigenes Einkommen verhindern, entwenden, entziehen; finanzielle Ressourcen geheim halten; Arbeitskraft ausnutzen; eigenes Verwalten oder Erstellen eines Kontos verbieten; Eigentum entwenden, vorenthalten, grundlos fremdverwalten (vgl. Stadt Wien o.D.; Gewaltinfo 2025). In der vorliegenden Studie wurde diese Gewaltform als Kontrolle finanzieller Ausgaben (etwa indem nur limitierte Geldbeträge zur Verfügung stehen) und die Zerstörung persönlicher Gegenstände definiert.

Alle genannten Gewaltformen unterliegen in Österreich klaren gesetzlichen Schutzbestimmungen. Die wichtigsten Grundlagen bilden das Strafgesetzbuch (StGB), das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch (ABGB) sowie spezifische Schutzgesetze wie das Gewaltschutzgesetz. Diese Regelwerke definieren, welches Verhalten als gewaltvoll gilt, und bieten Betroffenen rechtliche Möglichkeiten zum Schutz und zur Sanktionierung von Gewalt. Gleichzeitig unterliegt das Verständnis von Gewalt gesellschaftlichen Normen und historischen Veränderungen. Welche Handlungen als Gewalt anerkannt und rechtlich normiert werden, ist das Ergebnis gesellschaftlicher Aushandlungs- und Definitionsprozesse.

Gewaltkonstellationen

Gewalt zeigt sich nicht nur in unterschiedlichen Formen, sondern tritt auch in unterschiedlichen Situationen, Orten, Zeitpunkten und Konstellationen an Täter*innen und Betroffenen auf.

Abbildung 25: Typologie der Gewalt nach WHO 2003



Quelle: WHO 2003, S. 7

Die Weltgesundheitsorganisation unterscheidet zwischen (a) Gewalt gegen die eigene Person (b) zwischenmenschlicher Gewalt und (c) kollektiver Gewalt. Zwischenmenschliche Gewalt, bzw. interpersonale Gewalt kann zusätzlich zwischen (b1) Gewalt in der Familie und unter Intimpartner*innen und (b2) Gewalt ausgehend von Mitgliedern der Gemeinschaft differenziert werden. Erstere Untergruppierung zeichnet sich dadurch aus, dass Gewalt auf Familienmitglieder und Intimpartner*innen beschränkt ist, während sich Gewalt in der zweiten Untergruppierung auf Personen bezieht, die nicht miteinander verwandt sind und einander nicht unbedingt kennen (vgl. WHO 2003). Diese Unterscheidung zwischen interpersoneller Gewalt durch Partner*innen und Familienmitglieder im sozialen Nahraum oder interpersoneller Gewalt durch Bekannte oder Fremde im öffentlichen Raum ist insofern wichtig, da Männer* und Frauen* unterschiedlich davon betroffen sind (vgl. Scambor & Scambor 2017).

Gewalt im sozialen Nahraum

In der GEQ-AT Studie wird ein besonderer Fokus auf die Gewalt, die von einer anderen Person bzw. von einer kleineren Personengruppe bzw. Haushaltsmitgliedern ausgeht, gelegt – interpersonelle Gewalt im sozialen Nahraum.

Die Begriffe „Gewalt im sozialen Nahraum“, „Gewalt in der Familie“ „häusliche Gewalt“ und „Paargewalt“ werden oft als Synonyme verwendet, obwohl die Begrifflichkeiten meist unterschiedliche Grenzen im Bereich der Personenkonstellationen oder/und geografischen Umstände ziehen. Der Begriff der Familie wird entweder über gemeinsame oder/und adoptierte Kinder, Blutsverwandtschaft oder einen gemeinsamen Wohnort definiert. Der, historisch angeereicherte und mit unterschiedlichen Erwartungen geladene Begriff der Familie beschreibt eine

Organisationsform, die von sozialen Komponenten abhängig ist. Diese verändern sich über die Zeit, geografische Grenzen und Kulturbereiche hinweg, weshalb eine Definition, die keine Familienformen exkludiert so gut wie unmöglich ist. Zudem vermittelt die Bezeichnung „Gewalt in der Familie“, dass es sich um ein innerfamiliäres Problem handelt, wobei die eigentlich zentralen Merkmale der Geschlechterrollen und Machtasymmetrien in den Hintergrund gerückt werden (vgl. Brandstetter 2009). Das Verständnis häuslicher Gewalt ist dem Verständnis von Gewalt in der Familie sehr ähnlich. Der Begriff „Gewalt in der Familie“ fokussiert sich auf die Beziehungsform zwischen den beteiligten Personen, während sich der Begriff „häusliche Gewalt“ auf den früheren oder aktuellen gemeinsamen Wohnsitz fokussiert. Damit werden neben Familienmitgliedern und aktuellen Partner*innen auch Personen inkludiert, die nicht unbedingt eine intime Beziehung miteinander haben, aber z.B. den Wohnsitz teilen oder nicht mehr in einer intimen Beziehung miteinander sind. Oftmals wird der Begriff der Paargewalt, dem der häuslichen Gewalt gleichgesetzt, bzw. wird die Paargewalt als Unterkategorie, als ein Typ der häuslichen Gewalt verstanden. Paargewalt beschreibt jede Form der Gewalt die zwischen aktuellen oder bereits beendenden intimen Beziehungen, Paarbeziehungen stattfindet. Im Vergleich zu den bereits genannten Gewaltkonstellationen ist der Begriff des sozialen Nahraums noch weiter gefasst und inkludiert auch Personen, die in einer diversen Beziehungsform zueinanderstehen (romantisch, nicht traditionelle Beziehungen, Bezugspersonen etc.). Der Begriff des sozialen Nahraums fokussiert sich dabei auf eine lokale Grenze (geografisches Umfeld, Häufigkeit des Kontakts etc.) und schließt neben dem Wohnsitz beziehungsweise dem privaten Raum, auch andere sozialräumliche Umgebungen ein (z.B. Arbeitsplatz, Nachbarschaft).

Gewalt im sozialen Nahraum stellt eine spezifische Form interpersoneller Gewalt dar, die vor allem durch Intimität und Nähe zwischen Täter*innen und Betroffenen gekennzeichnet ist. In Österreich bestand 2024 in etwa 60% der Fälle von Gewaltkriminalität ein Bekanntschaftsverhältnis zwischen Täter*innen und Betroffenen (vgl. Bundesministerium für Inneres 2025). Besonders Frauen* sind von Gewalt im sozialen Nahraum betroffen: Während Männer* Gewalt primär im öffentlichen Raum erleben, erfahren Frauen* körperliche Übergriffe überwiegend in der Partnerschaft (29,1%) oder innerhalb der Familie (25,2%) (vgl. Kapella et al. 2011). Psychische Gewalt ist die am häufigsten berichtete Form in der Partnerschaft, wobei 44,5% der Frauen* und 28,1% der Männer* angaben, psychische Übergriffe in der Partnerschaft erlebt zu haben (vgl. Kapella et al. 2011).

Trotz eines leichten Rückgangs der registrierten Fälle von Gewalt in der Privatsphäre im Jahr 2024 um 2,5% im Vergleich zum Vorjahr, zeigt die langfristige Entwicklung seit 2018 einen deutlichen Anstieg: Die Zahl der Fälle stieg von 15.077 im Jahr 2018 auf 20.080 im Jahr 2024 (vgl. Bundesministerium für Inneres 2025). Diese Zahlen verdeutlichen die hohe Relevanz und Persistenz von Gewalt im sozialen Nahraum, insbesondere in engen sozialen Beziehungen.²¹

²¹ Im Anhang findet sich eine detaillierte Beschreibung und Sekundäranalyse der vier Gewaltkonstellationen: Gewalt in der Familie, häusliche Gewalt, Paargewalt und Gewalt im sozialen Nahraum.

Gewalt gegen Kinder

„*Kindesmissbrauch (...) umfasst körperliche, sexuelle und psychische Misshandlung und Vernachlässigung*“ (WHO 2003, S. 621). Die UN-Kinderrechtskonvention von 1989 sichert Kindern grundlegende Rechte, darunter Schutz vor Gewalt, Recht auf Bildung, Partizipation und Gesundheit. In Österreich wurden zentrale Kinderrechte 2011 in die Verfassung aufgenommen, einschließlich des gesetzlichen Gewaltverbots in der Erziehung (vgl. Filler 2019).

Trotz dieser rechtlichen Rahmenbedingungen bleibt Gewalt in der Kindheit ein weit verbreitetes Phänomen: Laut der österreichischen Prävalenzstudie von Kapella et al. haben rund drei Viertel der Befragten als Kind psychische und/oder physische Gewalt erfahren, wobei sich diesbezüglich kaum Unterschiede zwischen Männern* und Frauen* zeigen. Besonders alarmierend ist, dass jede vierte Frau* und jeder achte Mann* in der Kindheit sexuelle Gewalt erlitten hat (vgl. Kapella et al. 2011).

Die Häufigkeit von Gewalt ist zudem altersabhängig: Ältere Befragte berichten häufiger von Gewalterfahrungen, was auf einen gesellschaftlichen Wandel hindeutet, der körperliche Züchtigung zunehmend ablehnt (vgl. Kapella et al. 2011). Dennoch bleiben die Schule und die Familie die zwei häufigsten Orte der Gewalterfahrung in der Kindheit. Kinder erleben vor allem in der Familie psychische und physische Gewalt, während Gewalt in der Schule – insbesondere psychische Gewalt – vor allem von Mitschüler*innen ausgeht. Die Täter*innen variieren geschlechtsspezifisch: Frauen* berichten häufiger von Gewalt durch Mütter, Männer* durch männliche Mitschüler*. Sexuelle Gewalt wird überwiegend durch männliche Täter* ausgeübt, häufig auch durch unbekannte Personen (vgl. Kapella et al. 2011). Offizielle Kriminalstatistiken verdeutlichen, dass viele Gewaltdelikte gegen Kinder angezeigt werden: Im Jahr 2016 wurden in Österreich 6.914 Opfer unter 18 Jahren von strafbaren Handlungen gegen Leib und Leben, 4.714 Opfer von strafbaren Handlungen gegen die Freiheit und 2.176 Opfer von strafbaren Handlungen gegen die sexuelle Integrität und Selbstbestimmung registriert. Die tatsächliche Zahl der betroffenen Kinder dürfte jedoch weitaus höher sein, da von einer erheblichen Dunkelziffer auszugehen ist (vgl. Bundesministerium für Inneres 2022).

Ein Exkurs in die Thematik der gewaltfreien Erziehung zeigt: Trotz des gesetzlichen Verbots von Gewalt in der Erziehung seit 1989 und einer zunehmenden gesellschaftlichen Ablehnung von körperlicher Gewalt besteht weiterhin ein ambivalentes Verständnis. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung (ca. 56%) sieht gewaltfreie Erziehung als Ideal, jedoch befürwortet etwa ein Fünftel leichte körperliche Strafen und ebenso viele halten drastischere Maßnahmen für gelegentlich notwendig (vgl. Gallup Institut 2020).²²

Geschlechterbezogene Gewalt

Geschlechterbezogene Gewalt ist:

²² Im Anhang findet sich eine ausführliche Darstellung und Sekundäranalyse zum Thema Gewalt gegen Kinder in Österreich, ergänzt durch einen Exkurs zum Status quo der gewalt(freien) Erziehung.

„(...) jede Verletzung der körperlichen oder seelischen Integrität einer Person, welche mit der Geschlechtlichkeit des Opfers und des Täters zusammenhängt und unter Ausnutzung eines Machtverhältnisses durch die strukturell stärkere Person zugefügt wird.“

(Hagemann-White 2008, S. 8)

Geschlechterbezogene Gewalt kann sich gegen alle Genderformen richten, wobei Frauen* und Mädchen*, unabhängig von ihrem Alter und ihrer Herkunft, die am häufigsten von geschlechterbezogener Gewalt betroffenen Personengruppe darstellen. Diese Gewaltform basiert auf dem in der Gesellschaft tief verwurzelten Geschlechterungleichgewicht und den damit verbundenen Machtunterschieden (vgl. EIGE o.D.).

Im Fokus dieses Kapitels stehen die geschlechterspezifische Gewalt gegen Frauen*, die Gewalt gegen Männer* sowie die Gewalt gegen LGBTIQ+ Personen. Eine ausführliche Sekundäranalyse der zugrunde liegenden Studien und Daten ist im Anhang zu finden.

Gewalt gegen Frauen* umfasst jene Gewaltformen, die Frauen* entweder unverhältnismäßig stark betreffen oder die sie aufgrund ihres (zugeschriebenen) Geschlechts erleben. Die Istanbul-Konvention definiert diese Gewalt als strukturell bedingt und als Ausdruck eines gesellschaftlich verankerten Machtgefälles zwischen Männern* und Frauen*. Die Prävalenzdaten (Statistik Austria 2022) und Kriminalstatistiken verdeutlichen die Dimensionen dieser Gewalt: In Österreich erlebten 34,5% der Frauen* im Alter von 18 bis 74 Jahren in ihrem Leben körperliche oder sexuelle Gewalt. Hohe Prävalenzraten körperlicher Gewalt finden sich sowohl innerhalb als auch außerhalb intimer Partnerschaften; etwa jede vierte Frau* war ab dem 15. Lebensjahr betroffen. Zudem berichteten 24% der befragten Frauen* von sexueller Gewalt, und jede fünfte Frau* war bereits Opfer von Stalking (Statistik Austria 2022). Die Mordstatistiken zeigen ein auffälliges Bild: Seit 2015 ist in Österreich ein kontinuierlich höherer Anteil weiblicher Mordopfer im Vergleich zu Männern* zu verzeichnen – ein im europäischen Vergleich auffälliges Muster. Auch wenn 2024 ein leichter Rückgang zu beobachten war, bleiben Frauen* überproportional häufig von tödlicher Gewalt betroffen.

Auch Männer* erfahren geschlechterbezogene Gewalt, wenngleich diese häufig weniger sichtbar ist. Gewalt an Männern* findet überwiegend im außerhäuslichen Bereich statt, häufig durch andere Männer*, und wird oft bagatellisiert oder nicht als Gewalt anerkannt. Gewalt an Männern* steht in engem Zusammenhang mit Männlichkeitsnormen und der Reproduktion hegemonialer Männlichkeitsvorstellungen, was auch zur Untererfassung beiträgt. Während Männer* häufiger physische Gewalt erleben (61,4% gegenüber 56,8% bei Frauen*), sind sie seltener von sexualisierter Gewalt betroffen: Lediglich 8% der Männer* gaben an, intime Berührungen gegen ihren Willen erlebt zu haben, während dies 25,7% der Frauen* betraf. Die Prävalenz psychischer Gewalt liegt bei Männern* und Frauen* auf hohem Niveau, doch Frauen* berichten häufiger von Situationen, die als bedrohlich erlebt wurden. Ein spezifisches Augenmerk liegt auf der fehlenden Datengrundlage: Österreich verfügt bislang über keine umfassende nationale Erhebung zu Gewalt an Männern*, was die Sichtbarkeit und Anerkennung dieser Gewaltform erheblich erschwert. Die vorliegenden Daten, etwa aus der polizeilichen Kriminalstatistik,

deuten jedoch auf relevante Betroffenheiten hin, insbesondere im Bereich von Gewalt gegen Leib und Leben. (Vgl. Kapella et al. 2011)

LGBTIQ+ Personen stellen eine weitere vulnerable Gruppe dar, die aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Geschlechtsidentität, ihres Geschlechtsausdrucks oder ihrer sexuellen Orientierung gezielt von Gewalt betroffen ist. In einer Gesellschaft, die von einer binären und heteronormativen Geschlechterordnung geprägt ist, wird Gewalt gegen LGBTIQ+ Personen als Ausdruck von Vorurteilen und struktureller Diskriminierung verstanden. Rund 5% aller LGBTIQ+ in Österreich werden jährlich Opfer von Körperverletzung – das Risiko ist damit zehnmal höher als in der Gesamtbevölkerung (vgl. Hart 2015). Besonders gefährdet sind junge Männer* zwischen 18 und 35 Jahren, oft in städtischen Umgebungen. Laut der FRA-Studie (2020) haben 11% der Befragten in den letzten fünf Jahren körperliche oder sexualisierte Gewalt erfahren. Die Dunkelziffer bleibt hoch, da nur ca. 3% der Betroffenen die Vorfälle zur Anzeige bringen. Zudem verdeutlichen die mangelnde Datengrundlage und das häufig unsichtbare Ausmaß dieser Gewalt die Dringlichkeit weiterer Forschung und Maßnahmen.

Formen der Gewalt und Gewaltn constellationen in der aktuellen (und vergangenen) Lebenssituation

Vor dem Hintergrund der zitierten Studien, liefert die Befragung im Rahmen der GEQ-AT Studie aktuelle Zahlen von der Betroffenheit verschiedener Formen von Gewalt. In Anlehnung an die Studie von Statistik Austria (2022), die Frauen* zwischen 18 und 74 Jahren befragte, die zum Zeitpunkt der Erhebung bereits zumindest einmal in einer intimen Beziehung waren, wurde für die GEQ-AT Befragung der Zeitraum der Beantwortung der Fragen auf die letzten 12 Monate eingegrenzt²³.

Der Großteil der Befragten im Rahmen der GEQ-AT Studie erlebte in der aktuellen bzw. vergangenen Partnerschaft in den letzten 12 Monaten keine Gewalt: Dies geben 87% der weiblichen und 85% der männlichen Befragten an. Die häufigste Form der Gewalt ist die psychische, davon sind 11% der Befragten betroffen. Darunter fallen sowohl Beleidigungen, Beschimpfungen und Demütigungen wie auch (emotionale) Erpressung und Nachspionieren.

Geschlechterunterschiede ergeben sich bei der erlebten sozialen Gewalt, worunter Kontakteinschränkungen zu Verwandten oder Freund*innen wie auch die Kontrolle persönlicher Sachen (beispielsweise des Smartphones) zusammengefasst werden. Davon sind 3% der weiblichen Befragten und 6% der männlichen Befragten in ihrer Partnerschaft betroffen.

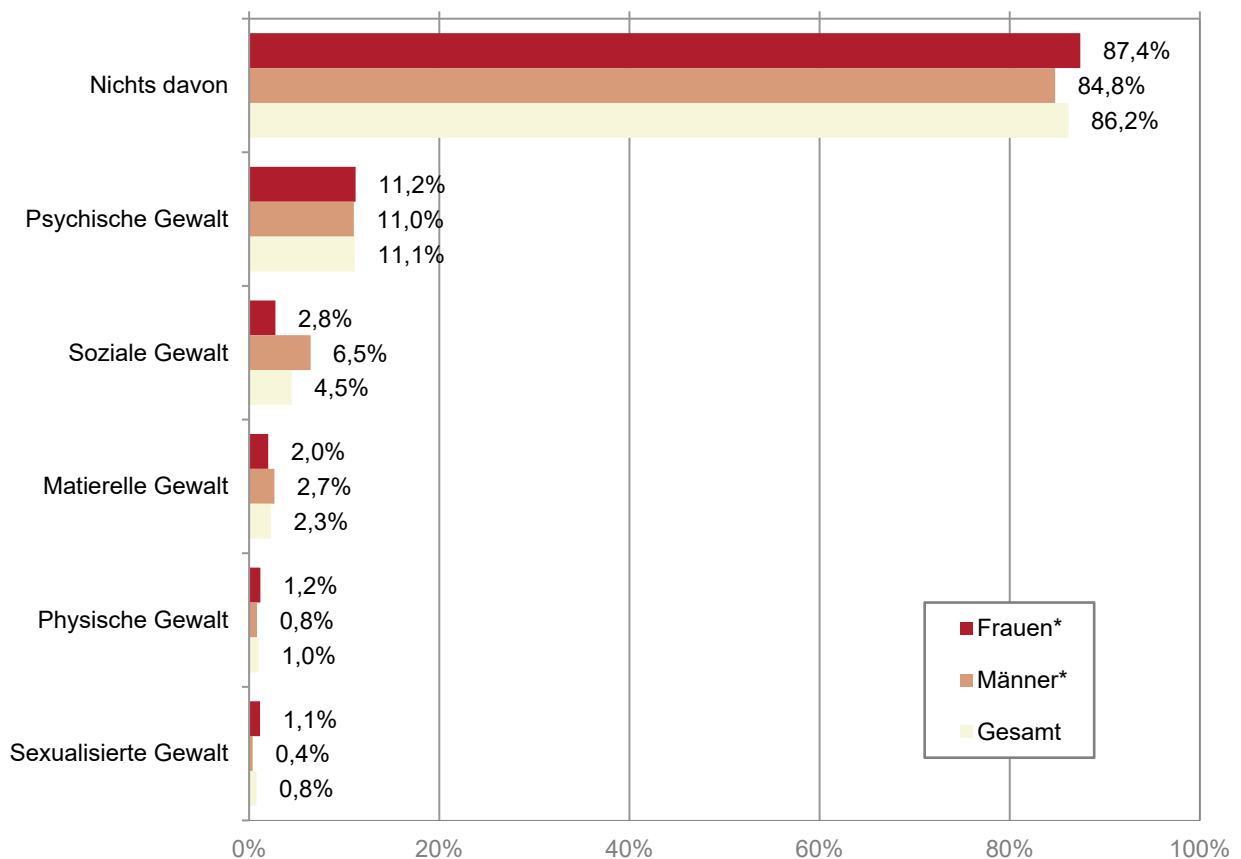
Von materieller Gewalt d.h. Kontrolle der finanziellen Ausgaben (etwa indem limitierte Geldbeträge zur Verfügung gestellt werden) oder Zerstörung von Sachen waren über 2% der Befragten betroffen. Von körperlicher Gewalt (konkret Handgreiflichkeiten und körperliche Gewalt mit Verletzungsfolgen) sowie sexualisierte Gewalt (das Erzwingen sexueller Handlungen) waren

²³ In der Studie der Statistik Austria wurde die Lebenszeitprävalenz, die Betroffenheit von Gewalt innerhalb der letzten 12 Monate sowie der letzten fünf Jahre abgefragt.

in den letzten 12 Monaten jeweils rund 1% der befragten Frauen* und Männer* betroffen (ähnlich den Anteilen in der Prävalenzstudie der Statistik Austria (2022), die sich allerdings nur auf Frauen* bezog).

Entlang anderer soziodemografischer Merkmale (wie Alter, Bildung, Wohnort) sind keine signifikanten Gruppenunterschiede in der Gewaltbetroffenheit feststellbar.

Abbildung 26: Gewalterfahrungen in Partnerschaft in den letzten 12 Monaten (Mehrfachnennung möglich), nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.206, n miss=41, gewichtete Stichprobe.

Rund die Hälfte der Befragten hat auf die gewaltvollen Erlebnisse in der Partnerschaft nicht reagiert, 14% haben sich Unterstützung geholt. Dabei wurden vorwiegend die Familie, Bekannte bzw. der Freundeskreis hinzugezogen, aber auch Ärzt*innen bzw. die Versorgung im Krankenhaus spielt eine wichtige Rolle. Geringere Inanspruchnahmen zeigen sich hinsichtlich telefonischer Beratungen und Hilfsangebote, Frauenhäusern sowie der Polizei.

Wie gestaltet sich die Situation nun für die Befragten als Täter*innen? 7% der Frauen* und 8% der Männer* geben an, in ihrer Partnerschaft in den letzten 12 Monaten Gewalt ausgeübt zu haben. Somit sind keine signifikanten Unterschiede entlang des Geschlechts gegeben. Dies trifft auch auf andere soziodemografische Merkmale wie Alter, Wohnort oder Bildungsniveau zu.

Ähnlich der Gewalterfahrung in der Partnerschaft wird auch auf die Gewaltausübung seitens der Partner*innen häufig nicht reagiert - 46% der Befragten geben dies an. Bei 9% hat sich der*die Partner*in professionelle Hilfe oder Unterstützung geholt.

Die Interviews legen nahe, dass ein Grund für die geringe Inanspruchnahme professioneller Unterstützung in der Schwierigkeit der Befragten liegt, über Gewalt zu sprechen. Gewalterfahrungen in der Kindheit wurden vergleichsweise offen thematisiert, während über aktuell erlebte Gewalt deutlich zurückhaltender gesprochen wurde. Besonders selten wurde von selbst ausgeübter Gewalt berichtet – sowohl im Hinblick auf die Kindheit als auch auf die aktuelle Lebenssituation. Diese Erkenntnis lässt sich auf drei mögliche Faktoren zurückführen:

(1) Zum einen könnte sie auf eine positive gesellschaftliche Entwicklung hinweisen, in der Gewalt im familiären Kontext rückläufig ist.

(2) Zum anderen ist nicht auszuschließen, dass gegenwärtige Gewalterfahrungen aufgrund individueller und gesellschaftlicher Hemmnisse seltener offengelegt werden. Sichtbar wurde die Erkenntnis, dass Befragte leichter über vergangene Gewalt sprechen als über aktuelle Gewalt, indem Befragte häufiger Pausen machten oder mehrfach nachgehakt werden musste, bevor sie bereit waren, über aktuelle Gewalt zu sprechen. Zudem kam es vor, dass Erlebnisse geschildert, jedoch nicht als Gewalt benannt wurden. Deutlich erkennbar wird das im folgenden Interviewausschnitt. Auf die Frage „Inwiefern war Gewalt ein Thema im Familienkontext?“ antwortete der Befragte:

„Also in meiner Kindheit war das schon so gang und gäbe, so zu reden. Ja so Popsch verhaufen, also durchhauen, also Hintern versohlen oder Ohrfeigen, das war ja schon normal prinzipiell in diesen Zeiten.“

(26 JS, männlich, 49 J)

Wird die Aufmerksamkeit später auf aktuelle Konflikte innerhalb der Familie gelenkt, zeigt sich eine zögerliche Reaktion: *„Das ist kein lustvolles Thema, aber ich verstehe schon [das Nachfragen]. Die Freiwilligkeit [für Gewalt] ist nicht gegeben“* (26 JS, männlich, 49 J). Im weiteren Verlauf des Gesprächs reflektiert der Befragte zuerst seine eigenen Idealvorstellungen zu Zusammenleben sowie dazugehörige Erfahrungen und benennt erst allmählich auch Grenzüberschreitungen: *„Es gibt keine Schläge und keine Übergriffe. So in der Hinsicht. So traditionell, wie ich es gesagt habe, so durch Hauen und Watschen. Aber so mit Festhalten“* (Ebd.). Auffällig ist hierbei die steigende Unsicherheit in der Sprache und die Reflexion darüber, dass das Thema mit Scham behaftet ist:

„Da komme ich schon mit dieser körperlichen Komponente in einen Bereich, der vielleicht schon als Gewalt bezeichnen kann und das ist nicht nett. Also fürs Kind schwierig ist oder nicht schön ist. Und [über mich diese] Scham kommt, (...) dass wenn man das dann sich eingesteht, man also aber diesen Gewaltkreislauf ja kennt. Das ist ja interessant. Mhm hm.“

(26 JS, männlich, 49 J)

Soziale Scham, Angst vor negativen Konsequenzen oder der Wunsch nach sozialer Anerkennung spielen bei der Offenlegung von Gewalterfahrungen eine entscheidende Rolle. Im Zuge dessen wird sichtbar, inwiefern das Thema Gewalt in der aktuellen Gesellschaft als Tabuthema gilt und eine Thematisierung einschränkt.

(3) Besonders die Thematisierung eigener Gewaltausübung scheint mit zusätzlichen Hemmnissen verbunden zu sein - die eigene Täter*innenschaft wird kaum angesprochen. Gründe dafür könnten in der Angst vor sozialer Verurteilung, in Schamgefühlen und im Bestreben liegen, ein positives Selbstbild aufrechtzuerhalten.

Aufbauend darauf zeigt sich, dass es vielen Befragten schwerfiel, Gewalt explizit als solche zu benennen. In mehreren Interviews wurde Gewalterfahrungen geschildert, dennoch verneinten die Befragten auf direkte Nachfrage oftmals, dass es sich dabei um Gewalt handelt. Folgendes Beispiel illustriert, inwiefern eine gängige Erziehungsmethode, die eindeutig als Gewalt eingestuft werden kann, von den Betroffenen selbst nicht als Gewalt wahrgenommen wird:

*„Interviewer*in: Sie haben vorhin den Klaps auf den Hintern angesprochen. Hat es da irgendwie auch andere Sanktionen geben. War Gewalt ein Thema?“*

Befragte: Nein Nein, nein. Ich kann mich auch nicht an viele Situationen erinnern, wo es den Klaps auf den Po gab. Ich weiß, dass das damals eine übliche Erziehungsmethode war, aber Gewalt war kein Thema, also weder uns gegenüber noch anderen oder so.“

(56 VS, weiblich, 30 J)

Hier wird deutlich, dass körperliche Strafe nicht als Gewalt, sondern als eine gesellschaftlich akzeptierte Erziehungsmethode zur Disziplinierung eingestuft wird.

In den Interviews sowie in der quantitativen Datenerhebung wird sichtbar, dass auch verschiedene Gewaltformen gleichzeitig oder aufeinanderfolgend erlebt werden. Während dies in den qualitativen Interviews häufiger thematisiert wurde, gaben in der quantitativen Umfrage lediglich 4% der Befragten an, mehr als eine Gewaltform gleichzeitig oder aufeinanderfolgend erlebt zu haben. Ein möglicher Grund für diesen Unterschied liegt in der Methodik: Während qualitative Interviews narrative Schilderungen ermöglichen, erfordern quantitative Erhebungen eine subjektive Einstufung als Gewalt, was eine Unterschätzung begünstigen könnte.²⁴ Deutlich gemacht wird die Kombination der Gewaltformen unter anderem in folgendem Interview, in dem die Befragte über regelmäßiges gegenseitiges Aufstacheln, Streiten und fehlende Unterstützung sowie körperliche Gewalt in der aktuellen Beziehung berichtet:

²⁴ In den qualitativen Interviews berichteten die Befragten von ihren Erfahrungen, ohne diese zwingend selbst als Gewalt zu bezeichnen. Das Forschungsteam konnte dadurch auch implizite Gewalthandlungen identifizieren und klassifizieren. In der quantitativen Erhebung hingegen erfolgte eine Selbsteinschätzung der Befragten, ob bestimmte Erfahrungen als Gewalt wahrgenommen wurden. Diese unterschiedliche Herangehensweise könnte erklären, warum im qualitativen Teil häufiger von Mehrfachgewalterfahrungen berichtet wurde.

„Wir haben uns halt immer selbst viel provoziert (...) Und wir haben uns immer gegenseitig in den dreieinhalb Jahren immer vorgehalten: Ja, du bist selber schuld, dass dein Kind jetzt so ist und dass dein Papa nicht da ist und dass du deine Kleine nicht siehst und und und. (...) Und dann hat er angefangen ja da mal schupfen und dort mal schupfen. Bis es halt so weit gekommen ist, dass er mir auf den Kopf gehaut hat, dass ich kurz zusammengebrochen bin (...).“

(62 VS, weiblich, 24 J)

Auch im nachfolgenden Interview wird diese Kombination von Gewaltformen innerhalb einer Paarbeziehung deutlich. Die Befragte schildert die psychische Gewalt durch Schuldzuweisungen ihres Ex-Partners: *„Er hat mich für alles verantwortlich gemacht. Was? Was, womit er in seinem eigenen Leben unzufrieden war“* (15 VS, weiblich, 55 J). Sie beschreibt zudem gewaltvolle Dynamiken in Konflikten, die sich über mehrere Tage hinwegzogen und immer wieder aufflammten:

„Türen knallen. Wegrennen, Zurückkommen. Zurückkommen, schreien. (...) Wir haben das manchmal geschafft, dass wir so einen Streit über drei Tage ausdehnen, immer wieder mit Pausen und ihn immer wieder aufflammen lassen.“

(15 VS, weiblich, 55 J)

Gleichzeitig berichtet sie von körperlicher Gewalt, etwa dem Packen am Oberarm. Dabei wird deutlich, dass emotionale und physische Gewalt eng miteinander verwoben sind: *„(...), dass er sich so aufmandeln kann und dann schreit er auch. Aber er schlägt nicht, weil Schlagen ist Gewalt. Aber jemanden am Oberarm packen? Hm, nicht Gewalt“* (15 VS, weiblich, 55 J).

Diese Beispiele verdeutlichen, dass Gewalt häufig nicht als eindimensionale Erfahrung erlebt wird. Vielmehr tritt sie in verschiedenen Formen auf – verbal, psychisch, physisch, materiell, sexualisiert – und wirkt in ihrer Kombination oft besonders belastend.

Bagatellisierung, Normalisierung und Legitimierung von Gewalt

Da bei den befragten Personen die Benennung von Gewalt mit Schwierigkeiten verbunden war, kamen häufig Bagatellisierungs-, Normalisierungs- und Legitimationsstrategien zur Anwendung, wenn über Gewalterfahrungen berichtet wurde. Gewalt wurde verharmlost, durch zeitliche Kontexte relativiert, als angemessene Erziehungsmaßnahme legitimiert oder in ein Narrativ eingebettet, das andere positive Aspekte der Lebenssituation hervorhebt.

Eine Strategie der Bagatellisierung von Gewalt zeigt sich in der Relativierung durch eine Einordnung in einen zeitlichen Kontext. Ein Befragter erzählt:

„Naja gut, das war eine andere Zeit, glaube ich. (...) Hat es schon hin und wieder die eine oder andere Watschen auch gegeben. Aber so richtig Gewalt? Glaube ich nicht. Das war ja eine andere Zeit. War das damals halt nichts Schlimmes eigentlich.“

(26 JS, männlich, 49 J)

Diese Aussage zeigt, dass Gewalt je nach Kontext unterschiedlich wahrgenommen wird und früher oft als akzeptabel galt. Die eigene Gewalterfahrung wird dabei relativiert, indem sie als vermeintlich „milde Form der Gewalt“ dargestellt und in einen grundsätzlich gewaltvolleren Gesamtkontext eingeordnet wird.

Ein weiteres Muster zeigt sich in der Bagatellisierung, dass angedrohte Gewalt nicht als Gewalt gewertet wird. Eine befragte Person beschreibt eine Situation in der Kindheit, in der Gewalt angedroht und ausgeführt wurde. Dabei versucht sie mit dieser Erklärung den gewaltvollen Aspekt der Handlung zu negieren:

„Und die Mama hat öfters mit dem Patschen gedroht oder ist zornig geworden oder hat geschrien oder. Und bei ihr war es eher lustig. Man hat gewusst, es ist nicht. Es ist harmlos. Also sie hat mich dann mit dem Patschen verfolgt oder einen Patschen nachgeschmissen und das war eher entspannt.“

(24 JS, weiblich, 56 J)

Eine andere Form der Nichtanerkennung von Gewalt lag darin, bestimmte Gewalthandlungen als problematisch anzuerkennen, während anderen Handlungen und Situationen der gewaltvolle Aspekt abgesprochen wurde. Gewalt wird zwar anerkannt, jedoch gleichzeitig in ein Narrativ des „Schönen“ eingebettet, wodurch sie relativiert und in der Gesamteinschätzung der Lebenssituation abgeschwächt wird. Eine befragte Person beschreibt ihre Kindheitserfahrungen folgendermaßen:

„Wir haben kurzzeitig zwei Jahre mit dem Kindsvater vom ganz Kleinen zusammengewohnt. Das waren die einzigen zwei Jahre, wo es am Anfang, ich sage mal, schön für uns war, weil wir wirklich dort einen Tagesablauf gehabt haben. (...) Obwohl es halt viel häusliche Gewalt uns Kinder gegenüber dort gab, und gegenüber der Mama und so und der Alkohol war dort im Spiel, von dem Papa, vom Kleinen. Genau. Aber für mich, ich habe das so wahrgenommen, dass es die einzigen zwei Jahre waren, wo ich sage, wir haben eigentlich trotzdem alles gehabt, was du als Kind bräuchtest.“

(62 VS, weiblich, 24 J)

Ein weiteres Beispiel zeigt, dass Gewalt als gerechtfertigt empfunden wird, wenn sie als angemessene Sanktion verstanden wird. Eine befragte Person erzählt: *„Einmal war ich wirklich geschert. (...) Doch [da] habe ich einmal Watschen gekriegt (...) Also. Aber da war. Die habe ich wirklich verdient“* (42 OP, weiblich, 26 J). Diese Aussage zeigt, dass Gewalt nicht nur legitimiert, sondern als notwendige und berechtigte Konsequenz dargestellt wird, wodurch die Handlung gerechtfertigt und entproblematisiert wird.

Die Tendenz, Gewalt nicht als solche zu benennen, zeigt sich auch darin, dass primär interpersonale Gewalt als Gewalt genannt wird. Dagegen bleiben intrapersonale und strukturelle Gewalt in den Wahrnehmungen der Befragten weitgehend unsichtbar und werden nur selten explizit als Gewalt kategorisiert. Dies spiegelt sich auch in der inhaltlichen Auswertung der Interviews wider: Während interpersonale Gewalt vergleichsweise häufig thematisiert und codiert wurde, fanden sich deutlich weniger explizite Verweise auf strukturelle oder intrapersonale

Gewalt. Dies gilt sowohl für Berichte über Gewalt in der Kindheit als auch für Schilderungen aktueller Gewalterfahrungen.

Bedingungen von Gewalt und Nicht-Gewalt in der aktuellen Partnerschaft

Im folgenden Kapitel werden die Bedingungen für Gewalt und Gewaltfreiheit mit einem mehr-ebenen Rahmenmodell dargestellt, das den Konzeptrahmen von Hagemann-White et al. (2010) sowie die Bedingungsmatrix nach Strauss und Corbin (1990) kombiniert. Jede Bedingung wurde einer der vier Ebenen Onto, Mikro, Meso und Makro mit den folgenden Spezifizierungen zugeordnet.

- Die Onto-Ebene bezieht sich auf die Persönlichkeit, die individuelle Lebensgeschichte sowie die eigenen Handlungen, Gespräche und Gedankenprozesse, die im Zuge von Interaktionen entstehen.
- Die Mikro-Ebene beinhaltet Einflüsse des unmittelbaren und nahen Umfelds (Wissen und Erfahrungen von Einzelpersonen, Familien und Gruppen) sowie persönlich vertretene Werte und Normen, die in tägliche Interaktionen einfließen.
- Die Meso-Ebene bezieht sich auf soziale Institutionen sowie deren Prozesse und Untereinheiten. Dazu gehören Verhaltensmuster, Strukturen, Regeln sowie „öffentliche“ Werte und Normen in der Nachbarschaft, den Stadtteilen, den Vereinen und den Organisationen.
- Die Makro-Ebene beinhaltet Bedingungen und Regelungen auf gesamtgesellschaftlicher Ebene (Gemeinde, national, international). Dazu gehören Rechtsvorschriften, Werte, Normen und Geschichte einer Gesellschaft sowie der Zugang zu sozialen Unterstützungssystemen, Sozialfürsorge und der gesellschaftliche Umgang mit professioneller Hilfe.

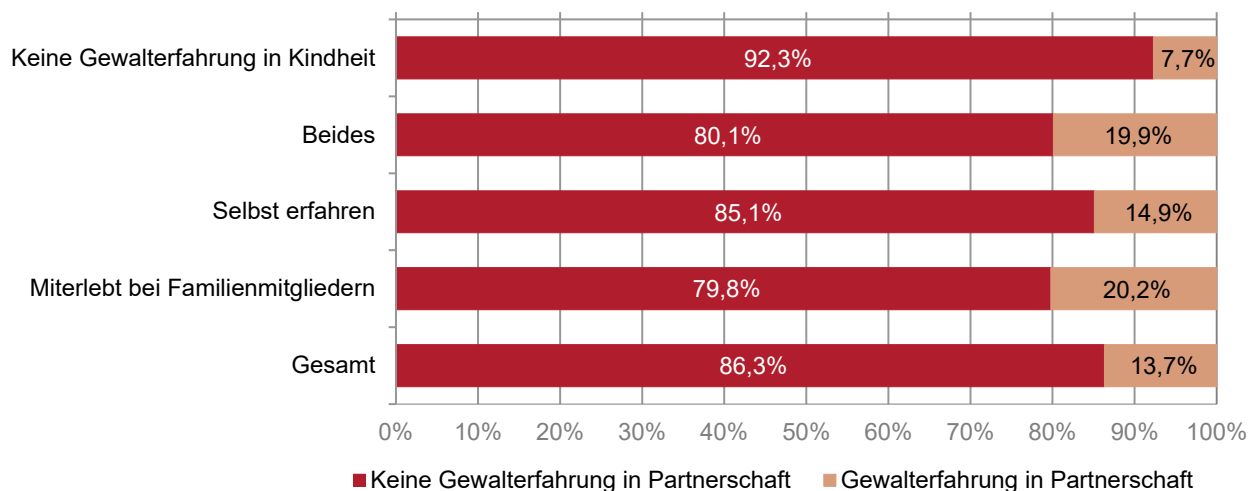
Onto-Ebene

Die ontogenetische Ebene bezieht sich auf die individuelle Lebensgeschichte sowie die eigenen Handlungen und Gedankenprozesse. Sie umfasst die persönlichen Erfahrungen und Ressourcen, die eine Person im Laufe ihres Lebens entwickelt, und deren Einfluss auf das Verhalten in aktuellen Lebenssituationen. In diesem Kapitel werden spezifische Aspekte herausgearbeitet, die als Bedingungen für Gewalt und Gewaltfreiheit in der aktuellen Lebenssituation in den Interviews festgestellt werden konnten. Dabei zeigt sich, dass Gewalterfahrungen in der Kindheit sowohl das Risiko der Reproduktion gewaltförmiger Muster erhöhen als auch zur Entwicklung von Resilienz beitragen können. Ein entscheidender Schutzfaktor für Gewaltfreiheit ist die Selbstwirksamkeit. Zudem spielen soziale und individuelle Kompetenzen eine zentrale Rolle, insbesondere die Fähigkeit zur Reflexion und Ablehnung traditioneller Gewaltmechanismen, eine positive Einstellung und Werthaltung zur Gleichberechtigung sowie kommunikative Fähigkeiten wie Kompromissbereitschaft, Kritikfähigkeit und die Fähigkeit zur Aushandlung von

Konflikten. Demgegenüber stehen Muster, die Gewalterfahrungen in Partnerschaften begünstigen, wie das eigene Gewaltverhalten oder Selbstaufopferung.

Die quantitative Befragung unterstreicht, dass Gewalterfahrungen in der Kindheit (Gewalt miterlebt, erlebt und ausgeübt) einen Einfluss auf die Gewalt in der aktuellen Familiensituation haben. Personen, die in ihrer Kindheit keine Gewalt erfahren haben, sind im Durchschnitt seltener von Gewalt in ihrer aktuellen Partnerschaft betroffen: 92% jener, die keine Gewalterfahrung in der Kindheit gemacht haben, haben in der aktuellen Partnerschaft keine Gewalt erfahren, während der entsprechende Anteil, jener die in der Kindheit Gewalt erfahren haben bei 85% liegt. Die höchsten Anteile an in Partnerschaften erlebter Gewalt finden sich demgegenüber mit je ca. 20% bei Personen, die Gewalt in der Kindheit bei Familienmitgliedern miterlebten bzw. zusätzlich auch selbst davon betroffen waren. Es zeigt sich also, dass Personen, die in der Kindheit selbst Opfer von Gewalt waren, in der aktuellen Partnerschaft häufiger von Gewalt betroffen sind. Diese Tendenz ist zwar aufgrund geringer Fallzahlen nicht statistisch abgesichert, jedoch in den vorliegenden Daten erkennbar. Eine mögliche Erklärung hierfür könnte sein, dass Betroffene, die in ihrer Kindheit selbst Gewalt erfahren haben, häufiger Unterstützungsangebote in Anspruch nehmen oder eher Gewalt erkennen und sich dementsprechend eher daraus lösen können.

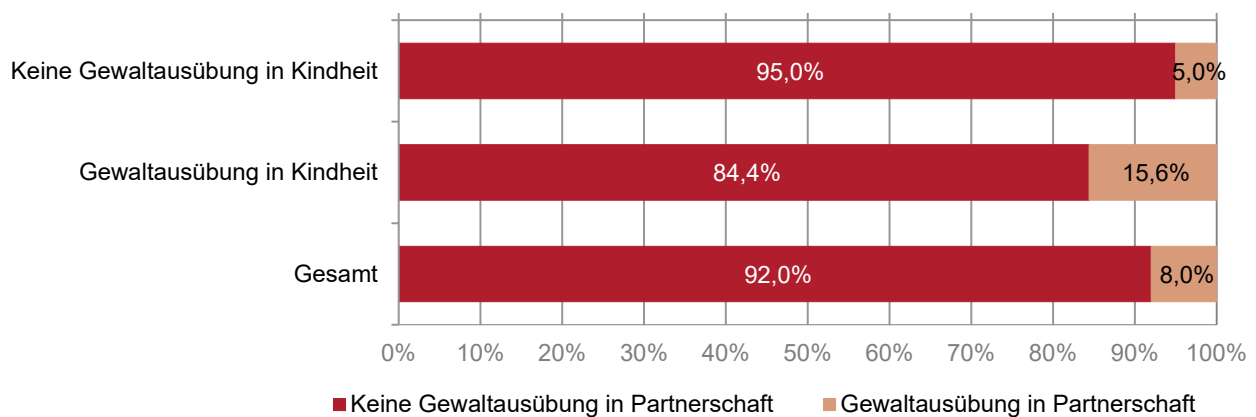
Abbildung 27: Gewalterfahrung in Kindheit, nach Gewalterfahrung in aktueller Partnerschaft



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=63, gewichtete Stichprobe.

Ähnlich der Gewalterfahrungen in der Kindheit zeigt sich zudem auch in der aktuellen Partnerschaft ein Zusammenhang mit der Gewaltausübung: Wurde in der Kindheit keine Gewalt ausgeübt, wird auch in der aktuellen Partnerschaft selten Gewalt ausgeübt (5% Anteil), während dies mit einem Anteil von 16% dreimal häufiger auf Personen zutrifft, die bereits in der Kindheit Täter*innen waren.

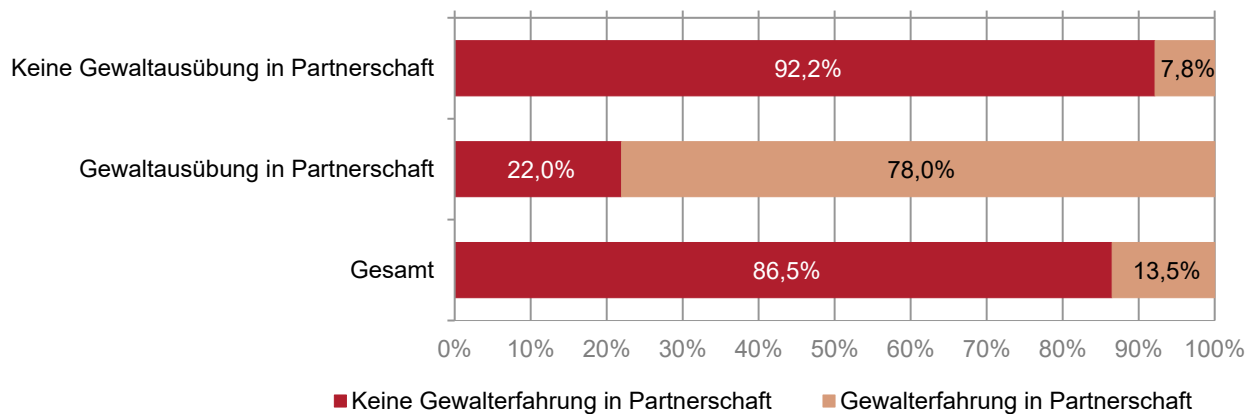
Abbildung 28: Gewaltausübung in Kindheit, nach Gewaltausübung in aktueller Partnerschaft



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=50, gewichtete Stichprobe.

Zudem wird ein Zusammenhang zwischen Gewalterfahrung und Gewaltausübung deutlich. Mit Blick auf die aktuelle Partnerschaft wird ersichtlich, dass Personen, die in der Partnerschaft Gewalt ausüben auch verstärkt von Gewalt betroffen sind: Mehr als drei Viertel derer, die selbst Gewalt ausüben, erleben diese auch durch den / die Partner*in. Bei jenen, die selbst keine Gewalt ausüben, betrifft dies 8%.

Abbildung 29: Gewaltausübung in aktueller Partnerschaft, nach Gewalterfahrung



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, gewichtete Stichprobe

Ähnliche Ergebnisse finden sich auch bei den qualitativen Interviews: Interviewpartner*innen, die aktuell in gewaltvollen Familiensituationen sind, haben überwiegend von Gewalterfahrungen in der Kindheit berichtet. Das deutet darauf hin, dass es sich hierbei um eine intergenerationale Weitergabe von Gewalt handelt. Dennoch lebt die Mehrheit der Befragten aktuell in gewaltfreien Familiensituationen. Das zeigt, dass es trotz früherer Gewalterfahrungen Wege gibt, aus Gewaltzyklen auszubrechen.

Im Gegenzug wird sichtbar, dass eine gewaltfreie Kindheit ein bedeutender Schutzfaktor für eine gewaltfreie Zukunft sein kann. Zwei Drittel der Personen, die in den qualitativen Interviews

von einer gewaltfreien Kindheit berichtet haben, leben auch aktuell in gewaltfreien Familiensituationen.

Zusätzlich gibt es auch eine kleine Gruppe, die trotz gewaltfreier Kindheit in gewaltvollen Beziehungen lebt. Das zeigt, dass neben der Kindheit noch weitere Faktoren eine Rolle spielen müssen, wie noch gezeigt werden wird.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Gewalterfahrungen in der Kindheit das Risiko erhöhen, später in gewaltvollen Beziehungen zu leben, aber nicht zwangsläufig dazu führen. Ebenso kann eine gewaltfreie Kindheit das Risiko für spätere Gewalt reduzieren, aber nicht vollständig ausschließen.

In den Interviews gibt es also Hinweise, dass Gewalterfahrungen in der Kindheit als Bedingung für Gewalt, aber auch als Bedingung für Gewaltfreiheit in der aktuellen Lebenssituation gelten. Im folgenden Zitat wird sichtbar, inwiefern die Gewalt in der Kindheit, ausgehend vom Vater, eine Bedingung für Gewalt in der aktuellen Lebenssituation darstellt. Die interviewte Person reflektiert, dass sie in sich aggressive Impulse wahrnimmt, die sie mit dem Verhalten ihres gewaltausübenden Vaters in Verbindung bringt. Sie beschreibt den inneren Konflikt zwischen den erlernten Gewaltmustern aus der Kindheit und ihrem bewussten Bemühen um Selbstkontrolle.

„Ich hab sehr starke Impulse, oft also das Gefühl, dass [ich] jemand[en] eine reinhauen will. Das kenne ich. Also ich kenne den Impuls, das Gleiche zu tun wie mein Papa (...) Also ich bin 33 und habe noch keine Kinder aus diesem Grund, weil ich ganz klar für mich irgendwann festgelegt habe, solange ich nicht so konfliktfähig bin, dass ich im größten Wutausch mich nicht. Also ich möchte mich unter Kontrolle haben. Ich möchte das keinem Kind der Welt antun.“

(54 OP, weiblich, 33 J)

Gewalterfahrungen in der Kindheit werden in Interviews auch als Orientierung herangezogen, indem die erlebte Situation als Negativbeispiel interpretiert und sich bewusst davon abgegrenzt wird. Besonders die Erfahrung eines gewaltvollen Vaters und einer machtlosen Mutter führt bei der Befragten zu einer starken Betonung von Autonomie und dem festen Entschluss, nicht in eine ähnliche Situation zu geraten:

„Das ist dann wohl, was über meine Mutter hinausgeht. Dieses, dass man sich nicht alles gefallen lassen muss von einem Mann, am negativen Beispiel gelernt. So ein Versprechen von: Ich nicht. Genau.“

(22 ES, weiblich, 48 J)

Ein weiteres Beispiel für eine Bedingung der Gewaltfreiheit ist die individuell aufgebaute Resilienz, die es einer Person ermöglicht, sich trotz früherer Gewalterfahrungen in der Kindheit bewusst gegen Gewalt in der aktuellen Lebenssituation zu entscheiden. Eine interviewte Person beschreibt, dass sie in ihrer Kindheit aufgrund eines chaotischen familiären Umfelds früh Verantwortung übernehmen musste und dadurch Resilienz entwickelte:

„Was hat mir da geholfen? Wahrscheinlich die Resilienz, die ich in der Kindheit aufgebaut habe. Da war ich ziemlich alleine gelassen in dieser Beziehung. Weil zu Hause ziemliches Chaos war. Also meine Eltern waren da in einer großen Krise und ich habe eher die Eltern unterstützen müssen, als dass sie mich unterstützen konnten.“

(24 JS, weiblich, 56 J)

Diese innere Widerstandskraft half ihr später, eine gewaltvolle Beziehung zu überstehen und sich schließlich aus dieser zu lösen. Während Erfahrungen aus der Herkunftsfamilie oft als Risiko für die Reproduktion von Gewaltmustern gelten, kann die daraus entstehende Widerstandskraft und Resilienz auf ontogenetischer Ebene auch eine gegenteilige Wirkung haben. Die Fähigkeit, trotz ungünstiger Bedingungen eigene Bewältigungsstrategien zu entwickeln, ermöglicht eine aktive Abkehr von gewaltvollen Dynamiken.

Die Analyse der Interviews zeigt, dass Gewalterfahrungen in der Kindheit das Risiko der Reproduktion gewaltförmiger Muster erhöhen können. Gleichzeitig wird deutlich, dass Selbstwirksamkeit eine zentrale Voraussetzung für Gewaltfreiheit auf der ontogenetischen Ebene darstellt. Unter Selbstwirksamkeit wird dabei die Überzeugung und das Vertrauen in die eigene Fähigkeit verstanden, durch eigenes Handeln Herausforderungen bewältigen zu können. Die Förderung von Selbstwirksamkeit beginnt bereits in der Kindheit durch Erziehungspraktiken, die Autonomie und Eigenverantwortung stärken. Ein Interviewpartner beschreibt, dass seine Mutter ihm frühzeitig Selbstständigkeit vermittelte und durch eine liberale Haltung zu Regeln nur wenige Einschränkungen setzte:

„Aber prinzipiell könnte ich viele Funktionen, glaube ich, ausfüllen und habe von meiner Mutter natürlich sehr viel Selbstständigkeit (...) Häuslichkeit ja, aber auch sehr, wie soll ich sagen, liberale Auffassung, wenn es um Regeln oder so geht. Also da waren wenig Begrenzungen.“

(53 ES, männlich, 45 J)

Die Erfahrung, selbst Entscheidungen treffen und Konsequenzen tragen zu können, begünstigt die Ausbildung von Autonomie und einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung. Diese Faktoren tragen maßgeblich dazu bei, dass die befragte Person nun in einer gewaltfreien und von Geschlechtergerechtigkeit geprägten Familiensituation lebt.

Die Bedeutung von Selbstwirksamkeit für die aktive Gestaltung gewaltfreier Lebenssituationen zeigt sich insbesondere in Paarbeziehungen. Eine Befragte beschreibt ihre Entscheidung zur Trennung als Ausdruck ihrer Handlungsfähigkeit:

„(...) dass er mich halt immer beschissen hat. Und deswegen habe ich dann gesagt, das interessiert mich nicht. Warum sollte ich das so hinnehmen? Nur dass ich alles andere habe und dann. Aber das geht nicht. Und dann bin ich ausgezogen.“

(62 VS, weiblich, 24 J)

Die bewusste Entscheidung zur Trennung verdeutlicht, wie Selbstwirksamkeit als entscheidender Faktor für die Befähigung zur Selbstbestimmung und die Gestaltung gewaltfreier und geschlechtergerechter Lebensrealitäten wirkt.

Eine weitere Bedingung, die zur Entstehung von Gewalt beitragen kann, ist die Selbstaufopferung in familiären Kontexten. Insbesondere die dauerhafte Priorisierung der Bedürfnisse der Familie über die eigenen kann zu Erschöpfung, Unzufriedenheit und einer Vernachlässigung individueller Selbstfürsorge führen. Die fehlende Möglichkeit zur Regeneration und zur Wahrnehmung persönlicher Bedürfnisse kann langfristig zu Frustration und einem erhöhten Konfliktpotenzial führen. Eine Interviewpartnerin beschreibt dies folgendermaßen:

„Es mangelt [mir] vor allem sehr an Zeit, dass ich auch genug Zeit für mich habe. Ähm, ich würde zum Beispiel gerne ins Fitnessstudio gehen, weil ich sehr unzufrieden bin mit meinem Körper. Aber das ist jetzt halt nicht drin. Mein Mann weiß das auch. Er würde es mir auch ermöglichen, aber ich möchte diese Zeit dafür nicht aufbringen in der jetzigen Situation mit den Kindern. [Da] hätte ich ein schlechtes Gewissen (...).“

(43 JS, weiblich, 35 J)

Diese Entscheidung, eigene Bedürfnisse zugunsten der Familie und vor allem zugunsten der Kinder zurückzustellen, kann nicht nur zu einem Gefühl der Fremdbestimmung führen, sondern auch die Wahrscheinlichkeit von Konflikten erhöhen, wenn sich Unzufriedenheit in der Partnerschaft oder im familiären Alltag manifestiert. Selbstaufopferung als normative Erwartung an insbesondere weibliche Elternrollen verstärkt dieses Ungleichgewicht und kann in der Folge Gewalt fördernde Dynamiken begünstigen.

Weitere soziale und individuelle Kompetenzen, die eine Bedingung für Gewaltfreiheit in der aktuellen Familiensituation darstellen können, sind Reflektion und Ablehnung traditioneller Bestrafungs- und Gewaltmechanismen. Die Befragten setzen sich kritisch mit früher erlebten Gewalt- und Bestrafungspraktiken auseinander und distanzieren sich aktiv von gewaltförmigen Erziehungs- und Beziehungsmustern. Dabei spielen sowohl individuelle Erfahrungen mit Gewalt als auch professionelle Auseinandersetzungen mit Opferschutz eine Rolle. Ein Befragter spricht sich klar gegen Gewalt aus: *„Gewalt ist für mich absolutes NoGo. Also da bin ich, da bin ich relativ strikt und das hat auch damit zu tun, dass ich im Opferschutzbereich beruflich tätig war“* (53 ES, männlich, 45 J). Eine andere Befragte reflektiert über ihre eigenen Erfahrungserfahrungen:

„Das ist vielleicht was, was ich von meinen Eltern mitgenommen hat. Dieses so richtig, dieses Bestrafen. (...) Ich glaube, das kann ich heute auch nicht. (...) Vielleicht braucht man das auch nicht? Ich bin mir nicht sicher, ob das notwendig ist.“

(45 JS, weiblich, 41 J)

Sie hinterfragt die Notwendigkeit von Bestrafung und zweifelt daran, ob traditionelle Bestrafungspraktiken tatsächlich erforderlich sind, was auf eine kritische Auseinandersetzung mit früheren Gewaltmechanismen hinweist.

Ebenso zeigt sich eine Einstellung und Werthaltung zur Gleichberechtigung als eine Bedingung für Gewaltfreiheit in der aktuellen Familiensituation. Folgendes Zitat reflektiert eine klare Haltung zur Gleichberechtigung als fundamentale Voraussetzung für Gewaltfreiheit in familiären Beziehungen.

„Und never ever würde ich das machen. Ich bin auch nicht aggressiv gegenüber anderen Menschen. Never ever in einer Partnerschaft, weil ich sehe einen Menschen gleichberechtigt und das ist mein Credo. (...) Egal ob du der Größte, der Kleinste, der Dickste, der Dünnste, Mann, Frau oder irgendetwas dazwischen bist, Du bist gleich viel wert und keiner hat das Recht (...) dir die Meinung aufzudrücken. Und das halte ich auch in der Partnerschaft so, das heißt, nur weil ich der größte, schwerste bin, habe ich nicht die Weisheit mit Löffeln gefressen und bin immer allmächtig. Ich weiß, dass ich Gene in mir drin habe, von meinem Großvater und meinem Vater. Die sind wirklich der Meinung, sie haben immer recht. Das ist gruselig.“

(60 JS, männlich, 60 J)

Neben der Verknüpfung von Gleichberechtigung und Gewaltfreiheit wird ein Bewusstsein für das Brechen mit transgenerationaler Normenvermittlung gezeigt. Die kritische Auseinandersetzung mit bestehenden, weitergegebenen und selbst gelebten Einstellungen und Normen stellt eine Bedingung für Gewaltfreiheit dar.

Zudem stellen die eigenen Fähigkeiten wie Ausverhandlungsfähigkeit, Kompromissbereitschaft und Kritikfähigkeit zentrale Bedingungen für Gewaltfreiheit dar. Ein Beispiel für diese Einstellung findet sich in der Aussage: *„Es ist immer ein Aufzählen von Vor- und Nachteilen. Und dann versucht man einen Kompromiss zu finden“* (02 OP, weiblich, 39 J). In einer anderen Passage wird betont, dass Probleme gemeinsam am Tisch besprochen und Lösungen gefunden werden: *„Wenn wir ein Problem haben, setzen wir uns gemütlich hin am Tisch und sagen: Wo ist unser Problem? Wie können wir das ändern? Wie können wir das lösen? Und wir finden immer eine Lösung“* (60 JS, männlich, 60 J). Zudem wird die Bedeutung von Kommunikation und Emotionskontrolle hervorgehoben, beispielsweise in der Aussage: *„Wenn wir sehr wütend sind... dann können wir auch sagen, Ich bin jetzt einfach zu wütend, um vernünftig darüber zu reden“* (24 JS, weiblich, 56 J).

Mikro-Ebene

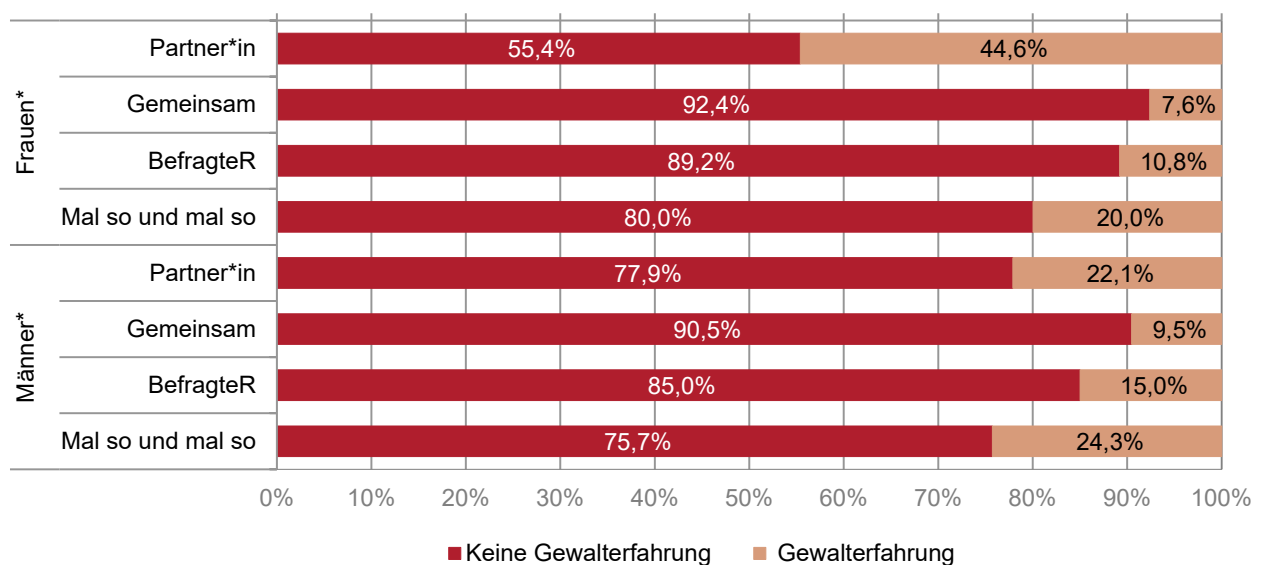
In diesem Kapitel werden verschiedene Aspekte der Mikro-Ebene beleuchtet, die Bedingungen für Gewalt und Gewaltfreiheit in Partnerschaften und Familien haben können. Es wird aufgezeigt, wie etwa Entscheidungsprozesse – also die Frage wer das „letzte Wort“ in einer Beziehung hat oder ob Entscheidungen partnerschaftlich getroffen werden – in einer Partnerschaft, die

Wahrnehmung des Partners oder der Partnerin als „sich kümmernd“, die Vorstellung und Gestaltung von Elternschaft, eine konstruktive Streitkultur sowie der Einsatz gewaltfreier Kommunikation die Gewalterfahrungen beeinflussen. Zudem wird auf die Bagatellisierung von Gewalt als eine subtile, aber wichtige Bedingung für deren Fortbestehen hingewiesen. Diese Themen sind entscheidend, um zu verstehen, wie individuelle und gemeinschaftliche Verhaltensweisen in Partnerschaften und Familien das Risiko von Gewalt verringern oder verstärken können.

Statistisch signifikante Einflüsse sind beim „letzte Wort“ in der Partnerschaft feststellbar. Werden Entscheidungen gemeinsam getroffen, verringert dies das Gewaltrisiko – und dies unabhängig des Geschlechtes.

Bei Frauen* erhöht sich zudem die Chance, Gewalt in der Partnerschaft zu erleben, wenn der*die Partner*in das letzte Wort hat: So gibt fast die Hälfte der weiblichen Befragten an, Gewalt zu erleben, wenn der*die Partner*in das letzte Wort in der Beziehung hat. Wird dies gemeinsam getroffen, trifft dies auf 8% zu.

Abbildung 30: „Letztes Wort“ in aktueller Beziehung, nach Gewalterfahrungen in Partnerschaft



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=34, gewichtete Stichprobe.

Gleichberechtigte Entscheidungsprozesse in Paarbeziehungen zeichnen sich durch den gemeinsamen Dialog aus. Dies führt nicht nur zu einer höheren Zufriedenheit mit getroffenen Entscheidungen, sondern trägt auch zur Vermeidung konflikthafter Dynamiken und Gewalt bei. Eine interviewte Person beschreibt dies anhand mehrerer gemeinsamer Entscheidungen mit ihrem Partner:

„Anfang 2019 haben wir überlegt in eine Eigentumswohnung in Wien zu investieren und uns aber beide gleichermaßen dagegen entschieden, da sich der Zeitpunkt für uns nicht richtig angefühlt hat. Ein Jahr später, Anfang 2020, haben wir uns gleichermaßen entschieden ein Grundstück zu kaufen (...) Die Entscheidung keine Kinder zu bekommen, war auch gemeinschaftlich und ein natürliches Bauchgefühl, (...).“

(18 JS, weiblich, 31 J)

Die gemeinsame Entscheidungsfindung stellt eine zentrale Bedingung für Gewaltfreiheit in Paarbeziehungen dar. Gleichberechtigte Aushandlungsprozesse reduzieren asymmetrische Machtverhältnisse und verhindern Abhängigkeiten, die Gewalt begünstigen könnten. Dies bestätigt sich auch in quantitativen Ergebnissen, die zeigen, dass Paare mit einer egalitären Entscheidungsstruktur signifikant weniger Gewalterfahrungen machen.

Während gleichberechtigte Entscheidungsprozesse in Paarbeziehungen ein zentrales Element für Gewaltfreiheit darstellen, zeigt sich im Gegensatz dazu, dass asymmetrische Machtverhältnisse und die Kontrolle über zentrale Lebensentscheidungen das Risiko für Gewalt erheblich erhöhen. Ein extremes Beispiel hierfür findet sich in der Erfahrung einer Interviewpartnerin, die von einer stark von Abhängigkeit und Kontrolle geprägten Beziehung erzählt:

„Er hat mich sehr eingeschränkt, hat mir sehr viel verboten und [hat] sehr viel eingegriffen in mein Leben, was mir zu dem Zeitpunkt gar nicht bewusst war, aber im Nachhinein schon sehr. (...) kein Social Media mehr, (...) jeden Tag auf die Waage. Er bestimmt was ich esse und solche Sachen. (...) Also er hat mich dann noch (...) dazu gebracht mein Auto zu verkaufen, meinen Job zu kündigen, meine Wohnung zu kündigen, also dass ich ganz von ihnen abhängig bin.“

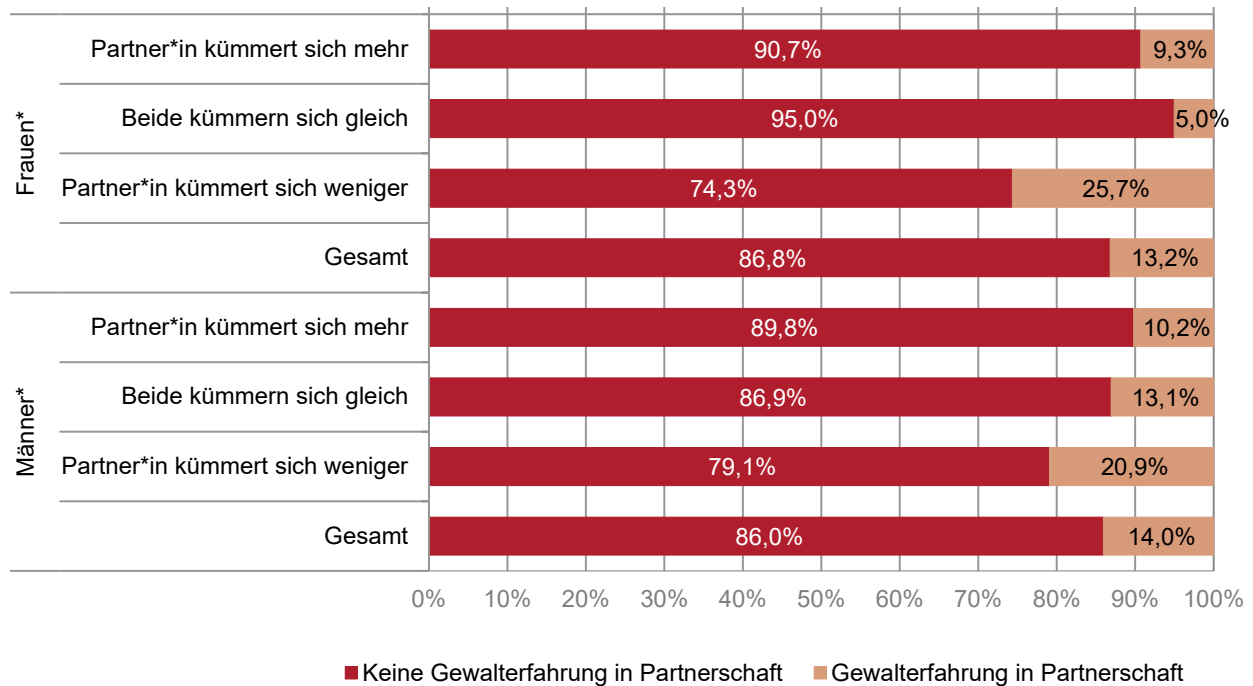
(43 JS, weiblich, 35 J)

Erst als sich die Kontrolle auch auf ihr Kind ausdehnte, erkannte sie die Gewalt in der Beziehung und entschied sich für eine Trennung: *„Ähm, das was hat mich komischerweise überhaupt nicht gestört, wenn es nur mich betroffen hat. Als [das mit] meinem Sohn gemacht wurde, dann habe ich es beendet. Also das war dann ein Cut“* (43 JS, weiblich, 35 J). Dieses Beispiel verdeutlicht, wie das Fehlen gleichberechtigter Aushandlungsprozesse zu einem vollständigen Entzug von Autonomie führen kann, indem Entscheidungsfreiheit sowie finanzielle und soziale Unabhängigkeit systematisch untergraben werden.

Ebenfalls einen Einfluss auf Gewalterfahrungen in der Partnerschaft hat die Einschätzung, ob der*die Partner*in als sich um Freund*innen, den Befragten selbst und das Wohlergehen anderer kümmernd wahrgenommen wird. Werden die Partner*innen als sich kümmernd wahrgenommen, verringert dies die Chance, Gewalt zu erfahren unabhängig des Geschlechts. Bei den weiblichen Befragten geben rund 5% an, Gewalt in der Partnerschaft zu erleben, wenn der*die Partner*in als sich gleich kümmernd eingeschätzt wird. Mehr sind es, wenn ein Ungleichgewicht besteht: 9%, wenn sich der*die Partner*in mehr kümmert und 26%, wenn dieser als sich weniger kümmernd eingeschätzt wird.

Bei den männlichen Befragten hingegen wird am wenigsten Gewalt in der Partnerschaft erlebt, wenn der*die Partner*in als sich mehr kümmernd eingeschätzt wird - hier sind es 10%, bei einer Ausgewogenheit 13% und wenn der*die Partner*in als sich weniger kümmernd wahrgenommen wird 21%.

Abbildung 31: Caringrelation, nach Gewalterfahrung in aktueller Partnerschaft



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=121, gewichtete Stichprobe.

In den Interviews wurde im Zuge der Care-Aufgaben-Aufteilung innerhalb der aktuellen Familiensituation sehr häufig auf das Thema der Elternschaft Bezug genommen. Dabei wurde deutlich, dass die Art und Weise, wie Elternschaft gestaltet wird, maßgeblich zur Gewaltfreiheit in der Familie beiträgt. Drei zentrale Aspekte sind hierbei erkennbar: Erstens zeigt sich die Bedeutung transparenter und klarer Erziehungsstrukturen. Eine interviewte Person beschreibt dies anhand konsistenter Regeln, die im Zusammenhang mit einer offenen Kommunikation zum einen klare Strukturen und zum anderen eine Vertrauensbasis bilden:

„Wir haben aber relativ strenge Regeln gehabt. (...) Unser Sohn (...) hat fixe Schlafenszeiten gehabt, das heißt, er hat bis zum vierten Lebensjahr keine digitalen Medien bekommen. (...) Wir hatten sehr coole Regeln. Dadurch sind wir in der Pubertät sensationell durchgefahren. Wir haben ein sehr, sehr gutes Gesprächsklima gehabt. Er wusste genau, mit welchen Problemen er zu uns kommen konnte, nämlich mit jedem Problem. Wir haben das immer durch Sprache gelöst.“

(60 JS, männlich, 60 J)

Zweitens spielt auch die Fähigkeit zur kooperativen Elternschaft trotz Trennung eine wesentliche Rolle. Ein Beispiel hierfür ist die bewusste Trennung persönlicher Konflikte von der Elternrolle:

„Dann habe ich gesagt, also das [der fehlende Kontakt zwischen Vater und Tochter kurz nach der Trennung der Eltern] kann nicht sein. Das ist eine Sache zwischen uns zwei. Und dann braucht die Tochter nicht leiden. (...) Sie braucht beide Eltern und ich

will das nicht, dass man da irgendwie gegeneinander haut oder was. Das tue ich nicht und das ist auch nicht im Sinne, weil er ist der Papa von ihr und ich bin die Mama von ihr und sie sollte mit beiden gut auskommen.“

(35 OP, weiblich, 61)

Drittens betonen Befragte die Notwendigkeit, ein gewaltfreies Vorbild für ihre Kinder zu sein – insbesondere als Reaktion auf eigene Gewalterfahrungen in der Kindheit. Eine Interviewpartnerin reflektiert:

„In mir gibt es die Klarheit, Gewalt geht nicht (...) Mir ist so wichtig, dass diese Mädchen anders aufwachsen als ich, dass die bestärkt aufwachsen, dass die nicht erleben, irgendso ein deppertes Männervorbild, wo man sich halt unterordnen und arrangieren [muss] und lieb und nett sein soll.“

(22 ES, weiblich, 48 J)

Diese Narrative verdeutlichen, dass die auf der Mikro-Ebene gesetzten Praktiken der Elternschaft - von Erziehungsstrukturen mit transparenten Regeln und offener Kommunikation über kooperative Elternschaft trotz Trennung bis hin zur bewussten Entscheidung, ein gewaltfreies Vorbild zu sein - gewaltfreie Familiensituationen bedingen. Dazu gehört auch eine positive Einstellung gegenüber kinderfreier Zeit für Eltern.

„Für uns passt es und wir haben das. Dadurch, dass sie einfach mit einem Jahr schon zu einer Tagesmutter gekommen ist, habe ich das nie als etwas Negatives erlebt. Wenn man die Kinder woanders unterbringt, wenn man sich mal als Paar rausnimmt, dass jemand anderes auf die Kinder schaut. (...) Ich habe es immer als etwas Positives erlebt. Genau.“

(02 OP, weiblich, 39 J)

Die Möglichkeit, zeitweise Entlastung in der Kinderbetreuung zu erfahren, stellt eine essenzielle Ressource dar, die Eltern entlasten kann und dadurch als Bedingung für Gewaltfreiheit auf der Mikro-Ebene wirkt. Ein zentraler Aspekt, der in den Interviews ebenfalls thematisiert wurde, sind nicht erfüllte Erwartungen rund um Elternschaft als potenzielle Bedingung für Gewalt in der Familie. Insbesondere in der frühen Phase der Elternschaft kann ein Ungleichgewicht in der Übernahme von Care-Arbeit zu Frustration und Konflikten führen.

„Das erste Mal, wo wir heftige Auseinandersetzungen gehabt haben. Da war das erste Kind sehr klein und eben das war ein Klassiker. Mein Mann hat ein bisschen Zeit gebraucht, bis er in die Vaterrolle hineingewachsen ist. Er hat ganz normal weitergemacht. Er war das ganze Wochenende auf dem Weg. Ja, und dann bin ich wütend geworden und habe mal ein paar Teller geschmissen.“

(24 JS, weiblich, 56 J)

Gewalt, wie in diesem Beispiel das Lautwerden und Tellerschmeißen, kann in solchen Kontexten als Ausdruck von Belastungen, dem Bedürfnis nach Anerkennung und Entlastung in

Überforderungssituationen oder als Versuch der (Re-)Verhandlung familialer Rollen interpretiert werden. Denn die Realität der Elternschaft steht oft im Kontrast zu idealisierten und romantisierten Vorstellungen, was zu Enttäuschung und Überforderung führen kann. Eine andere Interviewpartnerin beschreibt dies folgendermaßen:

„Also auch mit dem zweiten Kind habe ich schon nochmal gemerkt, wie sich das noch mal verstärkt. (...) Aber es gibt auch Zeiten, wo ich wirklich denke, also was habe ich mir da angetan. Das war doch keine gute Idee. Oder auch im Sinne von: Ich bin eine schlechte Mutter, weil ich eben diesen Stress, also mir selber, den Stress mache und dann halte ich es nicht aus und lasse es quasi wieder an den Kindern ab.“

(37 VS, weiblich, 39 Jahre)

Diese Diskrepanz zwischen der gesellschaftlich geprägten Erwartung einer erfüllenden und harmonischen Elternschaft und der tatsächlichen Belastung des Alltags kann das Erleben von Überforderung verstärken und in Stresssituationen zu gewaltförmigen Handlungen führen.

Ebenso kann die Mehrfachbelastung durch Elternschaft und Erwerbsarbeit sowie die damit verbundene Koordination zahlreicher Aufgabenbereiche eine erhebliche Stressquelle darstellen. Die Notwendigkeit, berufliche Verpflichtungen, Arzttermine und die Freizeitaktivitäten der Kinder miteinander zu vereinbaren, führt zu einer dauerhaften Anspannung, die sich in Überforderung äußern kann. Eine Interviewpartnerin beschreibt dies mit den Worten:

„Das finde ich herausfordernd und natürlich auch einfach, dass man alle Termine immer so hatte Arzttermine, Kinderarzt. (...) Also man hat ja wirklich relativ viele Alltagstermine, dann geht man arbeiten, dann muss man länger bleiben in der Arbeit. Also irgendwie ist immer irgendwas da. Da das alles unter Dach und Fach zu bringen. Die Kinder machen relativ viele Kurse. Ja, finde ich schon herausfordernd (...) Ich bin dann viel schneller genervt oder denke mir, das gibt es doch nicht. Bitte, das muss doch nicht so funktionieren.“

(37 VS, weiblich, 39 Jahre)

In den Interviews konnten auch Hinweise auf die mit Elternschaft verbundenen Herausforderungen und die stressreichen Phasen der Überforderung als eine Bedingung für Gewalt erkannt werden. Selbst in Familien, in denen die Care-Arbeit fair zwischen den Eltern aufgeteilt wird, können Belastungen zu gewaltvollen Handlungen führen, wie das folgende Beispiel zeigt:

„Ja, also herausfordernd finde ich es eben tatsächlich immer wieder mit den Kindern. (...) Und ja, da stoße ich wirklich einfach manchmal echt an meine Grenzen. Da kann es durchaus auch mal vorkommen, dass ich sie wirklich auch anschreien, oder ihr auch drohe und sage: Pass auf, wenn du das und das jetzt nicht machst, dann können wir das und das nicht machen. Konsequenzen aufzeigen. Also die [die Tochter] kann mich echt zur Weißglut treiben. Das ist unglaublich.“

(37 VS, weiblich, 39 Jahre)

Die Mikro-Ebene umfasst die Einflüsse des unmittelbaren sozialen Umfelds, insbesondere der familiären Strukturen und Beziehungen. Dabei spielen neben der Gestaltung der Erziehung auch die Erwartungen an den innerfamiliären Zusammenhalt eine zentrale Rolle für das Auftreten oder die Vermeidung von Gewalt. Erzwungene Familienloyalität kann eine Bedingung für Gewalt darstellen, indem sie innerfamiliäre Machtstrukturen stabilisiert und die Akzeptanz von Gewalt innerhalb der Familie fördert. Wenn familiäre Zugehörigkeit als oberste Priorität gilt, können Konflikte und gewaltförmige Dynamiken bagatellisiert oder sogar legitimiert werden. Dies zeigt sich im Beispiel einer Interviewpartnerin, die beschreibt, dass trotz verbaler und physischer Gewalt innerhalb der Familie die Aufrechterhaltung des familiären Zusammenhalts als übergeordnetes Prinzip galt:

„Also dass dieses Familiending sehr sehr hochgehalten wird und (...) dass man sich anschreit und mit Sachen bewirft und weint, (...) dass man trotzdem Familie ist und trotzdem zueinander haltet. (...) der klassische Spruch von meiner Mama war immer: Du hast nur eine Schwester, du hast nur diese eine Schwester. Also musst du jetzt lieb und nett zu ihr sein.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

Durch dieses Legitimieren von Gewalt werden Handlungsmöglichkeiten zur Abgrenzung oder zum Widerstand gegen Gewalt für Betroffene eines gewaltbelasteten Familiensystems eingeschränkt.

Neben der Kernfamilie und Partnerschaft stellen auch soziale Netzwerke wie Freundschaften und erweiterte Familienmitglieder potenziell stabilisierende oder destabilisierende Bedingungen dar. Während unterstützende soziale Beziehungen Schutzfaktoren gegen Gewalt darstellen, können belastende Dynamiken innerhalb des sozialen Umfelds gewaltfördernde Bedingungen begünstigen. Das folgende Interview zeigt, wie sich solche Faktoren in einem komplexen Wechselspiel zeigen. Die Befragte schildert, wie sie nach dem Ende ihrer gewaltvollen Partnerschaft bei einer langjährigen Freundin Zuflucht suchte. Diese Unterstützung wurde jedoch durch bestehende Familienstrukturen und geschlechterspezifische Rollenerwartungen untergraben:

„Irgendwie hat das mit der aber gar nicht hingehauen, weil ihr Freund ist sie dann angegangen und hat gesagt: die [Name der interviewten Person] ist da, kommt aus dem Schmarrn, hat keinen Kopf für das, und schaut auf unsere zwei Kinder auch noch zusätzlich.“

(62 VS, weiblich, 24 J)

Daraufhin musste die Befragte bei ihrer Freundin ausziehen und aufgrund fehlender Alternativen entschied sie sich dazu, zurück zu ihrem ehemaligen Partner zu ziehen. Kurz darauf nahm sie ihren Bruder, den sie als eine unterstützende Person wahrnimmt, bei sich auf. Woraufhin es wieder zu Konflikten und zu einem erneuten Auszug kommt:

„Dann ist mein großer Bruder zu uns dazu gezogen, weil es ihm nicht gut gegangen ist. Er war neun Monate im grünen Kreis [Grüner Kreis Ambulantes Beratungs- und Betreuungszentrum Graz]. (...) Er hat das natürlich dort an dem Tag abgebrochen, wo ich zurück in die Wohnung bin. Dann habe ich gesagt: (...) Du kannst da mit wohnen. (...) Und dann haben ich und der Kindspapa wieder zum Streiten angefangen. Warum muss er da sein, wenn er so und so tut?“

(62 VS, weiblich, 24 J)

Die soziale Umgebung darf neben der Partnerschaft und der Kernfamilie nicht nur als Schutzfaktor, sondern ebenso als Risikodimension für Gewalt betrachtet werden. Prekäre Lebensverhältnisse, fehlende soziale Unterstützung und geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen können dazu führen, dass betroffene Personen in Gewaltkreisläufen verbleiben oder sich diese weiter verstärken.

Eine konstruktive Streitkultur ist eine zentrale Bedingung für Gewaltfreiheit auf der Mikro-Ebene, da sie Konflikte als gestaltbare Aushandlungsprozesse begreift und Eskalationen vorbeugt. Eine Befragte beschreibt, inwiefern sie Streit vielmehr produktiv als destruktiv wahrnimmt:

„Also für mich ist streiten auch nicht negativ besetzt, sondern es ist dieses Aushandeln und immer auch, also so wie ich es erlebt habe, immer dieses okay und jetzt vertragen wir uns wieder und jetzt sind wir wieder gut und jetzt fangen wir wieder von vorne an! Also für mich hat das einfach ein ja, ein Aushandeln im weitesten Sinne.“

(33 OP, weiblich, 35 J)

Eine positive Streitkultur zeichnet sich durch unterschiedliche Merkmale aus. Im folgenden Interview betont die befragte Person, wie wichtig eine respektvolle und offene Kommunikationsweise sowie Kritikfähigkeit sind:

„Ja, ich bin schon eine, die gerne offen streitet. Ich mag das auch, dass diese Themen angesprochen werden. (...) Also ich versuche wirklich, ich-Botschaften zu senden, meine Eindrücke zu schildern, nicht untergriffig zu sein, aber ich möchte trotzdem, dass es angesprochen wird. (...) Ich möchte dann aber auch, dass es wirklich ausgesprochen wird und was mir wichtig ist. Ich möchte, dass es ernst genommen wird, was der andere sagt. Und wenn mir jetzt jemand sagt "Du bist so bevormundend oder keine Ahnung". Dann nehme ich mir das auch zu Herzen und arbeite dran. Also ich nehme die Kritik dann schon auf.“

(56 VS, weiblich, 30 J)

Eine positive Streitkultur zeichnet sich auch durch die Fähigkeit aus, emotionale Regulation bewusst in Konfliktprozesse zu integrieren. In diesem Zusammenhang betont eine weitere Befragte die Notwendigkeit, Emotionen wahrzunehmen, ihnen Raum zu geben und gleichzeitig Mechanismen zu entwickeln, um eine Eskalation zu vermeiden:

„Wir haben dann miteinander gelernt, dass man versucht, über das zu reden. Und wenn es jetzt gerade zu viele Emotionen sind, dass man erst einmal prioritär sich versucht zu beruhigen und dann darüber redet. (...) Dann können wir auch sagen: Ich bin jetzt einfach zu wütend, um vernünftig darüber zu reden. Und dann kommen wir wieder zurück zu dem Thema. Eine Stunde später oder einen Tag später.“

(24 JS, weiblich, 56 J)

In diesem Zusammenhang stehen auch das Zuhören sowie Grenzen setzen und akzeptieren als Teil einer konstruktiven Streitkultur: *„Und ich habe es dann ausgesprochen. Es wurde akzeptiert und das kannte ich nicht [aus meiner Kindheit]“* (43 JS, weiblich, 35 J). Diese Aussage verdeutlicht, dass die Interviewte in ihrer aktuellen Lebenssituation bewusst eine andere Form der Kommunikation lebt, als sie es in ihrer Kindheit erfahren hat. Ihre Bereitschaft, Konflikte offen anzusprechen und dass diese geäußerten Anliegen akzeptiert werden, zeigen eine klare Abkehr von gewaltbeladenen Kommunikationserfahrungen. Dabei wird sichtbar, dass eine respektvolle Auseinandersetzung, bei der die Bedürfnisse und Grenzen der beteiligten Personen anerkannt werden, als Teil einer gelebten Streitkultur gewaltpräventiv wirkt.

Dabei zeigt sich in mehreren Interviews, dass insbesondere Frauen* in den Beziehungen die Verantwortung für eine konstruktive Streitkultur übernehmen und Konflikte aktiv ansprechen:

„Aber wenn es irgendwelche Schwierigkeiten gegeben hat, dann haben wir das schon beredet. Aber eigentlich immer, weil ich es initiiert habe, weil ich den ersten Schritt gegangen bin und gesagt habe, das passt mir nicht, da müssen wir drüber reden. Das ist nicht für mich okay. (...) Ja. viel ausdiskutiert.“

(25 VS, weiblich, 28 J)

Diese Muster verweisen auf internalisierte Geschlechterrollen, in denen kommunikative und reflexive Konfliktbearbeitung eher weiblich konnotiert ist. Wo eine Streitkultur etabliert ist, können Konflikte reguliert werden, ohne dass sie in destruktive oder gar gewaltförmige Muster übergehen.

In Interviews wurde jedoch auch sichtbar gemacht, inwiefern eine fehlende oder destruktive Streitkultur, bei der Konflikte nicht angemessen kommuniziert oder bearbeitet werden, zu Gewalt führen kann. Die Interviewte schildert ihre Erfahrungen aus zwei Beziehungen:

„[Name des ersten Partners] ist halt immer gegangen. Den hat man dann Tage lang nicht gesehen oder irgendwas. Aber der [Name des zweiten Partners] ist schon immer Heim gekommen, wenn es einen Streit gegeben hat oder irgendwas. Aber verbal ist dort viel vorgefallen. Aber er ist wenigstens heimgekommen. [Name des ersten Partners] ist einfach gegangen und man hat tagelang wochenlang nichts von ihm gehört.“

(62 VS, weiblich, 24 J)

In diesem Beispiel werden zwei unterschiedliche Umgangsweisen mit Konflikten dargestellt, die in unterschiedlichen Gewaltformen eskalieren. Der erste Partner ging in Konfliktsituationen einfach weg, was eine Form der Vermeidung darstellt und gleichzeitig eine gesunde Kommunikation und die Möglichkeit einer Versöhnung unterbindet (psychische Gewalt: Silent Treatment). Mit dem zweiten Partner wurden Konflikte zu verbalen Auseinandersetzungen, die in physischer Gewalt endeten. Dieses Beispiel zeigt, dass das Fehlen einer stabilen und respektvollen Streitkultur, in der Konflikte offen angesprochen und auf konstruktive Weise gelöst werden, eine wichtige Bedingung für das Entstehen von Gewalt in Beziehungen sein kann.

Mit der Streitkultur eng verbunden ist das Thema der gewaltfreien Kommunikation als Bedingung für Gewaltfreiheit. Gewaltfreie Kommunikation ermöglicht es, Konflikte auf respektvolle und reflektierte Weise zu verhandeln, anstatt destruktive Kommunikationsmuster zu reproduzieren, die potenziell eskalierende Dynamiken in Partnerschaften und familiären Beziehungen begünstigen. Eine Befragte betont, dass das Tolerieren von destruktivem Kommunikationsverhalten, wie Anschreien oder tagelange Funkstille, für sie inakzeptabel sei:

„Und dass über diese Dinge beispielsweise einfach gar nicht geredet wird. Oder dass manche Dinge toleriert werden, die was für mich ein absolutes No go waren. So wie eben, dass man sich bei einem Gespräch anschreit. Oder dass man passiv aggressiv behandelt wird, mit tagelang Funkstille, tagelang gar nicht miteinander reden oder so, das waren alles Dinge. Wenn mein Partner das macht, dann war für mich das ein Beziehungsende, also Gründe dafür.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

Diese Aussage verdeutlicht, dass gewaltfreie Kommunikation nicht nur eine Technik zur Konfliktlösung darstellt, sondern eine grundlegende Voraussetzung für das Aufrechterhalten respektvoller und gleichberechtigter Beziehungen ist. Ein weiteres Interview zeigt, wie stark gewaltfreie Kommunikation in der Partnerschaft und im sozialen Umfeld als bewusste Praxis etabliert werden kann. Die Befragte beschreibt, inwiefern Reflexionsfragen aus der gewaltfreien Kommunikation angewendet werden: „Was macht das jetzt bei dir?“ oder „Habe ich dich richtig verstanden?“, um Missverständnisse zu vermeiden. In eskalierenden Situationen sei es zudem üblich, externe Bezugspersonen einzubeziehen, um Konflikte nicht impulsiv auszutragen:

„Ich würde das gerne mal mit dir ausdiskutieren. Aber nicht nur wir. Ist das okay für dich, wenn wir die Anna dazuholen? Weil ich die Sicherheit brauche, weil ich sonst zu emotional werde, sonst schreie ich dich nur an.“

(03 VS, weiblich, 38 J)

Sie betont zugleich, dass diese Art der Kommunikation mit Anstrengung verbunden ist: „Manchmal voll mühsam, weil man denkt 'Können wir uns nicht einfach anschreien und die Tür zu hauen und dann ist wieder gut?' Aber nein, sagen wir dann nie. Und reden jeden Scheiß aus“ (03 VS, weiblich, 38 J). Die Befragte erzählt auch, inwiefern die gewaltfreie Kommunikation

zwischen ihr und anderen Erwachsenen wie z. B. ihrem Partner sich auf ihre Tochter überträgt. In einer schwierigen Situation, in der die Befragte weinte und ihre Tochter dies bemerkte, wurde der Ansatz der gewaltfreien Kommunikation direkt übernommen. Die Tochter fragte: „Was brauchst du?“ und bot Lösungen wie „Ruhe. Kitzeln. Freude“ (03 VS, weiblich, 38 J) an. Die Ergebnisse der Interviewanalyse zeigen, dass die bewusste Entscheidung, Konflikte nicht durch Wutausbrüche oder aggressive Kommunikation zu lösen, sondern durch offene, respektvolle und lösungsorientierte Gespräche, zu Gewaltfreiheit beiträgt. Die Praxis der gewaltfreien Kommunikation ist somit nicht nur eine individuelle Entscheidung, sondern auch eine soziale Strategie, die die Werte von Respekt, Verständnis und Kooperation in familiären und partnerschaftlichen Beziehungen stärkt.

Die Bagatellisierung von Gewalt innerhalb der Familie kann eine zentrale Bedingung für deren Fortbestehen sein, indem gewaltförmige Handlungen normalisiert und ihre Folgen relativiert werden. Ein Interviewpartner erzählt von Gewalt, ausgehend von der Mutter gegenüber den Kindern, als auch von Gewalt zwischen den Eltern:

„Also meine Frau geniert sich ja in Grund und Boden immer noch, dass ihr einmal bei den Kindern die Hand auskommen ist. (...) Die Kinder haben das sehr gut weggesteckt, weil ich sehe das auch so: Affektreaktionen, unter uns gesagt [weil] laut würde ich das nie sagen, (...) können Kinder ganz gut verkraften. (...) Wir hatten schon eine Phase, wo wir gelegentlich auch gegeneinander handgreiflich waren. Ja, durchaus in der großen Not und Verzweiflung und im großen Stress (...) und Beruf aufbauen usw. (...) Da (...) sind wir schon auch oft an unseren Grenzen immer wieder mal gewesen.“

(17 ES, männlich, 76 J)

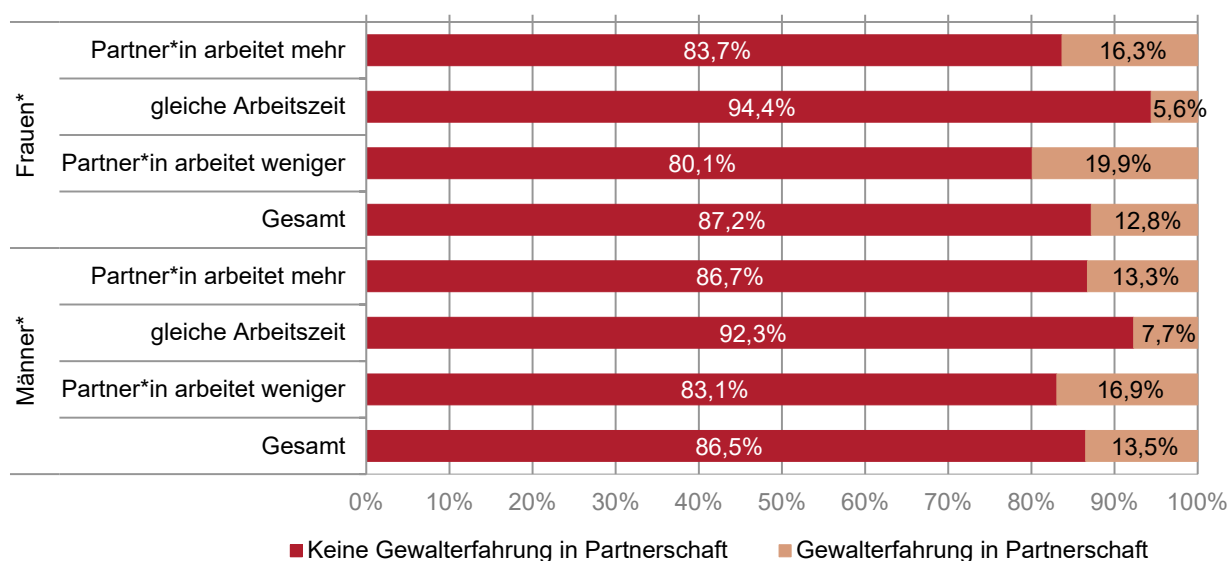
Der Befragte bewertet diese Vorfälle als unproblematisch. Zudem wird im Zitat „unter uns gesagt, (...) laut würde ich das nie sagen“ (ebd.) die mangelnde Übereinstimmung zwischen individueller Rechtfertigung und gesellschaftlichen Normen gewaltfreier Erziehung sichtbar. Darüber hinaus beschreibt der Befragte, dass es in der Vergangenheit wiederholt zu Gewalt in der Partnerschaft kam, insbesondere in Phasen hoher Belastung durch Beruf, Kinderbetreuung und gesellschaftliche Anforderungen. Die Verknüpfung von Stress und Gewalt sowie die nachträgliche Relativierung „Da (...) sind wir schon auch oft an unseren Grenzen immer wieder mal gewesen“ (ebd.) legen nahe, dass gewaltsames Verhalten nicht als Überschreitung, sondern als entschuldbar betrachtet wird. Indem Affektreaktionen als „verkraftbar“ und Überforderung als legitime Entschuldigung für Gewalt dargestellt werden, bleibt eine Reflexion gewaltförmiger Muster aus. Die Bagatellisierung von Gewalt funktioniert somit als stabilisierender Faktor bzw. als Bedingung für Gewalt.

Meso-Ebene

Dieses Kapitel untersucht institutionelle Faktoren, die Gewalt in aktuellen Familiensituationen beeinflussen können. Dazu zählen unter anderem Strukturen, Regeln, Werte und Normen von Institutionen wie Erwerbsarbeit, Einrichtungen wie Schulen sowie Vereine und Nachbarschaften. Im Zuge der GEQ-AT-Erhebung wurden Hinweise auf Bedingungen identifiziert, die das Auftreten und die Dynamik innerfamiliärer Gewalt begünstigen oder verhindern können. Dazu gehören beispielsweise die Aufteilung und Rahmenbedingungen der Erwerbsarbeit, der soziale Druck aus dem Umfeld /der Nachbarschaft/ der Gemeinde, die institutionelle Reaktionsfähigkeit auf Gewalt sowie das Fachwissen, das im Sinne des Gemeinwohls genutzt wird.

Im Rahmen der quantitativen Befragung zeigen sich Unterschiede bei der Verteilung der Erwerbsarbeitszeit zwischen den Partner*innen und der Gewalterfahrung: Bei gleicher Verteilung der Erwerbsarbeitszeit geben weniger Befragte an, Gewalt in der Partnerschaft zu erleben: Bei den weiblichen Befragten sind es 6%, bei den männlichen 8%. Höher sind die Werte, wenn die Erwerbsarbeitszeit ungleich verteilt ist, unabhängig davon ob jeweils mehr oder weniger als der/die Partner*in gearbeitet wird.

Abbildung 32: Arbeitszeitrelation, nach Gewalterfahrung in aktueller Partnerschaft



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=312, gewichtete Stichprobe.

Insgesamt lässt sich somit die Tendenz erkennen, dass eine ausgeglichene Aufteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit und Ressourcen, gemeinsame Entscheidungsfindungen und ein ausgeglichenes Kümmern um andere das Risiko, Gewalt in der Partnerschaft zu erleben, beeinflussen kann.

In den qualitativen Interviews zeigt sich, dass das Ausmaß an Erwerbsarbeit und die damit verbundenen ökonomischen Ressourcenverhältnisse innerhalb von Partnerschaften zentrale Bedingungen für das Entstehen von Gewalt darstellen können. Eine Befragte berichtete, dass körperliche Gewalt in ihrer Beziehung erst auftrat, nachdem sich das Machtverhältnis aufgrund von Veränderungen in der Erwerbsarbeit verschoben hatte. Während zuvor ihr Partner mehr

verdient hatte und über finanzielle Entscheidungen dominierte, nahm sie diese Position ein, nachdem sie mehr zum finanziellen Haushaltseinkommen beitrug. Ihr Partner reagierte darauf mit Widerstand und Gewalt, um das für ihn entstandene Ungleichgewicht zu kompensieren:

„Also körperliche Gewalt war bei uns nie Thema. Das hat sich dann aber tatsächlich geändert. (...) Ich glaube das ist einfach aus seiner Ohnmacht heraus entstanden und dass sich das Machtverhältnis komplett geändert hat. Ich habe dann natürlich auch dementsprechend mit ihm gesprochen, so wie er das davor immer mit mir gemacht hat. "Kannst du das bezahlen? Nein, dann darf ich entscheiden." Und das habe ich dann jetzt auch gemacht. (...) Er hat versucht irgendwie auf einer anderen Ebene das Ungleichgewicht, das entstanden ist, wieder auszugleichen.“

(05 VS, weiblich, 33 J)

Diese Dynamik kann im Kontext traditioneller Männlichkeitsanforderungen verstanden werden. In hegemonialen Geschlechterordnungen (vgl. Connell 2005) wird Männlichkeit eng mit Erwerbsarbeit, Kontrolle über ökonomische Ressourcen und Entscheidungsmacht verknüpft. Gerät dieses Modell durch eine Veränderung in eine Krise, kann dies als Bedrohung der Männlichkeit wahrgenommen werden, wodurch Kompensationsmaßnahmen – einschließlich Gewalt – angewendet werden. Gewalt fungiert hier als Mittel, um eine Machtposition innerhalb der Partnerschaft wiederherzustellen, wodurch die enge Verzahnung zwischen Erwerbsarbeit, Machtverhältnissen und Geschlechternormen deutlich wird.

Die Erwerbsarbeit beeinflusst aktuelle Familienverhältnisse jedoch nicht nur über einen ökonomischen Aspekt. Ein hoher beruflicher Stresspegel kann ebenfalls als eine strukturelle Bedingung für das Entstehen von Gewalt in familiären Beziehungen betrachtet werden. Die Verdichtung von Anforderungen im Berufs- und Privatleben, insbesondere wenn Ausbildung, Erwerbsarbeit und familiäre Verantwortung kumulieren, kann Individuen an ihre Belastungsgrenzen führen. Dies zeigte sich in der Aussage eines Befragten, der berichtete, dass es in seiner Beziehung in Zeiten extremer Belastung wiederholt zu körperlicher Gewalt gekommen sei:

„Wir hatten schon eine Phase, wo wir gelegentlich auch gegeneinander handgreiflich waren. Ja, durchaus (...) In der großen Not und Verzweiflung und im großen Stress und mit allen Therapieausbildung und Wohnprojekt und Kinder klein und Beruf aufbauen usw. Also da waren schon eine Dichte, (...) da sind wir schon auch oft an unseren Grenzen immer wieder mal gewesen.“

(17 ES, männlich, 76 J)

Die hier beschriebene Dichte von Verpflichtungen verweist auf eine strukturelle Überforderung, in der Stress die Wahrscheinlichkeit für Gewalt erhöht. Besonders relevant ist hierbei das Zusammenspiel von beruflichen und privaten Belastungen, das gewaltvolle Affekthandlungen begünstigen kann, wie etwa das „Ausrutschen der Hand“ (17 ES, männlich, 76 J) im Moment der Überforderung.

Im Gegensatz dazu zeigt sich, dass berufliche Autonomie als Schutzfaktor gegen Gewalt wirken kann. Ein Befragter schilderte, dass er seine Stelle kündigte, da er sich in einer hierarchischen Abhängigkeitsbeziehung zu seinem Vorgesetzten befand, die mit seinen Vorstellungen von Autonomie und Selbstverwirklichung nicht vereinbar war:

„Ich (...) habe einfach die letzten drei Jahre gemerkt, dass so Auffassungsunterschiede auch mit meinem aktuellen Chef eben da gewesen sind. (...) Und ich habe dann den Schritt gemacht, dass ich gekündigt habe, weil ich glaube, das wäre sonst ziemlich ungesund geworden.“

(ES 53, männlich, 45 J)

Indem er sich aus dieser strukturellen Zwangslage befreite, entschärfte er potenzielle Konfliktdynamiken. Dieses Beispiel zeigt, wie wichtig berufliche Selbstbestimmung ist, um Konflikte zu vermeiden, besonders wenn Menschen die Möglichkeit haben, belastende Arbeitsverhältnisse zu verlassen. Während hoher beruflicher Stress als strukturelle Überforderung zu Gewaltreaktionen führen kann, ermöglicht berufliche Autonomie eine Regulierung der eigenen Belastung und eine Vermeidung eskalierender Konfliktdynamiken.

Der soziale Druck durch Nachbarschaft, Vereine oder andere Einrichtungen stellt eine Bedingung für Gewalt in familiären Kontexten dar, insbesondere wenn hohe berufliche und private Anforderungen auf strukturelle Defizite wie fehlende Kinderbetreuung oder mangelnde psychologische Unterstützung treffen. In einem Interview wurde sichtbar, wie sozialer Druck aus dem Umfeld eine gewaltfördernde Dynamik begünstigte, indem zur Überforderung der Betroffenen beigetragen wurde. Der Befragte erzählte von Handgreiflichkeiten der Partnerin gegenüber den Kindern, sowie zwischen ihm und der Partnerin und berichtet im Zuge dessen, wie es zu Überforderung und Gewalt kommen konnte: *„Also da waren schon eine Dichte, wo viele andere nur den Kopf geschüttelt haben, wie wir das alles machen und so, da sind wir schon auch oft an unseren Grenzen immer wieder mal gewesen“* (17 ES, männlich, 76 J). Der Befragte deutete darauf hin, dass das soziale Umfeld die außergewöhnliche Belastung der Familie nicht nur wahrgenommen hat, sondern diese auch bewertete. Das Kopfschütteln kann dabei auf unterschiedliche Weise interpretiert werden: Einerseits kann es als Ausdruck gesellschaftlicher Kritik verstanden werden, durch die sich die betroffene Familie unter Druck gesetzt fühlt, ihre Schwierigkeiten zu verbergen oder sich nicht einzugestehen, dass sie ihre Belastungsgrenze erreicht hat. Andererseits könnte es auch als stille Anerkennung für die Bewältigung dieser Herausforderungen gedeutet werden. In beiden Fällen bleibt jedoch eine zentrale Problematik bestehen: Die Familie nimmt keine Unterstützungsangebote in Anspruch oder erkennt die eigene Überforderung nicht an. Dies erhöht das Risiko für innerfamiliäre Konflikte und Gewalt, da keine adäquaten Bewältigungsstrategien entwickelt oder externe Hilfestellungen genutzt werden. Ein weiteres Interview verdeutlichte, wie sozialer Druck in einem dörflichen Umfeld eine Trennung als gesellschaftlichen Makel erscheinen ließ:

„Also das war ja damals die Trennung. Ich meine, Sie müssen sich ja vorstellen, in so einem kleinen Dorf, das ist ja Wahnsinn. Da haben wir als Traumpaar gegolten. Nee. (...),

weil man nie was gehört hat, dass irgendwas schlecht war in der Beziehung.(...) Und bei uns kennt halt fast jeder jeden.“

(57 OP, weiblich, 57 J)

Auch in diesem Interview wird sichtbar, dass gesellschaftliche Erwartungen erheblichen Einfluss auf familiäre Situationen nehmen können. Die soziale Kontrolle kann dazu führen, dass Personen aus Angst, als unfähig oder gescheitert betrachtet zu werden, innerfamiliäre Konflikte nicht offen kommunizieren und die Wahrscheinlichkeit steigt, dass Gewalt verdrängt oder bagatellisiert wird. Durch Bedingungen, die auf der Meso-Ebene wirken, wird Gewalt ein Ausdruck struktureller und gesellschaftlicher Zwänge, die in bestimmten Lebenssituationen eskalieren können.

Eine weitere Bedingung auf der Meso-Ebene für Gewalt stellt die institutionelle Verantwortungslücke dar, die sich durch strukturelle Hürden und unzureichendes Eingreifen sozialer Institutionen manifestiert. Eine Befragte berichtete, dass ihrer Erfahrung nach institutionelle Akteure wie die Kinder- und Jugendhilfe erst dann intervenieren, wenn sich Gewalt gegen Kinder bereits in einem eskalierten Stadium befindet: *„Also das kriege ich in den Beratungen mit, [welche] Gewalt passieren muss an Kindern. Ja, dass es ernst genommen wird. Das ist der Wahnsinn“* (22 ES, weiblich, 48 J). Die Aussage unterstreicht, dass präventive Maßnahmen häufig ausbleiben und stattdessen erst nach gravierenden Vorfällen eine Reaktion erfolgt. Diese strukturelle Trägheit führt dazu, dass betroffene Kinder über lange Zeiträume hinweg Gewalt ausgesetzt bleiben, ohne dass adäquate Schutzmechanismen greifen. Zusätzlich verschärft die strukturelle Überlastung sozialer Institutionen die Problematik:

„Ich habe alles getan. Jetzt ist ein Jugendamt verantwortlich, da dran zu sein. Oder auch nicht oder wie auch immer. Mhm, genau so! Und bin wieder mal für alles fast zuständig. Genau die Entscheidungen.“

(22 ES, weiblich, 48 J)

Institutionen wie das Jugendamt sind durch eine chronische Ressourcenknappheit gezwungen, Fälle nach Dringlichkeit zu priorisieren. Infolgedessen werden die gravierendsten Fälle vorrangig behandelt, während erste Hinweise auf Gewalt oftmals erst dann aufgegriffen werden, wenn sich die Situation bereits zugespitzt hat. Diese institutionelle Begrenzung führt dazu, dass präventive Interventionen ausbleiben und Gewalt sich über längere Zeiträume hinweg ungehindert entwickeln kann.

Das Problem institutioneller Missstände bei der Gewaltintervention und -prävention wurde im Interview einer Fachkraft verdeutlicht. Die Befragte sprach im Interview über ihre prekären Arbeitsbedingungen und unzureichende strukturelle Unterstützung in einem Kinderheim. Sie schilderte die extremen Herausforderungen in ihrem beruflichen Umfeld:

„Die Kinder, die waren halt wirklich enorm, weil was eben passiert ist vorher. Ja, also die haben ja alle einen Missbrauchshintergrund (...). Dann auf einmal mit dem Messer hinter mir gestanden und wollten mich umbringen oder haben einfach Fensterscheiben geklaut und wollten mir die Steine auf den Kopf hauen. (...) Also, dass sie überhaupt solche Kinder mit einem 19-jährigen Mädchen lassen, ist so verantwortungslos.“

(42 OP, weiblich, 26 J)

Nicht nur die Betroffenen, sondern auch die Fachkräfte selbst sind massiven Belastungen ausgesetzt. Die fehlende institutionelle Unterstützung sowie der Personalmangel führen dazu, dass pädagogische Fachkräfte an ihre Grenzen geraten, was letztlich dazu beitragen kann, dass Schutzräume für Betroffene nicht ausreichend gesichert werden. Die Befragte betonte zudem die Problematik mangelnder Qualifikationsanforderungen und institutioneller Fahrlässigkeit. Diese strukturelle Fehlentscheidung zeigt, dass eine unzureichende professionelle Ausstattung und eine fehlende institutionelle Reflexion darüber, welche Rahmenbedingungen für den Schutz vulnerabler Gruppen notwendig wären, eine Eskalation von Gewalt begünstigen können. In den Interviews wurde sichtbar, dass nicht ein mangelndes Verantwortungsbewusstsein, sondern die strukturelle Überlastung eine zentrale Bedingung für Gewalt darstellt.

Gleichzeitig zeigt sich, dass es auch ein starkes Vertrauen in Institutionen gibt, insbesondere in die Polizei, wenn es um den Schutz vor physischer Gewalt geht. Eine Befragte betonte, dass sie in einem solchen Fall ohne Zögern handeln würde: *„Wenn irgendwie auch nur ein Anflug von physischer Gewalt dabei wäre, würde [ich] sofort die Polizei rufen“* (42 OP, weiblich, 26 J). Dieses Vertrauen resultiert in diesem Fall aus familiären Bezügen, die ein positives Bild der Institution vermittelten:

„Mein Bruder ist bei der Kriminalpolizei. (...) Aber ich weiß, dass er so ein gewissenhafter, guter Mensch ist und seine Kollegen so sind wie er. Dann weiß ich, dass nichts schiefgehen kann. Mehr oder weniger.“

(42 OP, weiblich, 26 J)

Die Aneignung von Wissen sowie spezifische Ausbildungen stellen eine zentrale Bedingung für Gewaltfreiheit auf der Meso-Ebene dar. Durch gezielte Qualifikation können Personen Kompetenzen erwerben, die nicht nur zur Prävention von Gewalt, sondern auch zur aktiven Förderung von Gewaltfreiheit beitragen. Ein Befragter beschrieb, wie seine umfassende Ausbildung ihm ermöglichte, präventiv in Schulen und Institutionen zu wirken:

„Ich kann am besten reden, ich kann am besten Kinder und Jugendliche überzeugen. (...) [Ich] habe dann alle Trainerausbildungen gemacht. (...) Und habe dann gesagt: Ich würde gern ein Sicherheitskonzept in die Schulen bringen. (...) Ich habe dann den Sexualpädagogin gemacht, den akademischen Freizeitpädagogen für Sport, Gewaltprävention, bin Genderbeauftragter, mache unter anderem auch Kinderschutzkonzepte (...) und habe in diesem Bereich dann sehr, sehr gut durchgearbeitet.“

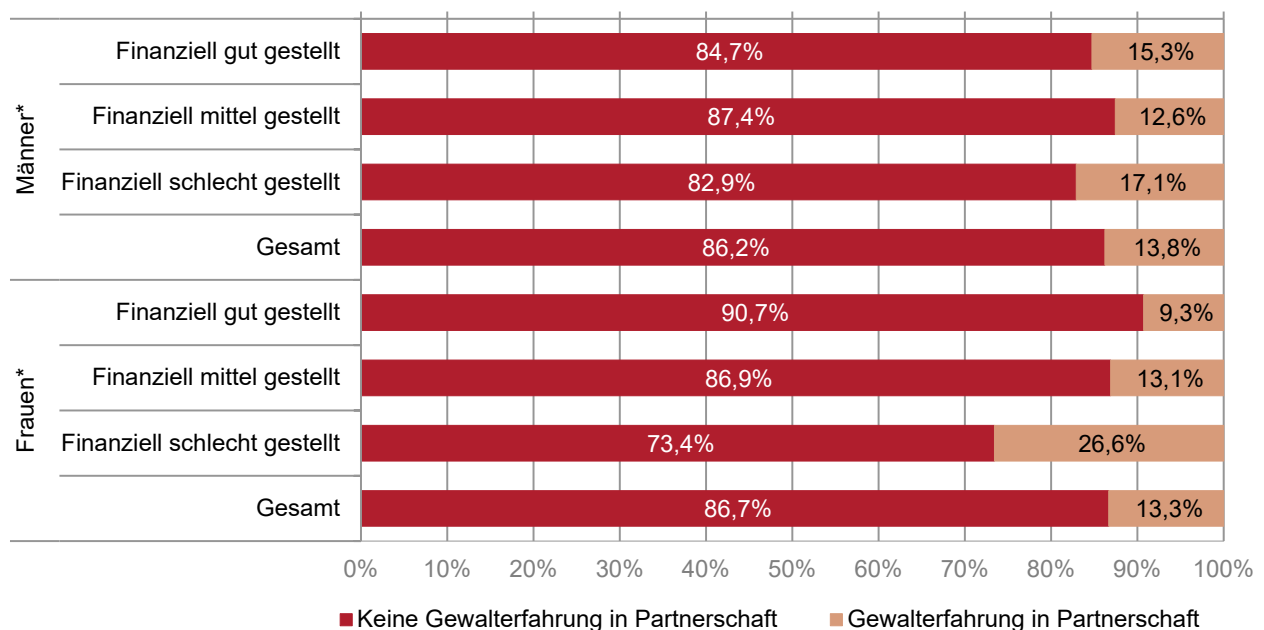
(60 JS, männlich, 60 J)

Wissen wird hier nicht nur als individuelle Ressource genutzt, sondern trägt auch zur gesellschaftlichen Verantwortung bei, indem es aktiv in Bildungs- und Präventionskonzepte integriert wird. Durch die Entwicklung von Programmen zur Gewaltprävention, insbesondere im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit, wird Wissen als stabilisierender Faktor genutzt, um Gewalt vorzubeugen und langfristig Strukturen zu etablieren, die gewaltfreie Konfliktlösungen begünstigen.

Makro-Ebene

Dieses Kapitel untersucht die gesamtgesellschaftlichen Faktoren, die Gewalt in aktuellen Familiensituationen beeinflussen können. Dazu zählen unter anderem gesetzliche Regelungen wie das Gewaltschutzgesetz, das Schutzmaßnahmen für Betroffene häuslicher Gewalt vorsieht, sowie die österreichischen Karenzbestimmungen, die finanzielle und arbeitsrechtliche Absicherungen für Eltern bieten. Auf der Makro-Ebene wurden im Zuge der Fragebogenerhebung und der Interviewanalyse zentrale Einflussfaktoren wie die ökonomische Situation bzw. finanzielle Abhängigkeiten identifiziert. Diese Bedingungen prägen Handlungsspielräume und Machtverhältnisse in Beziehungen und können sowohl das Risiko für Gewalt erhöhen als auch Schutz davor bieten. Die aktuelle finanzielle Situation hat insbesondere für Frauen* einen Einfluss auf Gewalterfahrungen in Partnerschaften. Mehr als ein Viertel der Frauen* (27%), die finanziell schlecht gestellt sind, sind von Gewalt in der Partnerschaft betroffen. Bei Frauen*, die ihre finanzielle Situation als gut gestellt einstufen liegt der Anteil bei 9%. Bei Männern* hat die ökonomische Situation demgegenüber keinen signifikanten Einfluss auf Gewalterfahrungen in der Partnerschaft.

Abbildung 33: Finanzielle Situation, nach Gewalterfahrung in aktueller Partnerschaft-



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=38, gewichtete Stichprobe.

Die finanzielle Abhängigkeit als Bedingung für Gewalt sowie die finanzielle Unabhängigkeit als Bedingung für Gewaltfreiheit konnten ebenfalls in den Interviews erhoben werden. Ein Interviewpartner beschrieb, wie insbesondere Männer* in seinem Umfeld aus finanziellen Gründen an unglücklichen Beziehungen festhielten:

„Und es sind viele Männer in meinem Alter oder jünger gekommen und haben gesagt: „Ich bewunder dich, dass du das gemacht hast. Ich traue mich das nicht. Ich würde es gern, aber ich traue mich nicht, weil wir sind finanziell miteinander verbandelt.“ Und da habe ich dann gesehen, dass es viele Menschen gibt, die einfach sich nicht scheiden lassen, weil sie den finanziellen Schritt nicht wagen. Und witzigerweise sind es meistens Männer gewesen, die dann gesagt haben: Du, ich habe jetzt ein Haus, ich habe jetzt das, ich habe das und das. Und wenn ich mich jetzt scheiden lasse, dann verliere ich alles und und und. Das will ich gar nicht mehr. Da bleibe ich lieber zusammen. (...) Ich möchte nicht beim Frühstück sitzen und dann haben wir eine Messerstecherei. Wenn es geht, gib mir die Butter bitte rüber. Das möchte ich nicht. Ich möchte im Alter genauso glücklich sein.“

(60 JS, männlich, 60 J)

Die finanzielle Verflechtung innerhalb von Partnerschaften wirkt als eine Form struktureller Abhängigkeit, die Handlungsspielräume einschränkt und die individuelle Entscheidungsfreiheit begrenzt. Ebenso stellt finanzielle Abhängigkeit eine Folge bzw. einen Hinweis auf ungleiche Machtverhältnisse und gewaltvolle Strukturen in Beziehungen dar. In diesem Zusammenhang lässt sich die Differenzierung von Joan B. Kelly und Michael P. Johnson (2008) zwischen verschiedenen Formen partnerschaftlicher Gewalt heranziehen. Ihre Forschung zeigt, dass insbesondere bei zwangskontrollierender Gewalt („coercive controlling violence“) wirtschaftliche Abhängigkeit ein zentrales Kontrollinstrument darstellt, das Betroffene daran hindert, die Beziehung zu verlassen oder sich gegen Gewalt zu wehren. Damit wird deutlich, dass finanzielle Autonomie nicht nur eine Bedingung für individuelle Entscheidungsfreiheit ist, sondern auch eine Bedingung für Gewaltfreiheit darstellen kann.

Gleichzeitig zeigt ein weiteres Beispiel aus den Interviews, dass finanzielle Unabhängigkeit Trennungen erleichtern und potenzielle Konflikte entschärfen konnte. Eine Befragte berichtete, dass sie durch einen Ehevertrag und bewussten Verzicht auf Abhängigkeitsverhältnisse eine einvernehmliche Scheidung erreichte und so langfristig ihre Autonomie sicherte. Diese Ergebnisse verdeutlichen, dass finanzielle Eigenständigkeit ein zentraler Faktor zur Vermeidung konflikthafter und potenziell gewalttätiger Beziehungskonstellationen sein kann.

„Wir haben in der Trennungsphase einen Ehevertrag gemacht, wo dann alles geregelt war. Und dann habe ich gesagt, wenn er sich scheiden lassen will, dann muss er das machen, weil ich will mich nicht scheiden lassen. (...) Und dann war die Scheidung (...) Und dann fragt sie [die Richterin] mich, weil wir haben gesagt, wir verzichten gegenseitig auf alles, auch auf diesen Anspruch, auf die Witwer oder Witwenpension. Ja, ähm. (...) Wollen Sie wirklich verzichten? (...) Dann habe ich gesagt, ich verzichte. Ich möchte

verzichten. Darauf habe ich gesagt, ich bin seit meinem neunzehnten Lebensjahr Vollzeit arbeiten gegangen, nur zwei Jahre in Karenz. Ich weiß, was ich Pension kriege, und ich kann von dem leben und ich brauche das nicht. Und dann ist es Zeit, sich zufrieden zu geben und dann ist das durchgegangen. Also wir sind wirtschaftlich total getrennt. Also auch für die Zukunft.“

(35 OP, weiblich, 61)

Auffällig ist, dass in der qualitativen Interviewerhebung vergleichsweise wenige Bedingungen auf der Makro-Ebene von den Befragten benannt wurden. Dies lässt sich dahingehend interpretieren, dass Erklärungen für Gewalt(freiheit) tendenziell eher auf der Onto- und Mikro-Ebene gesucht werden, während strukturelle Bedingungen, die die individuelle Situation prägen, weniger Beachtung finden. In der Analyse spiegelt sich dies auch in der geringen Zahl an Codes auf der Makro-Ebene wider.

Gewalt und Gewaltkonstellationen in der Kindheit

Obgleich der Schwerpunkt der vorliegenden Studie auf Gewalt und Gewaltfreiheit in der aktuellen Lebenssituation der Befragten liegt, werden in den folgenden zwei Kapiteln ergänzend auch die Erfahrungen mit Gewalt und Gewaltfreiheit in der Herkunftsfamilie systematisch dargestellt.

Es zeigt sich in der Fragebogenerhebung, dass Gewalterfahrungen in der Kindheit häufiger aufgetreten sind, als in der Partnerschaft. Allerdings wurden Gewalterfahrungen in der Kindheit generell abgefragt, während sich diese in der Partnerschaft auf das letzte Jahr begrenzten. Ungefähr ein Drittel der Befragten gibt an, in ihrer Kindheit selbst Beschimpfungen und Bestrafungen erlebt zu haben. Ergänzend dazu wurde auch in den qualitativen Interviews über psychische Gewalt in der Herkunftsfamilie berichtet. Eine Interviewpartnerin beschrieb, die in der quantitativen Erhebung erfassten Beschimpfungen und verdeutlichte, wie psychische Gewalt im familiären Kontext als mächtiges Disziplinierungsinstrument erlebt wurde. *„Es war schon (...) gewaltvoll, aber nicht im Sinne von physische[r] Gewalt, sondern so dieses Anschreien, Beschuldigen, dann mit Ignoranz, Strafen mit Schweigen“* (61 JS, weiblich, 32 J). Eine weitere Befragte ergänzte:

„Na also, das muss ich sagen. Also körperliche Gewalt sicher nicht. Also, dass psychische Gewalt. Ja. Ja, ich schätze mal, im normalen Ausmaß – wie es halt so ist, wenn man in der Erziehung, glaube ich, hin und wieder, ja, verwendet man halt Ausdrücke, die halt nicht so ganz gewaltfrei vielleicht [sind], ja.“

(45 JS, weiblich, 41 J)

Hier wird deutlich, dass psychische Gewalt an Kindern als Erziehungsmaßnahme häufig verharmlost und als „normal“ empfunden wird, was auf eine gesellschaftliche Tendenz zur Bagatellisierung dieser Gewaltform hinweist.

Von körperlicher Gewalt war rund ein Viertel der Befragten selbst betroffen, wobei dies häufiger auf Männer* zutrifft (29% vs. 23%). Auch in den Interviews wurden physische Gewalterfahrungen geschildert: „Ja, (...) aber es war auch früher, dass mein Bruder und ich auch Watschen kriegten. Also das war schon auch also dann in dem Sinne physische Gewalt“ (61 JS, weiblich, 32 J). Eine weitere Interviewpassage zeigte, wie alltagspräsent Gewalt im sozialen Nahraum in der Kindheit war:

„Es ist manchmal mit Schreie[n] oder Schläge[n] erledigt worden. Wir Kinder haben immer aufpassen müssen, wenn wir gemerkt haben, die Erwachsenen - und da waren viele Erwachsene um uns herum. Im Nebenhaus haben mein Onkel und Tante gewohnt. Der Onkel war auch sehr schwierig. Ähm, genau. Also es war ja Chaos. Chaos, also in herausfordernden Situationen war einfach Chaos. [Es] war eine große Überforderung da. Genau wo man als Kind einfach versucht auszustellen und und schnell lernt (...) was geht, was geht nicht.“

(24 JS, weiblich, 56 J)

Weibliche Befragte geben hingegen häufiger an von sexuellem Missbrauch betroffen gewesen zu sein: Dies trifft auf 6,4% der Frauen* und 2,0% der Männer* zu. In den Interviews berichteten ausschließlich Frauen* über erlebte sexualisierte Gewalt. Eine Interviewpartnerin schilderte: „Mein Vater war pädophil. (...) Und irgendwann war ich das einzige verfügbare Mädchen“ (15 VS, weiblich, 55 J). Dieses Zitat veranschaulicht eindringlich die Schwere und das familiäre Umfeld von sexualisierter Gewalt und stützt die quantitativen Ergebnisse zur höheren Betroffenheit von Frauen*. Männliche Interviewpartner hingegen berichteten über miterlebte oder vermutete sexualisierte Gewalt an weiblichen Familienmitgliedern. Ein Interviewpartner erzählte:

„Äh, ja, das ist tatsächlich ein sehr schwieriges Thema für mich. Ich werde versuchen, es trotzdem zu sagen. Es hat sich dann später, Jahre später, herausgestellt, dass unser Vater meine Schwester sexuell missbraucht hat.“

(29 VS, männlich, 36 J)

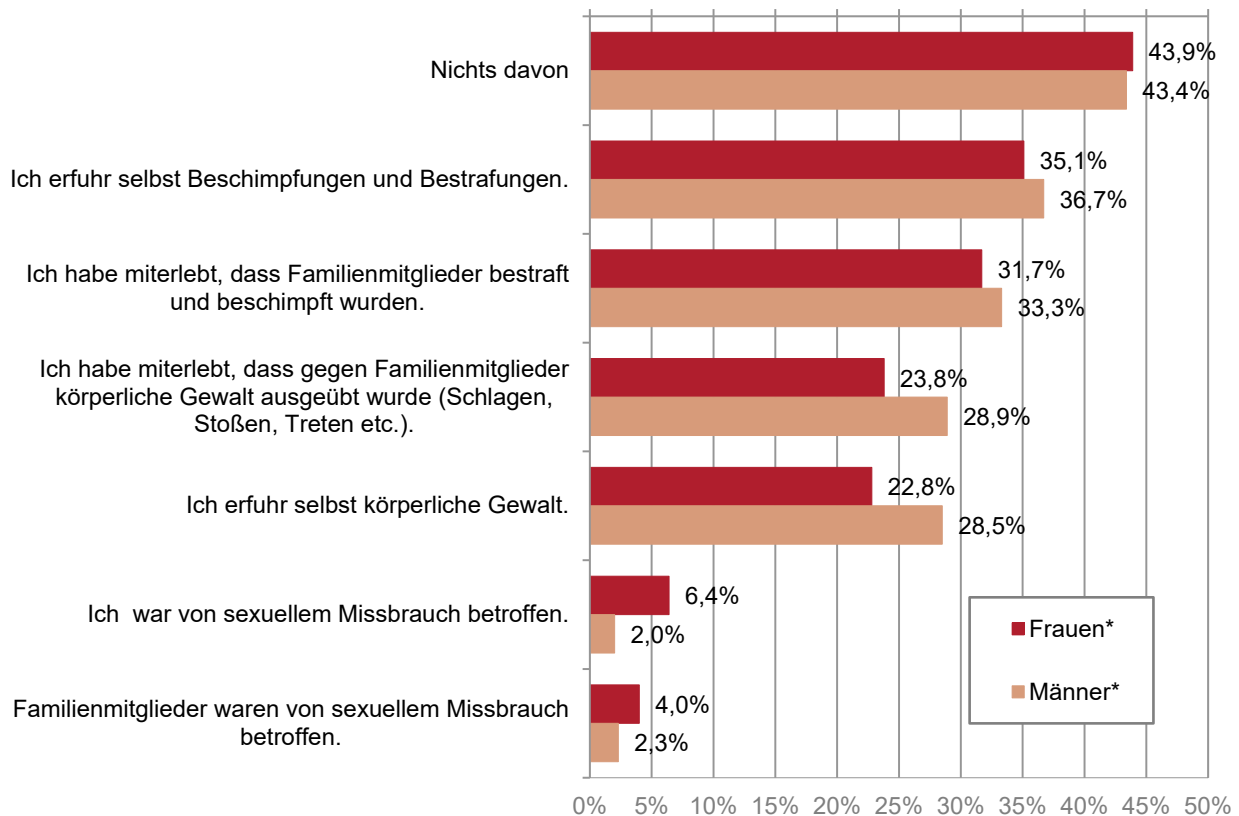
Zudem geben 4,0% der weiblichen und 2,3% der männlichen Befragten an, dies bei Familienmitgliedern miterlebt zu haben. Ebenso konnte in den Interviews miterlebte Gewalt in der Kindheit festgestellt werden, wenngleich diese Gewaltform in den meisten Fällen nicht als Gewalterfahrung von den Befragten benannt wurde. Die Interviewte erzählte, wie sie als Kind miterleben musste, dass ihre Großmutter von ihrem Großvater geschlagen wurde. Gleichzeitig wurde sie selbst auch teilweise Ziel von Gewalt oder Beobachterin dieser Gewalt:

„Also der erste (...) war mein Opa, also der Papa von [der] Mama. Das war diese Familie, wo ich dann untergebracht war. Ja, ähm. Wenn der wütend, zornig, überfordert, müde war, hat er die Oma geschlagen, oder wenn er mich schlagen wollte, ist die Oma

manchmal dazwischen gegangen und hat so quasi den Prügel für mich abgeholt. Beides war schlecht.“

(24 JS, weiblich, 56 J)

Abbildung 34: Gewalterfahrungen in Kindheit (Mehrfachnennung möglich), nach Geschlecht



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=49, gewichtete Stichprobe.

Dabei zeigt sich, dass die Gewalt zumeist von Vätern bzw. männlichen Bezugspersonen ausgeht, wobei männliche Befragte dies etwas häufiger angeben (78% vs. 72%). Rund 61% der Befragten geben an, dass die Mutter bzw. weibliche Bezugsperson (auch) Gewalt ausübten. Hier zeigen sich kaum Unterschiede nach dem Geschlecht.

In den qualitativen Interviews wurde sowohl über Väter bzw. männliche Bezugspersonen als auch über Mütter bzw. weibliche Bezugspersonen als gewaltausübende Personen berichtet. Ein Beispiel für erlebte physische Gewalt durch den Vater beschrieb eine Befragte so:

„Mein Papa ist ein paar Mal richtig, wenn ich ihm auf die Nerven gegangen [bin] (...) ausgeflippt (...). Dann ist es schon arg geworden. Dann hat er schon fest zu hauen können und das war dann schon. Das war dann schon heftig.“

(24 JS, weiblich, 56 J)

Ein weiteres Beispiel zeigt ebenfalls unterschiedliche Gewaltformen ausgehend vom Vater. Die Befragte schilderte, wie physische Gewalt mit psychischer Belastung verknüpft war, indem der Vater Eigentum zerstörte und so eine zusätzliche Bedrohung erzeugte:

„Also viel rumgebrüllt, der hat auch beschimpft. (...) sondern es war eher treten oder Sachen kaputthauen. Also er hat oft Gegenstände kaputt gemacht, ähm Spielsachen von uns oft in Situationen, wo ich und meine Schwester anwesend waren.“

(54 OP, weiblich, 33 J)

Auch Gewalt durch Mütter bzw. weibliche Bezugspersonen wurde in den Interviews thematisiert. Mehrere Befragte berichteten von physischen Übergriffen durch die Mutter, wie etwa: *„(...) aber die Mama hat den Kochlöffel an meiner Schwester zerprügelt“* (60 JS, männlich, 60 J). Aber auch psychische Gewalt ausgehend von der Mutter wurde von Befragten in der Kindheit erlebt. Im folgenden Beispiel wird die frühe Erfahrung entwertender und sexualisierender Beschämung durch die Mutter sichtbar:

„Ja, sie hat einen wörtliche schon wild runtergestellt. (...) Ja und meine Mom kommt rein und sagt, was ich für ein Flitscherl bin und dass ich mit allen was habe und wahrscheinlich bin ich eh schon schwanger und keine Ahnung. Da war ich elf Jahre, zehn Jahre, wenn überhaupt.“

(62 VS, weiblich, 24 J)

Eine andere Befragte schilderte extrem fordernde und psychisch belastende Strafen ausgehend von der Mutter:

„Ja, aber auch psychische Gewalt, emotionale Erpressung oder auch inadäquat harte Bestrafungen, wie stundenlang auf dem Sofa sitzen. Und meine Mutter ist dann immer wieder gekommen, hat herumgeschrien, ob ich jetzt endlich weiß, was ich sagen muss. Und ich wusste es nicht. Ich wusste nicht, dass sie von mir eine Entschuldigung haben wollte. Und das über Stunden. Sie ist wieder reingekommen und hat mich angeschrien. Gefragt, ob ich jetzt endlich weiß, was ich zu sagen habe. Und ich so "Nein", weil ich es nicht wusste.“

(05 VS, weiblich, 33 J)

Darüber hinaus geben rund 20% der weiblichen und rund ein Viertel der männlichen Befragten (auch) ihre Geschwister als Täter*innen an. Auch in den Interviews wurde Gewalt ausgehend von Geschwistern beschrieben. Erzählungen der Befragten zeigen, dass diese sowohl physische als auch psychische Gewalt umfassten:

„Ja, zu Konflikten ist es dann eigentlich in erster Linie mit meiner Schwester gekommen, wo sehr viel, sehr viel Streit da war, wo es ja intensiv körperlich und auch verbal immer wieder Hänseleien da waren (...).“

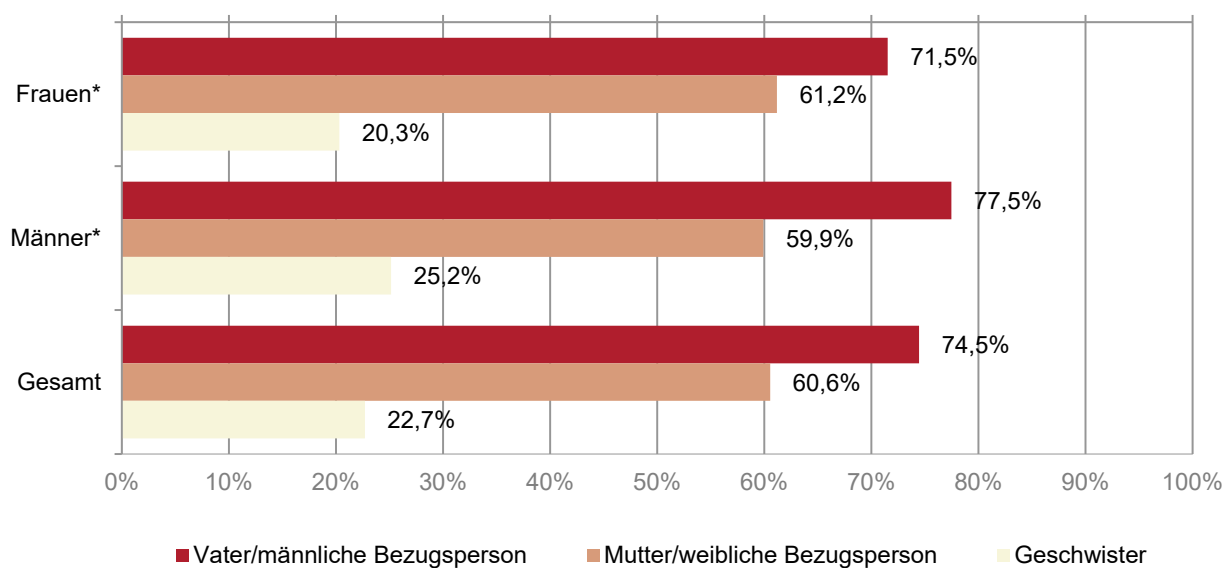
(53 ES, männlich, 45 J)

Dieses Beispiel verdeutlicht die Verschränkung körperlicher Auseinandersetzungen mit psychischer Herabwürdigung in der Geschwisterbeziehung. Ein weiteres Beispiel zeigt Gewalt durch einen Bruder, wobei hier vor allem die psychische Dimension der Gewalterfahrung, das Erleben von Machtlosigkeit und Unterordnung, hervorgehoben wurde:

„Dann, bei meinem Bruder, war es ein bisschen so, der war der Jüngste, und der war manchmal ein bisschen jähzornig und hat halt immer seinen Kopf durchgesetzt. (...) Ich habe halt dann Sachen eher ja so über mich ergehen lassen.“

(26 JS, männlich, 49 J)

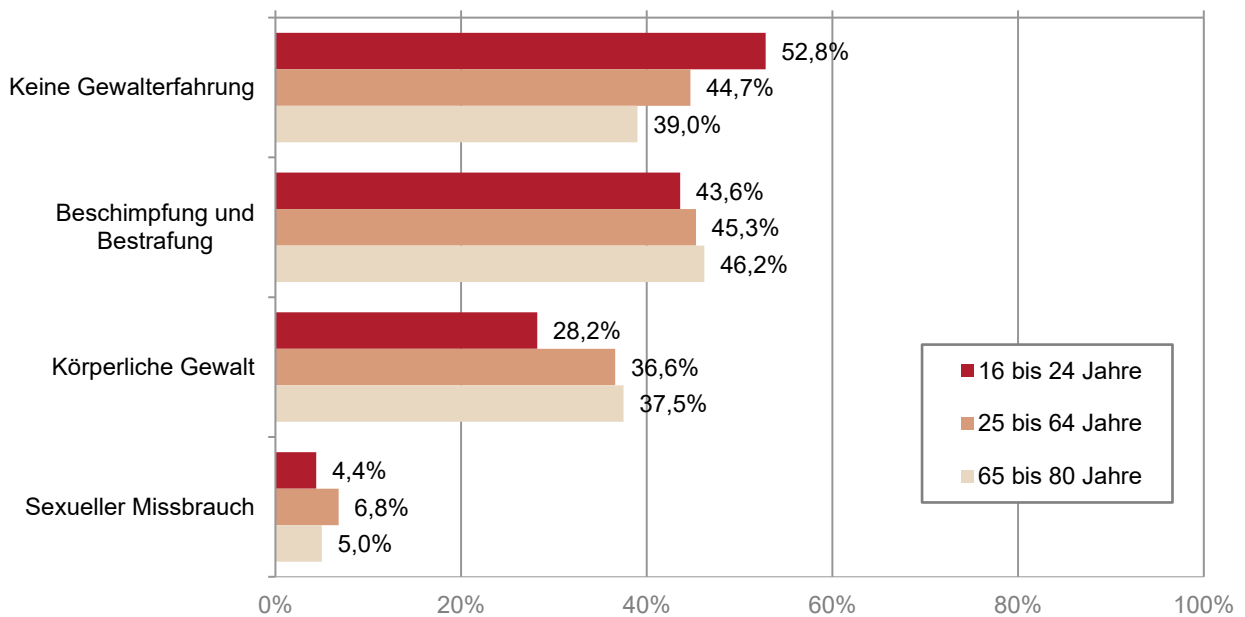
Abbildung 35: Geschlecht der Befragten, nach gewaltausübender Person bzw. Täter*innen in Kindheit (Mehrfachnennung möglich)



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.254, n miss=270, gewichtete Stichprobe.

Gewalterfahrungen in der Kindheit nehmen mit zunehmendem Alter zu: So hat etwas weniger als die Hälfte (47%) der bis 24-Jährigen eine Gewalterfahrung in der Kindheit angegeben, im Alter zwischen 25 bis 64 trifft dies bereits auf 55% zu und bei älteren Personen ab 65 Jahren steigt dieser Anteil auf 61% an. Differenziert nach Gewaltformen nimmt insbesondere die Erfahrung körperlicher Gewalt mit zunehmendem Alter zu, was unter anderem durch eine veränderte gesellschaftliche Einstellung zu Erziehungsstrategien weg von Züchtigung hin zu gewaltfreier Erziehung erklärbar ist. Dieses Muster zeigt sich auch in der qualitativen Erhebung: Ältere Interviewteilnehmende berichten häufiger und ausführlicher über erfahrene Gewalt in ihrer Kindheit, insbesondere über physische Gewalt. Dieses Ergebnis steht im Einklang mit bestehenden Studien, die einen Rückgang körperlicher Gewalt im sozialen Nahraum und vor allem im Zuge der Erziehung über die Generationen hinweg nachweisen (Kapella et al. Gallup 2020).

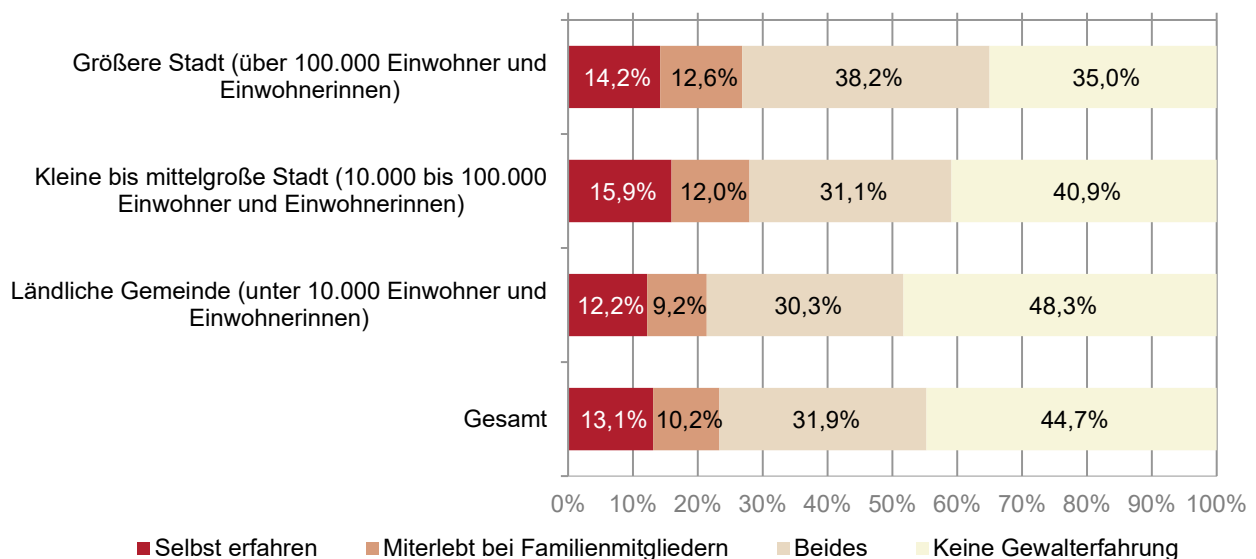
Abbildung 36: Gewalterfahrungen in Kindheit (Mehrfachnennung möglich), nach Alter



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=88, gewichtete Stichprobe.

Zudem ergeben sich in Bezug auf Gewalterfahrungen in der Kindheit auch Unterschiede nach dem Wohnort. So sind Personen, die in einer größeren Stadt aufgewachsen sind, häufiger von Gewalt in der Familie betroffen (selbst erlebt und / oder bei Familienmitgliedern miterlebt): Lediglich rund 35% dieser Personen geben an, keine Gewalterfahrungen in der Kindheit erlebt oder beobachtet zu haben, während dies auf rund 48% von Personen aus ländlichen Regionen zutrifft.

Abbildung 37: Region in Kindheit, nach Gewalterfahrung in Kindheit



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=111, gewichtete Stichprobe.

Im Gegensatz zu Gewalt in der Familie ergeben sich in Bezug auf ein breiteres Umfeld (d.h. in der Nachbarschaft und Schule) geschlechtsspezifische Differenzen: So erleben Männer* in dieser Gewaltkonstellation häufiger Gewalt als Frauen*. Lediglich 38% der Männer* gaben hierbei keine Gewalterfahrung an, wohingegen sich dieser Anteil bei den Frauen* auf 53% beläuft. Geringer sind die Geschlechterunterschiede bei der Gewaltbetroffenheit anderer Kinder und Jugendlicher in der Nachbarschaft oder Schule. Diesbezüglich geben lediglich rund 28% der männlichen und 23% der weiblichen Befragten an, dies nie erlebt zu haben. Obwohl Gewalterfahrungen außerhalb der Herkunftsfamilie in den qualitativen Interviews nicht systematisch abgefragt wurden, thematisierten vereinzelt Befragte diese dennoch im Verlauf der Interviews. Aus diesen Erzählungen lässt sich ableiten, dass Schule und Nachbarschaft zentrale Orte von Gewalterfahrungen außerhalb der Familie darstellen. Eine befragte Person berichtete sowohl über Gewalt gegenüber Jungen* in ihrer Volksschule als auch eigene Gewalterfahrungen aufgrund ihres damaligen Geschlechtersausdrucks in der Unterstufe. Sie schilderte:

„Meine Volksschulzeit war relativ hektisch, weil das ein bisschen eine Problemschule war. (...) Was ich mitgekriegt habe, gab es eine von diesen Lehrerinnen, die war nur kurz da. (...) Die war sehr rassistisch und ist dann auch von der Schule geflogen. (...) Und jetzt weiß ich auf jeden Fall im Nachhinein, dass sie die Buben beim Umziehen gefilmt hat, um zu zeigen, wie ungezogen sie sind.“

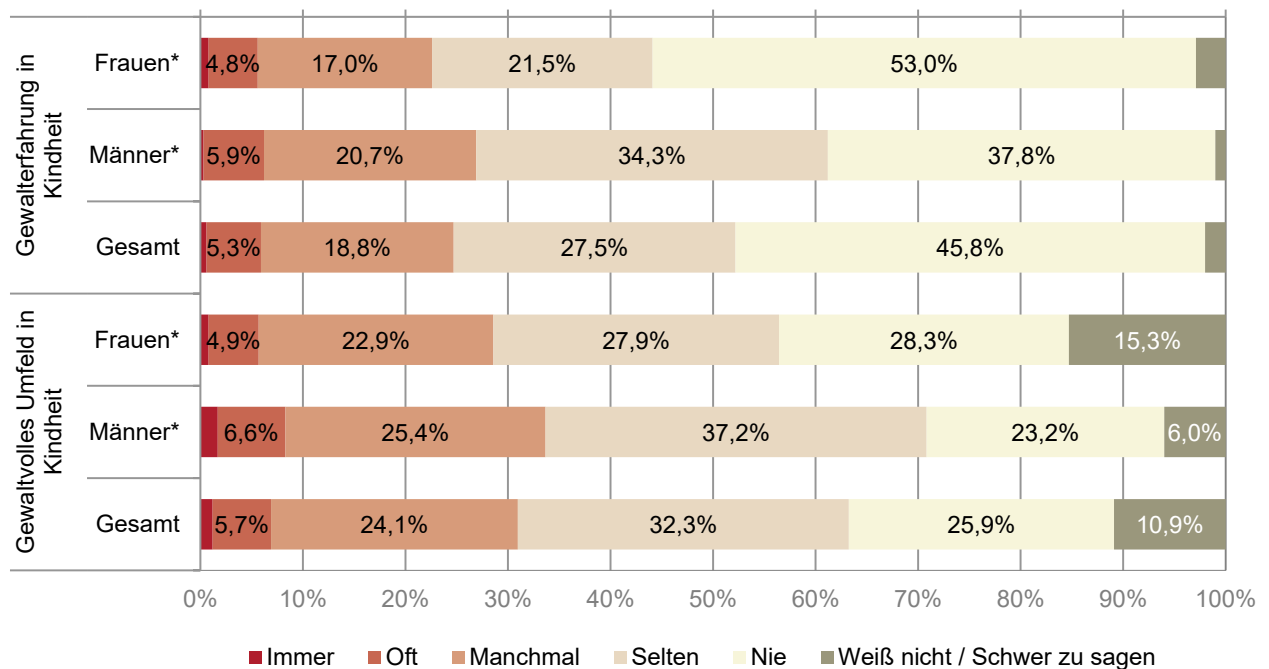
(13 VS, non-binär, 20 J)

In der weiteren Schullaufbahn erlebte dieselbe Person Erfahrungen von sozialer Ausgrenzung aufgrund von Geschlechtersausdruck:

„In der Unterstufe, also so gemobbt worden bin ich nie. (...) Ein bisschen Außenseiter. (...) Einerseits aufgrund meiner Queerness. (...) Ich glaube, mit zwölf oder so habe ich das erste Mal meine Haare kurz geschnitten und dann gab es aus meiner Klasse blöde Sprüche wie: Hey, bist du jetzt lesbisch?“

(13 VS, non-binär, 20 J)

Abbildung 38: Geschlecht, nach Gewalt in Kindheit



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=53, 54 und 58, gewichtete Stichprobe; Werte unter 3% zur besseren Darstellbarkeit nicht ausgewiesen.

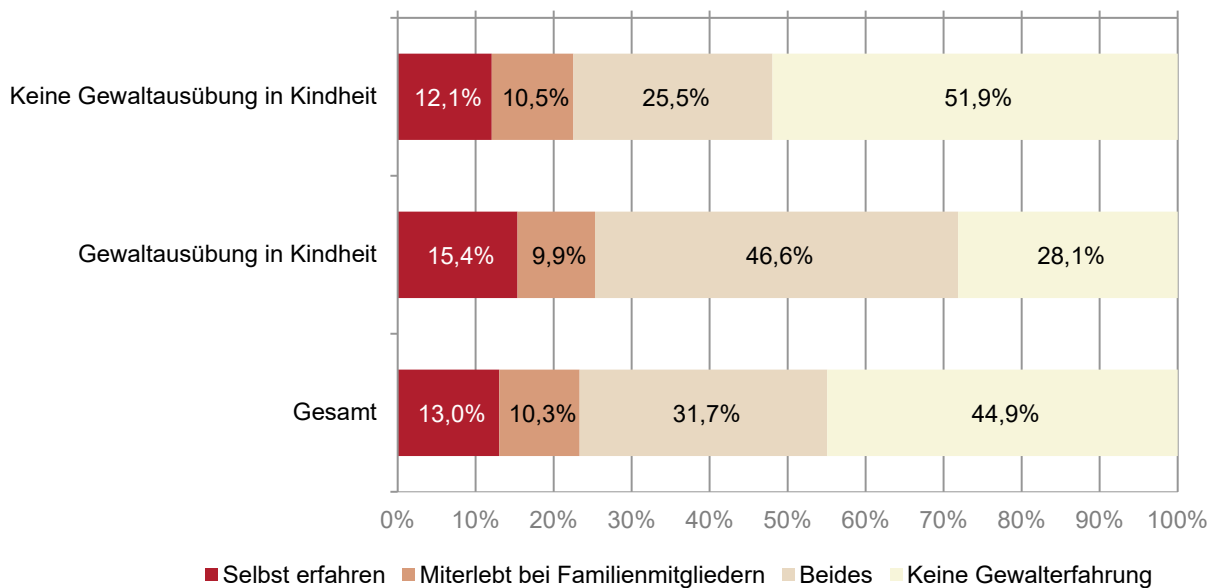
Bedingungen für Gewalt und Nicht-Gewalt in der Kindheit: Analyse auf Onto-, Mikro-, Meso- und Makro-Ebene

Im folgenden Kapitel werden die Bedingungen für Gewalt und Gewaltfreiheit in der Kindheit anhand des bereits vorgestellten mehrstufigen Rahmenmodells dargestellt. Die identifizierten Faktoren werden den vier Ebenen – Onto-, Mikro-, Meso- und Makro-Ebene – systematisch zugeordnet. Da sich die Bedingungen für Gewalt und Gewaltfreiheit in der Herkunftsfamilie weitgehend mit jenen der aktuellen Lebenssituation überschneiden, werden an dieser Stelle ausschließlich die quantitativen Ergebnisse zu Gewalt(freiheit) in der Kindheit sowie ergänzende qualitative Erkenntnisse, die explizit die Herkunftsfamilie betreffen, dargelegt.

Onto-Ebene

Die Wahrscheinlichkeit einer Gewalterfahrung in der Familie erhöht sich, wenn in der Kindheit eine Gewaltausübung gegenüber anderen stattgefunden hat – die Person also selbst Täter*in war. Von jenen, die in der Kindheit keine Gewalt ausgeübt haben, gibt mehr als die Hälfte an, auch keine Gewalt erfahren zu haben. Wurde hingegen Gewalt selbst ausgeübt, trifft dies auf lediglich 28% zu. Mit der dargestellten Befundlage wird ein statistischer Zusammenhang zwischen eigener Gewaltausübung in der Kindheit und dem Erleben von Gewalt in der Familie aufgezeigt, ohne eine Aussage über Richtung oder Kausalität dieses Zusammenhangs zu treffen.

Abbildung 39: Gewaltausübung in Kindheit, nach Gewalterfahrung in Kindheit



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=88 und , gewichtete Stichprobe.

In der qualitativen Interviewanalyse lassen sich Parallelen zu diesem quantitativen Ergebnis erkennen. Eine interviewte Person, die in einem sozialen Nahraum aufwuchs, in dem sie selbst Gewalt erlebte und kontinuierlich Gewaltanwendungen unter und an Geschwistern sowie gegenüber Erwachsenen miterlebte, erzählte:

„Ich bin schon allein in vier Kindergarten in zwei oder drei Jahren gegangen. Okay, wir waren früh sehr aggressiv. Ich und mein Bruder, wir sind zusammen im Kindergarten gegangen, in eine Gruppe. Also ja. Da hat uns die Mama öfters abholen müssen, weil wir uns gegenseitig geschlagen haben, oder die anderen Kinder und so, weil wir halt unsere Ruhe haben wollten.“

(62 VS, weiblich, 24 J)

Insgesamt berichteten die Befragten in den qualitativen aber eher selten von selbst ausgeübter Gewalt in der Kindheit. Diese Zurückhaltung könnte verschiedene Ursachen haben. Einerseits ist das Eingestehen des eigenen gewaltvollen Verhaltens oftmals mit Schamgefühlen verbunden, was eine erhebliche Überwindung beim Erzählen erfordert. Andererseits könnten fehlende Aufarbeitung und Reflexion des eigenen kindlichen Verhaltens dazu beitragen, dass diese Handlungen nicht als relevant oder berichtenswert wahrgenommen werden. Zudem könnten bestimmte gewaltvolle Handlungen aus der Kindheit retrospektiv als unbedeutende Konflikte oder als sozial akzeptierte Interaktionen interpretiert werden, sodass sie nicht in die Kategorie „Gewalt“ fallen. Ein weiterer Erklärungsansatz könnte darin liegen, dass in den Interviews eine soziale Erwünschtheit wirksam wird, durch die Interviewte dazu tendieren, selbstkritische oder moralisch belastende Inhalte zu vermeiden. Darüber hinaus spielt möglicherweise auch der Schutz der eigenen Biografie oder der Wunsch, ein konsistentes, positives Selbstbild zu wahren, eine Rolle bei der selektiven Darstellung kindlicher Erfahrungen.

Eine weitere zentrale Bedingung für Gewalt stellen familiäre Traumatisierungen infolge von Krieg und Flucht dar. In den Interviews wurde berichtet, dass die Generation der Eltern oder/und Großeltern selbst kriegsbedingte Traumata erlitten, die in der familialen Sozialisation nachwirkten und potenziell gewaltfördernde Dynamiken begünstigten. Eine Befragte schilderte eindrücklich:

„Meine Eltern sind aus einer Kriegsgeneration, also Kriegskinder. Mein Vater, (...) schwer traumatisiert, muss man sagen. (...) Meine Mutter auch (...) Kriegsgeschichte, beide Hunger und Flucht erlebt.“

(22 ES, weiblich, 48 J)

Ein weiterer Einflussfaktor betrifft die Geschlechterrollenerwartungen innerhalb der Familie - ähnlich wie bei den Bedingungen für Gewalt in der aktuellen Lebenssituation (siehe Onto-Ebene). Zum einen zeigen sich geschlechterbezogene Normvorstellungen an die Kinder. Sichtbar wird das unter anderem im folgenden Interviewausschnitt, in dem eine Befragte von patriarchalen Familienstrukturen berichtete. Der Vater setzte physische Gewalt ein, wenn er seine Autorität bedroht sah, insbesondere durch Widerrede oder Verhalten seiner Tochter, das mit traditionellen Erwartungen an die weibliche Rolle kollidierte.

„Also ich habe halt dann diskutiert (...) und wenn er sich sprachlich nicht mehr wehren hat können, was sehr bald der Fall war, hat er dann eine Ohrfeige gegeben (...) Also es war schon so, das gehört sich nicht für Mädchen (...) Also zum Beispiel wie ich geraucht habe, (...) da habe ich ‚Ja für ein Mädchen gehört sich das nicht, dass man raucht‘ gesagt bekommen.“

(03 VS, weiblich, 38 J)

Zum anderen betrafen Geschlechterrollenerwartungen nicht nur die Kinder, sondern ebenso die Eltern. Eine Interviewpartnerin berichtete von den ambivalenten Anforderungen an ihren Vater – einerseits als traditioneller Familienernährer, andererseits als präsenste und fürsorgliche Bezugsperson – die zu Überforderung führten. In der Folge kam es zu abrupten Stimmungsschwankungen und gewaltvollem Verhalten gegenüber den Kindern.

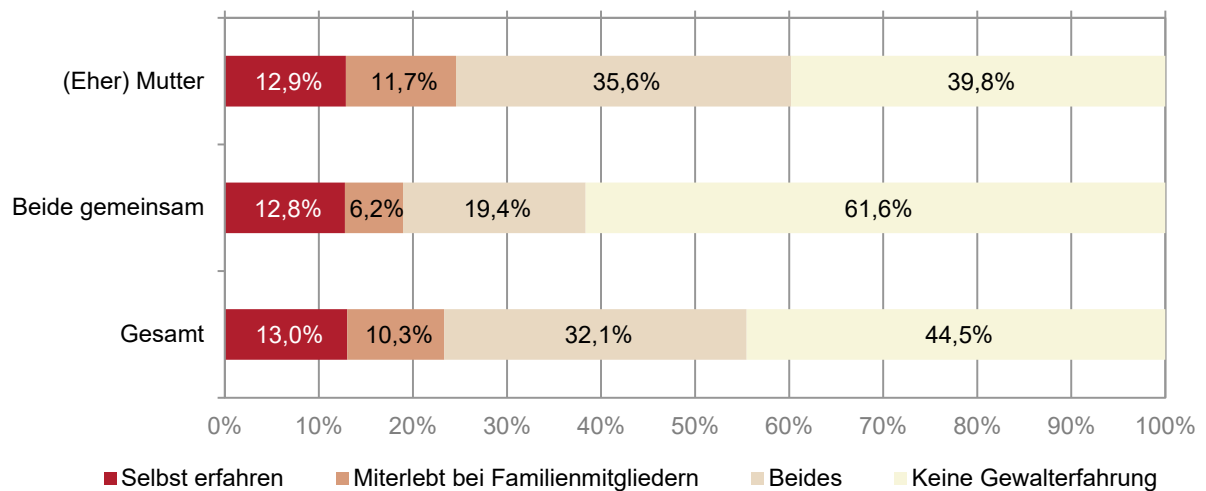
„Ähm, mein Papa (...) hat zwei sehr unterschiedliche Seiten gehabt, muss man sagen. [D]er hat drei junge Kinder gehabt und hat als Lehrer im Gymnasium (...) unglaublich viel gearbeitet und hat aber gleichzeitig den Anspruch gehabt, als Vater sehr präsent zu sein, was er auch war. Aber das hat man immer gespürt, dass der total überanstrengt ist (...) Und das andere ist aber, dass er irgendwie sehr schnell und zwar meistens aus Gründen, die von außen überhaupt nicht nachvollziehbar waren, ähm, sehr, sehr laut geworden ist und (...) auch physische Gewalt, (...). Also er hat oft Gegenstände kaputt gemacht, ähm Spielsachen von uns – oft in Situationen, wo ich und meine Schwester anwesend waren.“

(54 OP, weiblich, 33 J)

Mikro-Ebene

Eine zentrale Auswirkung auf Gewaltfreiheit in der Kindheit hat die Aufgabenteilung in der Herkunftsfamilie. Bei traditionellen Rollenverteilungen in Bezug auf die Kinderbetreuung, konkret, wenn die Mutter den Großteil der Erziehungsarbeiten übernahm, wurde mehr Gewalt in der Familie erlebt. Berichten bei einer egalitären Aufteilung beinahe zwei Drittel von keinen Gewalterfahrungen, trifft dies bei hauptsächlicher bzw. ausschließlicher Erziehung durch die Mutter auf lediglich 40% zu.

Abbildung 40: Aufteilung der Kinderbetreuung in Herkunftsfamilie, nach Gewalterfahrung in Kindheit



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=168, gewichtete Stichprobe.

Die Analyse der Interviews zeigt, dass die Aufteilung unbezahlter Care-Arbeit in den Herkunftsfamilien eng mit Erfahrungen von Gewalt in der Kindheit verknüpft ist. In vielen Fällen berichteten die Befragten von einer traditionellen Rollenverteilung, in der Mütter oder andere weibliche Bezugspersonen (Großmütter, Tanten, Nachbarinnen) die Hauptverantwortung für Kinderbetreuung und Haushalt übernahmen, unabhängig davon, ob die Mütter ausschließlich unbezahlte Care-Arbeit leisteten oder zusätzlich in Teilzeit- oder Vollzeiterwerbsarbeit tätig waren. Solche ungleichen Aufteilungen von unbezahlter Care-Arbeit gehen häufig mit Gewalterfahrungen einher. In einem Großteil der Interviews zeichnen sich ähnliche Kindheitserfahrungen ab. Eine Interviewte beschrieb:

„Bei mir war auch meine Mama zu Hause die ganze Zeit und mein Papa war arbeiten. (...) Naja, er hat sich jetzt nicht so um uns gekümmert, schon mit uns gespielt und so, aber so, diese typische Care-Arbeit war Frauensache, würde ich schon sagen. (...) Es war hauptsächlich meine Mama. Also ihre Schwiegermutter hat vis-a-vis gewohnt. Wir waren auch ab und zu bei der Oma, aber die Hauptaufgabe hat definitiv sie [die Mutter] übernommen (...).“

(56 VS, weiblich, 30 J)

Gewalt erlebte die Interviewte in Form von „gelegentlichen Klapsen auf den Po“ und lautstarkem Anschreien, die als normale und damals übliche Erziehungsmethoden wahrgenommen wurde.

Ein weiteres häufig berichtetes Muster ist die Übertragung von Sorge- und Haushaltsaufgaben auf Kinder, insbesondere auf ältere Geschwister. Auch hier treten Gewalterfahrungen deutlich hervor. Eine Interviewte, die in ihrer Kindheit systematische und kontinuierliche Gewalt erlebte, schilderte:

„Wenn wir uns nicht um den Haushalt gekümmert haben oder wenn wir die Kleinen nicht mit raus genommen haben (...) und wir, als die älteren Geschwister, waren dann auch für die Jüngeren zuständig und [mussten sie in den] Kindergarten bringen, Essen einkaufen gehen und und und.“

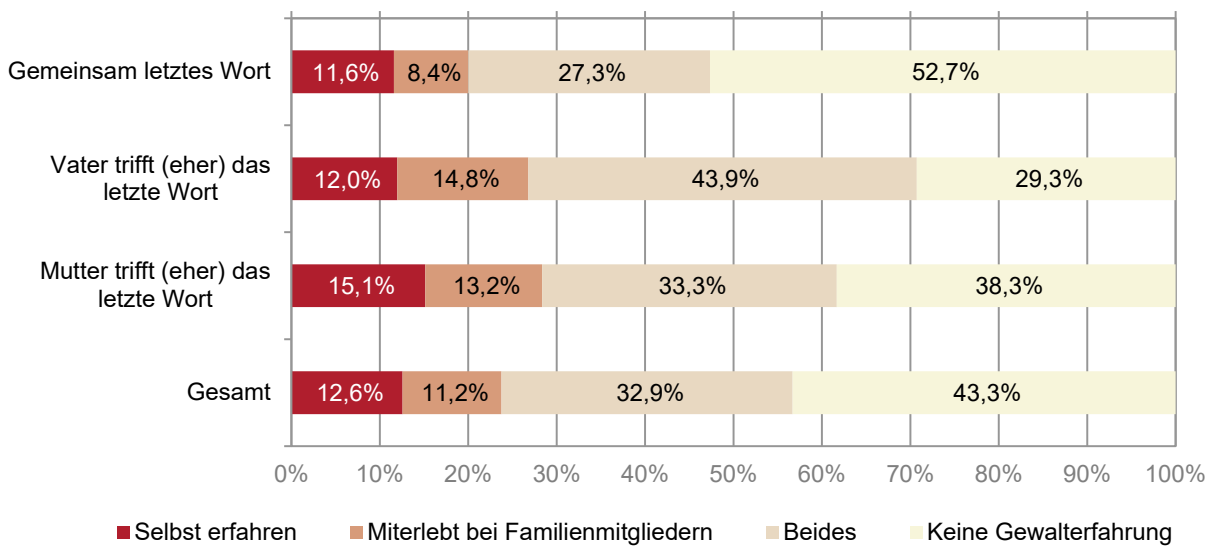
(62VS, weiblich, 24 J)

Diese Belastung und Verantwortung für jüngere Geschwister innerhalb der Herkunftsfamilie gingen in ihrem Fall mit systematischer Gewalt einher.

Einzelne Personen erinnerten sich daran, dass Väter gelegentlich Care-Aufgaben übernahmen – meist am Wochenende. Solche gelegentlichen Beiträge bleiben positiv in Erinnerung, ändern jedoch nichts an der grundsätzlich ungleichen Aufgabenverteilung und Gewalterfahrung.

Nur wenige Befragte schilderten eine egalitäre Aufteilung der Care-Arbeit – in diesen Familien wurde deutlich seltener von Gewalterfahrungen berichtet. Ebenfalls einen Einfluss auf Gewalterfahrungen in der Kindheit hat die Entscheidungsfindung in der Herkunftsfamilie: 53% der Befragten bei denen beide Elternteile gemeinsam das letzte Wort hatten, geben an, keine Gewalterfahrungen in der Kindheit gemacht zu haben. Im Vergleich dazu trifft dies lediglich auf 29% der Befragten zu, bei denen der Vater das letzte Wort hatte bzw. auf 38%, wenn es die Mutter war. Egalitäre Entscheidungsfindungsprozesse haben damit eine gewaltpräventive Wirkung. Ähnliche Ergebnisse finden sich auch in den GEQ-Studien in Norwegen und Polen (siehe Kapitel 4).

Abbildung 41: „Letztes Wort“ in Bezug auf den Haushalt (z.B. Anschaffungen, Urlaub...) in Herkunftsfamilie, nach Gewalterfahrung in Kindheit



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=178, gewichtete Stichprobe.

Auch in den qualitativen Interviews zeigt sich, dass egalitäre Entscheidungsfindungen mit geringeren Gewalterfahrungen in der Kindheit einhergehen. Hingegen werden hierarchische Strukturen, in denen ein Elternteil dominierte, häufiger mit Gewalterfahrungen verbunden. Eine Interviewte erinnerte sich, dass in ihrer Familie die Mutter sämtliche Entscheidungen traf:

„(...) Also das war dieses Wichtigste, ihre Wünsche zu erfüllen. (...) Also man durfte nichts selbst entscheiden. Also ich wollte auch nach der Schule in eine weiterführende Schule gehen. Das wurde abgelehnt. (...) Hat eigentlich immer alles meine Mutter entschieden. (...) Er [der Vater] kommt gegen sie nicht an, aber bei meinen älteren Brüdern schon. (...) Wenn meine Mutter jedoch dann dazu gekommen ist, war es vorbei und sie hat das Zepter wieder in die Hand genommen.“

(43 JS, weiblich, 35 J)

Diese Passagen verdeutlichen eine ausgeprägte Machtasymmetrie innerhalb der Familie, geprägt durch die autoritäre Entscheidungsdominanz der Mutter. Im gleichen Interview beschrieb die Befragte ein emotional belastendes Familienklima mit ständiger Anspannung:

„Ja, also die Atmosphäre war drückend, drückend, meistens aggressiv, drückend, überhaupt nicht harmonisch. Man musste immer aufpassen, was man sagt, was man tut, wie man sich bewegt, wie man sich verhält. (...) Also war ich als Kind zumindest immer angespannt, weil ich nicht wusste, wann kommt das nächste? Was passiert? (...)“

(43 JS, weiblich, 35 J)

Zudem schilderte sie psychische sowie gelegentlich körperliche Gewalt:

„Es war von meiner Mutter eher (...) diese psychische [Gewalt] von ihr (...) auf ihren eigenen Kindern rumzuhacken, wie schlecht die nicht sind oder was die nicht verbrochen haben. Also man musste sich das aber gefallen lassen, man durfte nicht zurückreden. (...)“

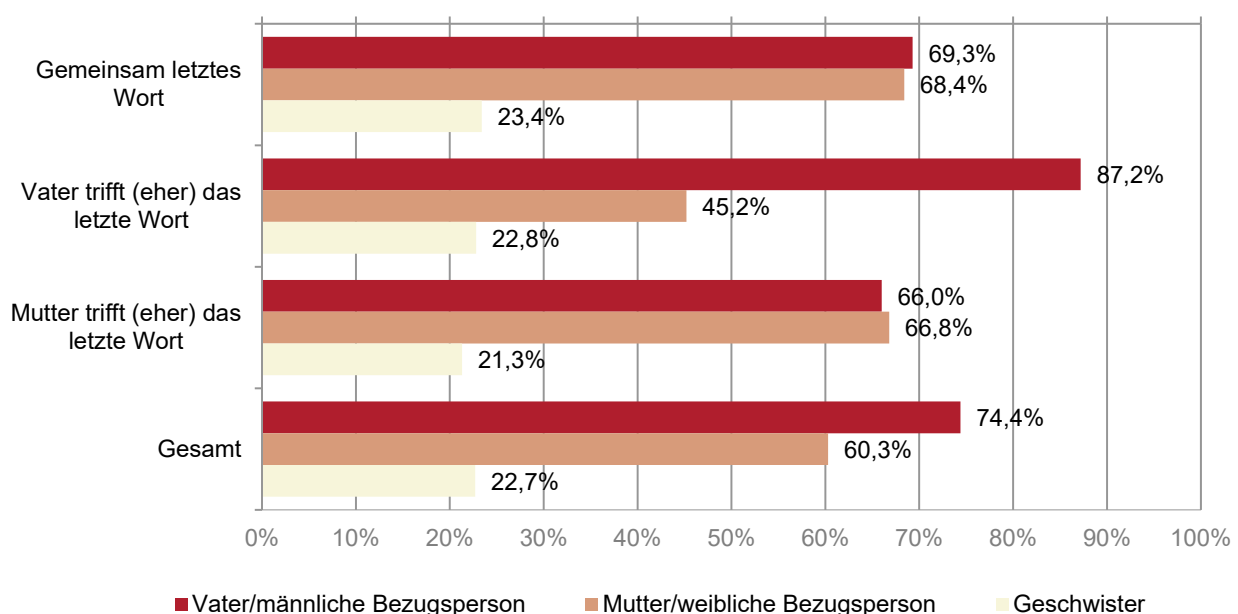
körperliche Ohrfeigen gab's aber nicht oft. Also wenn ich drei, vier Mal in den ganzen Jahren [eine Ohrfeige] bekommen habe, (...) habe ich es auch verdient."

(43 JS, weiblich, 35 J)

Im Unterschied dazu beschrieb ein anderer Befragter, wie in seiner Herkunftsfamilie mit herausfordernden Situationen umgegangen wurde: *„In dem es kurz angesprochen worden ist, keine Aussprache darüber geführt wurde und es damit als geklärt galt“* (36 VS, männlich, 39 J). Es fand weder eine Eskalation noch ein Vermeidungsverhalten statt und auch keine tiefgreifende Bearbeitung. Zudem hebt er hervor, dass Entscheidungsprozesse zwischen beiden Elternteilen gleichberechtigt verliefen: *„(...) weil meine Eltern immer einer Meinung waren, also für mich gefühlt. (...) Also die waren da gefühlt immer auf einer Linie“* (36 VS, männlich, 39 J).

Darüber hinaus zeigt sich, wenn in der Kindheit der Vater (eher) das letzte Wort hatte, wurde dieser auch häufiger als Täter* für Gewalt angegeben. Hatte hingegen die Mutter (eher) das letzte Wort oder wird dies gemeinsam getroffen, so gibt es keine Unterschiede, ob die Gewalt von der Mutter bzw. weiblichen Bezugsperson oder vom Vater bzw. der männlichen Bezugsperson ausging. Dies gilt für beide Geschlechter in ähnlichem Ausmaß.

Abbildung 42: „Letztes Wort“ in Bezug auf den Haushalt (z.B. Anschaffungen, Urlaub...) in Herkunftsfamilie, nach gewaltausübender Person in Kindheit (Mehrfachnennung möglich)



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.254, n miss=292, gewichtete Stichprobe.

Auch der Erziehungsstil zeigt sich als bedeutsamer Faktor für Gewalt beziehungsweise Gewaltfreiheit in der Kindheit. Dabei wird deutlich, dass autoritäre Erziehungsmethoden häufiger mit Gewalterfahrungen einhergehen. Eine Interviewte reflektierte die autoritäre Haltung ihrer Eltern, die körperliche Bestrafungen wie „Klapse auf den Po“ einschloss, und beschrieb:

„Das Kind hat Angst. Ja, das ist es und deswegen funktioniert's. (...) Ich habe die Herrschaft über das Kind. Das Kind muss gehorchen. (...) Ja, also ich sehe es auch wie mein Papa zu den Enkelkindern ist. (...) die Autorität, das Familienoberhaupt sind die Eltern, denen ist zu gehorchen und die Kinder müssen erzogen worden und müssen folgen.“

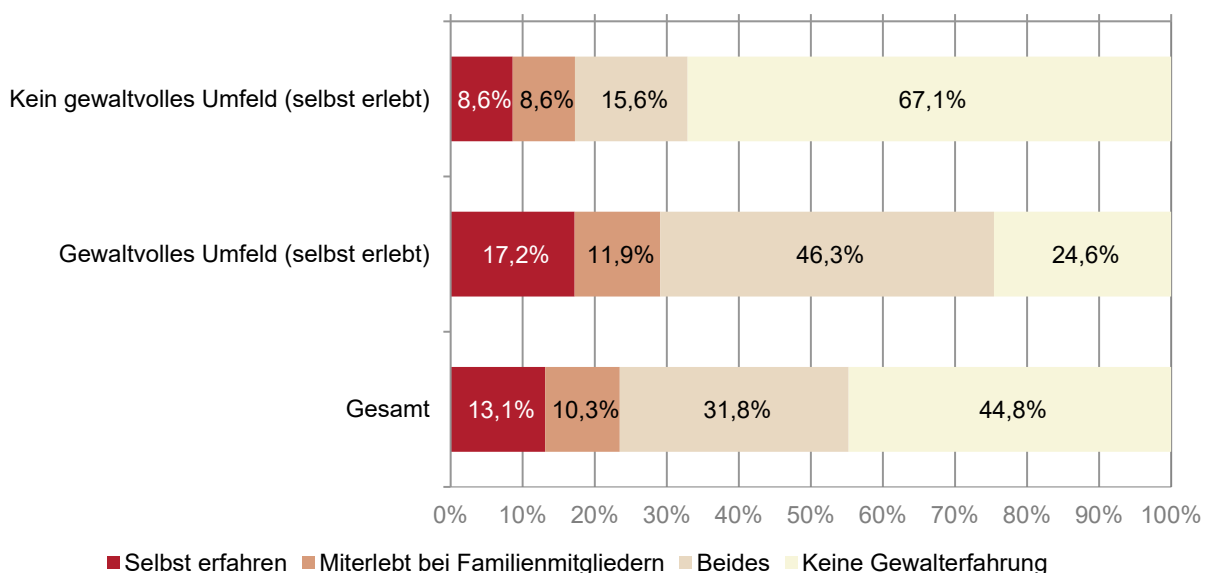
(56 VS, weiblich, 30 J)

In diesem Verständnis wird Gehorsam als zentraler Wert hervorgehoben, während Angst und Unterordnung als legitime Erziehungsmittel erscheinen. Im Kontrast dazu berichten Personen, die eine gewaltfreie Kindheit erlebten, von Erziehungspraktiken, die auf gegenseitigem Respekt und positiver Bestärkung basierten. Ein Interviewter schilderte seine Erfahrungen folgendermaßen: *„Eine Höflichkeit, eine Freundlichkeit. Das ist das Um und Auf. (...) Bestrafung. Das war nicht so wirklich das Thema. (...) Man hat mich motiviert“* (23 VS, männlich, 51 J). Hier wird ein Erziehungsstil sichtbar, der von Wertschätzung und Motivation geprägt ist und in dem Bestrafung als Erziehungsmittel keine Rolle spielt.

Meso-Ebene

Blickt man auf die Bedingungen, die Gewalterfahrungen in der Kindheit begünstigen, zeigt sich eine deutliche „Gewaltspirale“: So erhöht ein gewaltvolles Umfeld in der Kindheit (Schule oder Nachbarschaft), also dass dort selbst Gewalt erlebt wurde, die Wahrscheinlichkeit für Gewalterfahrungen in der Familie. Beispielsweise 17% der Personen, die Gewalt im Umfeld erlebten, erfuhren auch Gewalt in der Familie, während dies nur auf 9% zutrifft, die keine Gewalterfahrungen im Umfeld sammelten.

Abbildung 43: Gewaltvolles Umfeld in Kindheit, nach Gewalterfahrung in Kindheit



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=88 und , gewichtete Stichprobe.

Ähnliche Hinweise auf die Bedeutung des sozialen Umfelds für Gewalterfahrungen in der Kindheit konnten auch in den qualitativen Interviews identifiziert werden. Die Erzählungen der

Befragten veranschaulichen, dass gewaltbelastete Kontexte außerhalb des sozialen Nahraums, etwa im erweiterten sozialen Umfeld oder in Bildungseinrichtungen, prägende Erfahrungen darstellen können. So beschrieb eine Interviewteilnehmerin, wie ein von Bedrohung und Unsicherheit geprägtes Umfeld frühzeitig Anpassungsstrategien erforderlich machte, um potenzieller Gewalt zu entgehen:

„Es waren immer Menschen da. Es waren auch viele Männer. (...) Und also sobald ich dann in die Pubertät gekommen bin, so mit elf zwölf, habe ich relativ schnell gelernt. Ähm. (...) Hm. (...) Mich nicht zu weiblich zu präsentieren, wenn ich das so formulieren kann.“

(24 JS, weiblich, 56 J)

Ein weiterer Befragter berichtete retrospektiv von einer Kindheit, die nicht nur durch innerfamiliäre physische und psychische Gewalt geprägt war, sondern auch durch ein gewaltbelastetes nachbarschaftliches Umfeld. Er hebt dabei hervor, welche Erfahrungen er seinem eigenen Sohn ersparen konnte:

„Ich muss ja sagen, der [Sohn] hat nicht das erlebt, was ich erlebt habe. Also er hat nicht gesehen, wie der Spezialitätenstrich aussieht, wie Messerstechereien ausschauen, wie jemand ausschaut, der gerade eine Nadel drinnen hat. Er hat nicht gesehen, wie die Zuhälter sind, Drogenkriminalität, Bandenkriege, wie jemand mit dem Auto überfahren worden ist.“

(60 JS, männlich, 60 J)

Auch die Schule wurde von Befragten als gewaltträchtiger Raum beschrieben. Ein Interviewter, der in seiner Kindheit psychische Gewalt ausgehend von den Eltern als auch im schulischen Kontext erfahren hat, schilderte, wie sich Abweichungen von hegemonialen Männlichkeitsnormen in Form von Mobbing manifestierten:

„Die ersten Mobbing Erfahrungen gehören aber auch in die Zeit, (...) sozusagen Schulzeit ist schon auch verbunden für mich. Mit gehänselt werden. (...) Keine physische Gewalt. Niemals. (...) Ich glaube, damals hat man das noch nicht so ernst genommen wie heute. (...) Immer wieder Bemerkungen. Ich wäre wie ein Mädchen.“

(27 ES, männlich, 36 J)

Besonders bedeutsam ist hier, dass die Abwertung durch Peers über die Zuschreibung von Weiblichkeit erfolgte, was die Sanktionierung von Abweichungen von heteronormativen und geschlechterbasierten Erwartungen verdeutlicht.

Ein weiterer relevanter Einflussfaktor auf das Erleben und die Persistenz von Gewalt in der Herkunftsfamilie ist der soziale Druck. Die geringere Anonymität in kleinräumigen Sozialgefügen erhöht die soziale Kontrolle und führt dazu, dass private Angelegenheiten, insbesondere familiäre Konflikte oder Gewalt, aus Angst vor Stigmatisierung oder negativen sozialen Konsequenzen nicht nach außen getragen werden. Gewalt wird somit als „private Angelegenheit“

betrachtet und bleibt innerhalb der Familie verborgen. Eine Interviewte beschrieb diese Dynamik wie folgt:

„Das ist halt daheim passiert und das hat halt ein bisschen beigetragen zu diesem Gefühl des Isoliertseins irgendwie. (...) Und am Land weiß man irgendwie mehr voneinander und da ist man noch viel mehr darauf bedacht, dass ja nichts nach außen dringt, was irgendwie schlecht sein könnte.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

Ein Schutzfaktor, der zur Gewaltfreiheit in der Kindheit beitragen kann, ist ein tragfähiges soziales Netzwerk der Eltern. Besonders stabile Netzwerke innerhalb der Schulgemeinschaft, wie sie beispielsweise an folgender Waldorfschule beschrieben wurden, wirken entlastend und sicherheitsstiftend für die Familien. Der starke Zusammenhalt und die gegenseitige Unterstützung unter den Eltern ermöglichen es, alltägliche Belastungen abzufedern und ein soziales Sicherheitsnetz aufzubauen, das präventiv gegen familiäre Überforderung und potenzielle Gewalt wirken kann. Eine Interviewte schilderte diese Erfahrungen wie folgt:

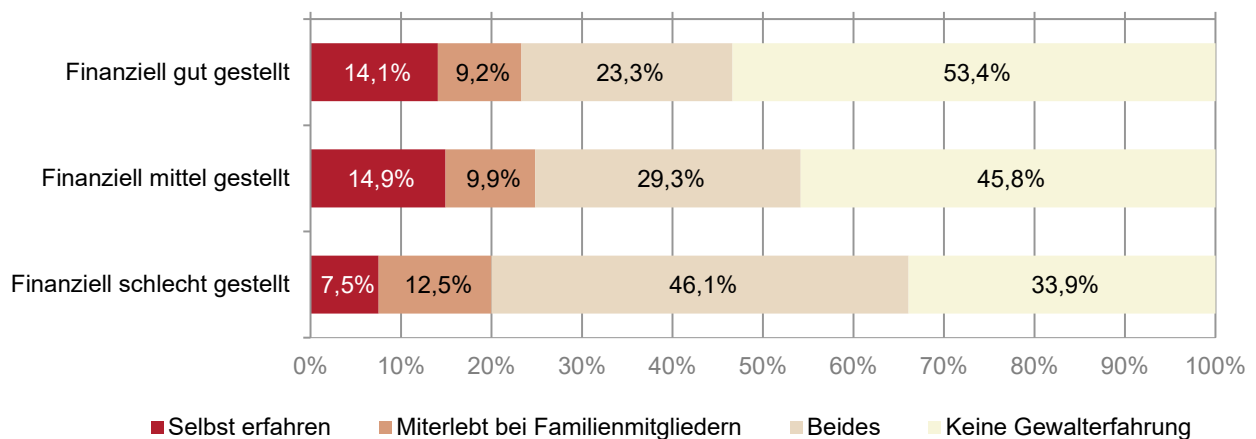
„Aber was ich schon glaube, ist also diese Klassen, also diese Schulgemeinschaft in dieser Waldorfschule, da war der (...) Zusammenhalt unterhalb der Eltern sehr groß. (...) wenn sie [die eigene Mutter] irgendetwas gebraucht hätte, (...) es hätten mich fünf andere Mütter oder Väter mitgenommen. (...) Das war wirklich wie ein Netz, (...) jeder hat auf den anderen geschaut (...). Diese Gemeinschaft war ein Wahnsinn. Also die war richtig, richtig gut.“

(37 VS, weiblich, 39 J)

Makro-Ebene

Auch die finanzielle Situation in der Herkunftsfamilie steht in Verbindung mit der Gewalterfahrung in der Kindheit. Eine schlechte ökonomische Lage erhöht und eine gute Lage verringert das Risiko diesbezüglich. So gibt ca. ein Drittel jener, die finanziell schlecht gestellt waren, an, keine Gewalt in der Familie erlebt zu haben. War die ökonomische Situation hingegen „gut“, trifft dies auf über die Hälfte zu.

Abbildung 44: Finanzielle Situation in Kindheit, nach Gewalterfahrung in Kindheit



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=98, gewichtete Stichprobe.

Auch in den qualitativen Interviews wurden finanzielle Schwierigkeiten als relevante Bedingung für Gewalterfahrungen in der Herkunftsfamilie benannt. Diese verdeutlichen, dass ökonomische Ressourcen die Handlungsoptionen von Familien erheblich beeinflussen und prekäre finanzielle Verhältnisse mit einer Einschränkung von Schutz- und Unterstützungsmechanismen einhergehen. Eine Interviewpartnerin schilderte ihre Kindheit als von häufigen Wohnungswechseln und instabilen Lebensverhältnissen geprägt. Der Vater konnte seine im Herkunftsland erworbene Ausbildung in Österreich nicht anerkennen lassen und war in der Metallindustrie beschäftigt, während die Mutter in Teilzeit als Friseurin arbeitete. Die Großmutter, bei der sie häufig untergebracht war, hatte ein Alkoholproblem; von ihr wie auch von der Mutter erlebte die Interviewte Gewalt. Die ökonomische Situation beeinflusste dabei maßgeblich die Entscheidungsspielräume der Mutter. Die Interviewte beschrieb:

„Und ich denke aber, dass das für meine Mutter das Abwiegen, ob sie mich derselben Gefahr aussetzt, wie sie ausgesetzt war [bei der gewalttätigen Großmutter] und [für] eine Kinderbetreuung Geld auszugeben, dass das schon sehr herausfordernd war für meine Mutter und sie sich da sicher immer große Vorwürfe gemacht hat.“

(05 VS, weiblich, 33 J)

Eine weitere Bedingung, die das Risiko für Gewalterfahrungen in der Kindheit erhöhen kann, sind queerfeindliche gesellschaftliche Normen. In einer heteronormativ geprägten Gesellschaft wirken solche Normen exkludierend und tragen dazu bei, dass queere Identitäten frühzeitig mit Ablehnung konfrontiert werden.

Die soziale Sanktionierung von Abweichungen von der gesellschaftlichen Norm erschwert es betroffenen Jugendlichen, eine positive Identität zu entwickeln, und führt häufig zu internalisierten Konflikten, Selbstverleugnung und langfristiger psychischer Belastung. Eine Interviewpartnerin berichtete von ihren Erfahrungen:

„Und wie ich mich da halt bei meiner damals besten Freundin outen wollte, ist das halt auf mega Ablehnung gestoßen. (...) Das ist widerlich und das ist grindig (...) habe das dann einfach wirklich sehr lange unterdrückt (...) da ist halt dieser Wert nicht so von meinen Eltern gekommen, sondern mehr von der Gesellschaft rundherum, dass es nicht okay ist, was anderes zu mögen als Männer.“

(21 JS, weiblich, 29 J)

4. Vergleich der GEQ-Ergebnisse aus Österreich, Polen und Norwegen

Im Folgenden sollen zentrale Befunde aus der GEQ-AT Studie jenen der internationalen Vorläuferstudien in Norwegen (2007) und Polen (2015) gegenübergestellt werden. Wichtig ist dabei anzumerken, dass der Vergleich aufgrund differierender Fragestellungen und Auswertungsmethoden limitiert ist. So wurde beispielsweise in den Studien mit unterschiedlichen Indizes und darauf aufbauenden Korrelationsmodellen gearbeitet und Zahlen zu einzelnen, konkreten Fragestellungen dafür nicht mehr gesondert ausgewiesen. Dies verhindert wiederum oftmals konkrete Zahlenvergleiche. Im Vordergrund steht nachfolgend also eine zusammenfassende Gegenüberstellung der Ergebnisse nach zentralen Themenbereichen. Zudem müssen auch die unterschiedlichen Zeithorizonte der Studien und damit einhergehende gesellschaftliche Veränderungen im Zeitverlauf mit in Betracht gezogen werden sowie auch die insgesamt soziokulturellen und sozioökonomischen Unterschiede zwischen den drei Ländern. Norwegen gilt im Vergleich zu vielen anderen Ländern – so auch Polen und Österreich – als Vorreiter in Sachen Gleichstellung, Polen und Österreich können geschlechterkonservativen Ländern zugeordnet werden, wenn auch Österreich deutlich abgeschwächer.

Geschlechterrollenhaltungen

Die Analyse von Geschlechterrollenhaltungen zeigt eine breite Zustimmung in allen drei Ländern zu Gleichstellung: So stimmen in der vorliegenden österreichischen GEQ-AT Studie rund 70% der Befragten der Zielvorstellung einer Gleichstellung der Geschlechter voll und weitere 25% eher zu. In der Vorgängerstudie aus Polen trifft dies auf 41% bzw. 42% zu (vgl. Krzaklewska et al. 2016). Auch in Norwegen unterstützen die meisten Befragten Kernelemente der Gleichstellungspolitik (vgl. Holter et al. 2009). Gleichzeitig finden sich allerdings auch weiter bestehende Rollenmuster: Ein Drittel der österreichischen Befragten unterstützt direkt oder in abgeschwächter Form ein klassisches Familienmodell mit klarer Arbeitsteilung nach Geschlecht. Auch die polnische Studie kam zu einem ähnlichen Ergebnis: So bekundete zwar eine deutliche Mehrheit der Befragten die Meinung, dass die Gleichstellung der Geschlechter in der Familie wichtig ist, dennoch waren mehr als die Hälfte weiterhin von der Schlüsselrolle der Frau* in der Familie überzeugt und davon, dass Frauen* diejenige seien, die die letztendliche Verantwortung für den Haushalt und die Familie tragen (vgl. Krzaklewska et al. 2016).

Ein zentrales Thema ist dabei die ökonomische Dimension von Geschlechterverhältnissen: So werden die Einkommensdifferenzen von Frauen* und Männer* häufig als Argument dafür verwendet, dass Frauen* verstärkt unbezahlte Care-Arbeit leisten. Ökonomische Ungleichheit steht damit in enger Wechselwirkung mit geschlechterasymmetrischer Arbeitsteilung und Entscheidungsmacht. Dies zeigt sich auch in der Vorgängerstudie aus Norwegen, wo sich eine starke Korrelation zwischen der Verteilung der Ressourcen innerhalb von Paaren und geschlechtergerechten Praktiken fand, wobei gilt: Je stärker die Verteilung der Ressourcen innerhalb von Paaren von Männern* dominiert wird, desto weniger gleichberechtigt agieren Paare in der Praxis (vgl. Holter et al. 2009). Die Einstellung von Männern* und Frauen* zur

Gleichberechtigung muss damit insbesondere auch im Zusammenhang mit den materiellen Umständen betrachtet werden (vgl. Holter et al. 2009).

Zudem war die Verteilung von Sorge- und Erwerbsarbeit während der Kindheit der Befragten in allen drei Ländern überwiegend stark geschlechtsspezifisch strukturiert. Care-Arbeit in den Herkunftsfamilien der Befragten wurde in Österreich in klarer Mehrheit überwiegend von den Frauen* geleistet (65%). Ähnliche Ergebnisse finden sich auch in Polen, wo mehr als die Hälfte der Befragten in Familien mit einer traditionellen Aufteilung der Geschlechterrollen aufwuchs, in welchen in erster Linie die Frauen* für den Haushalt und die Kinderbetreuung zuständig waren, während Männer* für die finanzielle Stabilität der Familie sorgten (vgl. Krzaklewska et al. 2016). Ein besonders bedeutsamer Befund hierzu ist: Je stärker die Care-Arbeit in der Herkunftsfamilie ungleich verteilt war, desto häufiger vertreten die Befragten auch heute traditionelle Einstellungen zu Geschlechterrollen. In der norwegischen Vorgängerstudie ist dieses Ergebnis nicht ganz so stark ausgeprägt, hier zeigten sich nur moderate Zusammenhänge zwischen der Gleichstellung der Geschlechter in der Kindheit und Jugend und jener im späteren Leben – die aktuelle Situation und hierbei insbesondere die Verteilung der Ressourcen hatte dabei den größeren Einfluss als die frühere Sozialisierung (vgl. Holter et al. 2009).

Aufteilung von Haushalt und Kinderbetreuung in Partnerschaften

Die aktuelle Studie aus Österreich zeigt: Frauen* übernehmen nach wie vor den Großteil der alltäglichen Haushaltsaufgaben, während Männer* sich eher auf Tätigkeiten wie Reparaturen oder Gartenarbeit konzentrieren. Auffällig ist zudem die Wahrnehmungsdifferenz: So geben Frauen* häufiger an, die Haushaltsarbeit (eher) selbst zu erledigen, während Männer* seltener angeben, dass diese Aufgaben (eher) von der Partner*in übernommen werden. Ein ähnliches Muster ergibt sich umgekehrt in Bezug auf Männer* und Reparaturen oder Gartenarbeit. Ähnliche Ergebnisse finden sich auch in Norwegen: Dort waren die Aufgabenverteilungen ebenfalls geschlechtsspezifisch segregiert und die befragten Frauen* und Männer* hatten durchschnittlich jeweils unterschiedliche Einschätzungen, wie groß genau ihr Anteil an den Aufgaben im Vergleich zu den Partner*innen ist. Die von den befragten Männern* und Frauen* durchschnittlich angegebenen geleisteten Anteile sind dabei jeweils größer, als die durchschnittlichen Anteile, die Befragte jeweils über ihre Partner*innen angeben (vgl. Holter et al. 2009).

Wie in allen drei Studien festgestellt wurde, sind auch die Tätigkeiten der Kinderbetreuung und -erziehung nach wie vor weiblich konnotiert: Frauen* kümmern sich deutlich häufiger um die allgemeine Kinderbetreuung wie tägliche Routinen (Füttern, Windelwechseln, etc.) und beteiligen sich auch aktiver an Aktivitäten, die mit einem gewissen Maß an „Notwendigkeit“ verbunden sind, wie z. B. zu Hause bei einem kranken Kind zu bleiben (vgl. Holter et al. 2009; Krzaklewska et al. 2016). Allerdings wurde in der norwegischen Studie auch festgehalten, dass diese Unterschiede nicht immer so groß sind – insbesondere bei eher „freiwilligen“ oder „sozialen“ Aktivitäten, etwa intensive Gespräche mit dem Kind führen oder Hilfe bei den Hausaufgaben zu leisten (vgl. Holter et al. 2009). Auch in der aktuellen Studie aus Österreich findet sich hierzu bei spielerischen bzw. Freizeitaktivitäten eine stärker ausgeglichene Aufteilung.

Aufteilung von Erwerbsarbeit und ökonomischen Ressourcen

In allen drei Ländern unterscheiden sich Männer* und Frauen* hinsichtlich des durchschnittlichen Erwerbsarbeitsausmaßes; Männer* sind im Durchschnitt mehr Wochenstunden erwerbstätig als Frauen*. Diese Unterschiede spiegeln sich auch in den Einkommen wider (vgl. Holter et al. 2007 und Krzaklewska et al. 2016), wobei der Gender Pay Gap in Österreich am höchsten ist (18,3%), in Norwegen bei 12,8% liegt und in Polen mit 7,8% vergleichsweise niedriger ist (vgl. Eurostat, Zahlen 2023).

Die quantitative Analyse macht zudem deutlich, dass Frauen* mit kleinen Kindern deutlich seltener erwerbstätig sind als Männer*. Auch in der norwegischen Studie zeigen sich bezüglich Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung geschlechtsspezifische Unterschiede: Während der Anteil derjenigen, die angeben, dass die Arbeit eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielt, bei Vätern mit kleinen Kindern gleich ist wie unter Männern* im Allgemeinen, ist er bei Müttern mit kleinen Kindern niedriger als bei Frauen* (vgl. Holter et al. 2009).

Entscheidungsprozesse

Entscheidungsprozesse innerhalb von Familien sind ein zentrales Feld geschlechterbezogener Machtverhältnisse: Zwar geben bei der österreichischen Befragung 59% der Befragten an, Entscheidungen in der Partnerschaft gemeinsam zu treffen, dennoch zeigt sich bei einem Drittel eine klare Asymmetrie, wobei Frauen* häufiger das letzte Wort haben als Männer*. In der Herkunftsfamilie gab ungefähr die Hälfte der Befragten an, dass Vater und Mutter gemeinsam Entscheidungen getroffen haben, etwas mehr als ein Viertel gibt an, das letzte Wort lag (eher) beim Vater, knapp ein Viertel (eher) bei der Mutter. Im Verhältnis zur Herkunftsfamilie ist also ein Trend zu gleichberechtigteren Entscheidungen erkennbar. In der Norwegischen Studie gaben je die Hälfte der Männer* und Frauen* eine gleichberechtigte Entscheidungskultur in der Herkunftsfamilie an, die übrigen Befragten in erster Linie, dass ihre Mutter die meisten Entscheidungen getroffen habe (vgl. Holter et al. 2009).

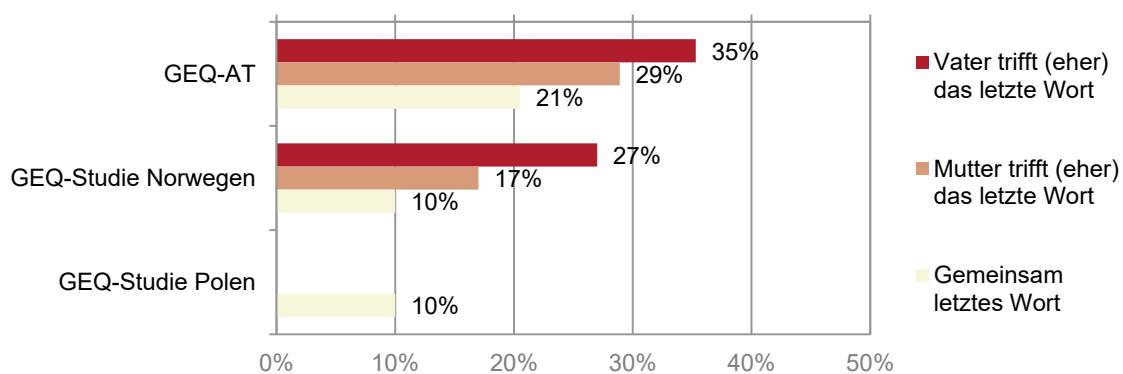
Gewalterfahrungen

Physische Gewalt in der Kindheit erlebte rund ein Viertel der Befragten im Rahmen der österreichischen Befragung selbst, rund ein weiteres Viertel beobachtete diese (auch) bei Familienmitgliedern. In der norwegischen Studie lag dieser Anteil ähnlich hoch: 27% erlebten und/oder beobachteten Gewalt in der Familie (vgl. Holter et al. 2009). In Polen beobachteten 22% und erfuhren 16% Gewalt (vgl. Krzaklewska et al. 2016). Gewalt ging dabei in allen drei Studien mehrheitlich von väterlichen oder männlichen Bezugspersonen aus mit 75% in Österreich und 67% in Polen (vgl. Krzaklewska et al. 2016). Zudem zeigt sich ein generationaler Wandel hin zur Abnahme körperlicher Gewalt in jüngeren Kohorten: Ältere Personen berichten häufiger von erlebter Gewalt, was auf eine Veränderung gesellschaftlicher Normen zur Kindererziehung aber auch veränderte Diskurse zu Gewalt hindeuten dürfte. So auch in Norwegen, wo die Zahlen insgesamt zeigen, dass der Anteil der Kinder, die während ihrer Kindheit zu Hause körperliche Züchtigung und Gewalt erfahren, erheblich zurückgegangen ist (vgl. Holter et al. 2009).

Darüber hinaus spielt vor allem auch die Aufteilung der Entscheidungsmacht in der Kindheit eine bedeutende Rolle, wenn es um Gewalterfahrungen geht: Die österreichische Studie zeigt,

dass egalitäre Entscheidungsfindungsprozesse in der Kindheit in Zusammenhang mit weniger Gewalterfahrung in der Kindheit stehen. Diese Ergebnisse finden sich auch in den GEQ Studien in Norwegen und Polen. 21% der Befragten in Österreich und jeweils 10% jener in Norwegen und Polen, bei denen beide Elternteile gemeinsam das letzte Wort hatten, geben an, körperliche Gewalterfahrungen in der Kindheit gemacht zu haben. Im Vergleich dazu trifft dies auf 35% der österreichischen und 27% der norwegischen Befragten zu, bei denen der Vater das letzte Wort hatte bzw. auf 29% und 17%, wenn es die Mutter war. In Polen betrifft dies zudem auf 17% zu, wenn einer der beiden Elternteile die Entscheidung traf, wobei hier nicht näher nach Vater oder Mutter unterschieden wurde.

Abbildung 45: Letztes Wort und körperliche Gewalterfahrung in Kindheit



Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=178, gewichtete Stichprobe; Norwegische GEQ-Studie Holter et al., 2009 und polnische GEQ-Studie Krzaklewska et al. 2016.

Bezogen auf die aktuelle (oder vergangene) Partnerschaft hat mit 86% der Großteil der Befragten in den letzten 12 Monaten keine Gewalt erlebt; in Polen traf dies auf 75% zu (Krzaklewska et al. 2016). Wurde von Gewalt berichtet, dann sowohl in Österreich wie auch Polen am häufigsten von psychischer Gewalt (vgl. Krzaklewska et al. 2016).

Von zentraler Bedeutung ist dabei die biografische Prägung, also Gewalterfahrungen in der Kindheit. Besonders das Miterleben oder Erleben von Gewalt in der Herkunftsfamilie erhöht das Risiko, in der aktuellen Partnerschaft, Gewalt zu erfahren oder selbst auszuüben (vgl. Holter et al. 2009 und Krzaklewska et al. 2016). Die norwegische Vorgängerstudie kam dabei zu der Erkenntnis, dass körperliche Bestrafung bzw. Gewalt in der Familie nicht nur die Wahrscheinlichkeit erhöht, außerhalb der Familie gehänselt und gemobbt zu werden, sondern es fand sich zudem eine positive Korrelation zu Berichten über Konflikte am Arbeitsplatz, Gewalt und Konflikte in Beziehungen sowie die Konfrontation mit Gewalt in der Außenwelt als Erwachsener (vgl. Holter et al. 2009). Auch die Analysen der aktuellen Studie belegen diese Gewaltspirale, in der Gewaltkontexte einander verstärken.

Ein weiterer zentraler Punkt in der Österreichischen Studie ist, dass sich auch eine erhöhte Wahrscheinlichkeit von Gewalterfahrung in der Familie zeigt, wenn eine Gewaltausübung gegenüber anderen stattgefunden hat – die Person also selbst Täter*in war. Dieser Umstand zeigt sich auch in der norwegischen Studie: Befragte sind dort ebenfalls in einer Situation Opfer, in einer anderen jedoch wenden sie selbst Gewalt an (vgl. Holter et al. 2009).

Wenn auch vor dem Hintergrund unterschiedlicher gesellschaftlicher Gleichstellungsbezüge in den drei Ländern sowie variierender Befragungs- und Auswertungsdesigns in den GEQ Studien Österreich, Norwegen und Polen zeigen sich in allen Ländern die Zusammenhänge zwischen gleichstellungsorientierten Paarkonstellationen – bezogen auf gemeinsame Entscheidungsfindung, ökonomische Verteilungsmuster und der Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit – und Beziehungen, die seltener von Gewalterfahrung gekennzeichnet sind. Diesen wichtigen Zusammenhang näher zu analysieren und die Gelingensbedingungen für gleichstellungsorientierte Paarbeziehungen bzw. familiäre Beziehungen mit Fokus auf Gewaltprävention stärker in den Fokus von Forschung und Praxisableitungen im internationalen Vergleich zu stellen kann daraus eine Ableitung sein.

Schlussfolgerungen und Ausblick

Die Ergebnisse der GEQ-AT Studie zeigen mit einer Deutlichkeit, die kaum Spielraum für Interpretationen lässt: Geschlechtergerechtigkeit im Alltag ist weit mehr als eine Frage von Fairness oder persönlichen Lebensentwürfen. Sie wirkt tief in die Lebensqualität hinein – und sie kann ein wirksamer Schutzfaktor gegen Gewalt sein. Dieser Zusammenhang zeigt sich nicht nur in den Zahlen der repräsentativen Befragung, sondern ebenso in den Erzählungen der Befragten. Dort, wo Erwerbsarbeit und unbezahlte Familienarbeit partnerschaftlich aufgeteilt werden, sinkt das Risiko für Partnerschaftsgewalt spürbar. Wo hingegen eine Person deutlich mehr oder deutlich weniger erwerbstätig oder in der Sorgearbeit eingebunden ist, steigt dieses Risiko – unabhängig vom Geschlecht.

Die qualitativen Vertiefungen lassen erkennen, dass nicht allein die formale Verteilung von Stunden zählt. Entscheidend sind die Haltungen und Praktiken, die Gleichwertigkeit tatsächlich ermöglichen: das selbstverständliche Übernehmen von Care-Aufgaben, das gemeinsame Treffen von Entscheidungen, die Bereitschaft, Verantwortung abzugeben und zu teilen. Befragte schildern, wie sehr verlässliche Kinderbetreuung, flexible Arbeitszeitmodelle, aktive Karenzplanung und tragfähige Unterstützungsnetze den Handlungsspielraum erweitern. Besonders eindrucksvoll sind die Schilderungen von Männern*, die Sorgearbeit nicht als Ausnahme, sondern als integralen Bestandteil ihres Lebens begreifen – und dadurch partnerschaftliche Modelle auf Augenhöhe leben.

Gleichzeitig wird sichtbar, wie verletzlich dieses Gleichgewicht ist. Strukturelle Rahmenbedingungen können es stützen – oder untergraben. Fehlende institutionelle Unterstützung in den ersten Jahren der Elternschaft, unzureichende Kinderbetreuung, starre Arbeitszeitmodelle und ökonomische Abhängigkeiten engen die Handlungsmöglichkeiten ein. Hinzu kommen gesellschaftliche Rollenerwartungen, die gerade in ländlichen Regionen oft noch stark auf traditionelle Muster festgelegt sind. Wer davon abweicht, braucht nicht nur Überzeugung, sondern auch Resilienz, um gegen subtile wie offene Widerstände zu bestehen.

Die qualitativen Ergebnisse verdeutlichen zudem einen heiklen Mechanismus: Partnerschaftsgewalt wird wahrscheinlicher, wenn sich ökonomische Machtverhältnisse verschieben – etwa wenn eine Frau* plötzlich mehr verdient in der Partnerschaft. In manchen Erzählungen finden

sich dann Muster männlicher „Re-Souveränisierung“: Der wahrgenommene Verlust an Status oder Kontrolle wird durch verstärkte Machtausübung in anderen Bereichen – etwa in der familiären Entscheidungsfindung – zu kompensieren versucht. Hier zeigt sich, wie eng Gewalt und Ungleichheit miteinander verwoben sein können, insbesondere wenn tradierte Männlichkeitsbilder unter Druck geraten.

Auch die quantitativen Daten stützen diese Befunde. In Haushalten, in denen der Vater das letzte Wort bei wichtigen Entscheidungen hat, ist das Risiko für körperliche Gewalt gegen Kinder am höchsten – in Österreich sogar höher als im norwegischen Vergleich von 2009. Wo hingegen Entscheidungen gemeinsam getroffen werden, sinkt die Gewaltwahrscheinlichkeit deutlich. Gewaltprävention beginnt somit nicht erst, wenn Konflikte eskalieren, sondern in den Strukturen, Haltungen und Aushandlungsprozessen des Alltags. Auffällig ist auch, wie schwer es manchen fällt, Gewalt als solche zu benennen. Was als „normaler Streit“ oder „heftige Diskussion“ beschrieben wird, kann tief in Gewalt- und Ungleichheitsmuster eingebettet sein. Diese sprachliche und mentale Unsichtbarkeit erschwert nicht nur das Erkennen, sondern auch die gezielte Bearbeitung von Konflikten.

Die Studie macht deutlich, dass persönliche Erfahrungen, partnerschaftliche Dynamiken, organisationale Rahmenbedingungen und gesellschaftliche Strukturen untrennbar ineinandergreifen. Wer in seiner Kindheit erlebt hat, dass Fürsorge und Erwerbsarbeit selbstverständlich geteilt werden, wird eher ein partnerschaftliches Modell anstreben – sofern Partner*in, Umfeld und Strukturen dies ermöglichen. Umgekehrt stoßen selbst hohe Gleichstellungsansprüche an Grenzen, wenn institutionelle Hürden, mangelnde Betreuungsangebote oder ein karrierefixiertes Arbeitsumfeld Veränderungen blockieren.

Für nachhaltige Gewaltprävention und gelebte Geschlechtergerechtigkeit braucht es daher ein ineinandergreifendes Vorgehen: Die Stärkung individueller Haltungen muss mit der Förderung partnerschaftlicher Aushandlungsprozesse, mit institutionellen Reformen und mit gesellschaftlichen Veränderungen Hand in Hand gehen. Sichtbare und anerkannte fürsorgliche Männlichkeiten spielen dabei ebenso eine Rolle wie gesetzliche Rahmenbedingungen, die partnerschaftliche Aufteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit erleichtern.

Zwischen den statistischen Kurven und den Stimmen der Befragten wird eines besonders deutlich: Geschlechtergerechtigkeit ist kein Randthema, sondern ein zentraler Hebel für gesellschaftliche Gesundheit. Wer Erwerbsarbeit, Sorgearbeit, Entscheidungsbefugnisse und ökonomische Ressourcen gerecht verteilt, entzieht Gewalt einen ihrer wichtigsten Nährböden. Der Weg dorthin erfordert Mut, Reflexion und die Bereitschaft, Macht zu teilen – in Partnerschaften, in Organisationen und in der Gesellschaft. Zugleich wird klar, wie viele Fragen offen sind: Welche Dynamiken wirken in unterschiedlichen sozialen Milieus besonders stark? Wie verändern sich partnerschaftliche Arrangements im Lebensverlauf? Wie lassen sich präventive Ansätze so gestalten, dass sie in allen Lebensrealitäten greifen? Diese Fragen machen deutlich, dass weitere Forschung dringend nötig ist – nicht als akademischer Selbstzweck, sondern als Grundlage für wirksame, langfristige Gewaltprävention und für eine Geschlechtergerechtigkeit, die im Alltag spürbar wird.

Empfehlungen aus der gewaltpräventiven Geschlechterarbeit für eine fürsorgeorientierte, geschlechtergerechte, demokratische Gesellschaft

Die Ergebnisse der GEQ-AT Studie zeigen eindrücklich: Geschlechterungleichheiten durchziehen unsere gesellschaftlichen, institutionellen und kulturellen Strukturen. Sie prägt die Verteilung von Sorgearbeit, die familiären Machtverhältnisse, das Risiko für Gewalt und die ökonomischen Spielräume der Geschlechter. Um diese Ungleichheiten zu verändern, braucht es gezielte politische Maßnahmen, strukturelle Reformen, eine engagierte Bildungsarbeit – und eine klare normative Orientierung hin zu einer fürsorgeorientierten, geschlechtergerechten, demokratischen Gesellschaft.

Die GEQ-AT Studie zeigt zudem, dass Gewaltprävention und Geschlechtergerechtigkeit eng miteinander verbunden sind. Eine faire Aufteilung von Care-Arbeit, ein gutes System frühkindlicher Bildung, gesetzliche Rahmenbedingungen für gleichberechtigte Elternschaft, der Abbau ökonomischer Abhängigkeiten und die Sichtbarmachung alternativer Rollenbilder sind Bausteine einer solidarischeren Gesellschaft.

In Reflexionsgruppen mit Expert*innen aus der Gleichstellungs- und Gewaltarbeit aus allen neun österreichischen Bundesländern, den Mitgliedern des Praxisbeirats des GEQ-AT Projekts sowie des wissenschaftlichen Beirats stand daher die Frage im Fokus, welche Empfehlungen konkret abgeleitet werden können, um Gewaltprävention und Geschlechtergerechtigkeit zu stärken. Die Perspektive, die den Empfehlungen der GEQ-AT Studie zugrunde liegt, orientiert sich an der Idee einer gerechten und fürsorgeorientierten Gesellschaft. Dabei geht es nicht nur um die Gleichstellung der Geschlechter im statistischen Sinne, sondern um die grundlegende Transformation von Machtverhältnissen, Lebensrealitäten und gesellschaftlichen Erwartungen. Eine geschlechtergerechte Gesellschaft erkennt Care-Arbeit als zentrale gesellschaftliche Ressource an, fördert vielfältige Lebensentwürfe und ermöglicht allen Menschen – unabhängig von Geschlecht, sexueller Orientierung, Herkunft oder sozialem Status – ein selbstbestimmtes, gewaltfreies Leben. Politisches Handeln ist dadurch nicht bloß reaktiv, sondern trägt aktiv dazu bei, Strukturen zu schaffen, in denen Sorge füreinander, demokratische Aushandlung und soziale Gerechtigkeit im Zentrum stehen. Das bedeutet auch, Verantwortung neu zu denken – in Partnerschaften, in Institutionen und auf gesamtgesellschaftlicher Ebene.

Vor diesem Hintergrund wurde erarbeitet, welche konkreten Schritte notwendig sind, um diesen Zielen näher zu kommen und welche Handlungsebenen und Akteur*innen einzubeziehen sind. Nachfolgende Ausführungen stellen den Kern der Diskussionen in den verschiedenen Gruppen dar:

Ein Hebel liegt in der Gestaltung von **Unterstützungsangeboten für Eltern**. Zahlreiche Fachkräfte berichteten, dass diese Angebote – ob Elternberatung, Elternbildung oder Familienhilfe – noch immer primär auf Mütter* ausgerichtet sind. So finden sich etwa in Eltern-Kind-Zentren Programme, die implizit (vereinzelt explizit) Mütter* ansprechen. Väter* und andere

Geschlechter fühlen sich häufig nicht angesprochen. Dadurch verfestigt sich ein Bild, in dem Sorgearbeit vor allem mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht wird. Eine geschlechtergerechte Elternarbeit muss hier ansetzen – mit gezielter Ansprache von Vätern* und anderen Geschlechtern, reflexiven Dialogräumen für alle Elternteile und Formaten, die die Lebensrealitäten aller Geschlechter ernst nehmen. Wenn z.B. Elterncafés oder Paarkurse so gestaltet werden, dass sich alle Geschlechter angesprochen fühlen, entsteht Raum für gemeinsame Verantwortung.

Doch Reflexion allein reicht nicht: Ohne **gut ausgebaute, flexible und leistbare Kinderbetreuung** bleibt die Entscheidung über Care-Aufteilung oft eine ökonomische Zwangslage. Besonders schwierig ist dies für Alleinerziehende oder Familien mit niedrigem Einkommen. Öffnungszeiten bis mittags, lange Wartelisten und hohe Gebühren führen dazu, dass Frauen* oft in Teilzeit, geringfügig oder gar nicht beschäftigt sind. In manchen Fällen reicht dann das Haushaltseinkommen nicht – eine besonders verzwickte Lebenssituation für die betroffenen Kinder und Familien. Des Weiteren werden Kindergärten vielerorts immer noch nicht als Bildungseinrichtungen, sondern als „Aufbewahrungsorte“ gesehen, damit „die Mutter ein paar Stunden arbeiten gehen kann“. Solche Bedingungen zementieren traditionelle Rollenteilung und behindern gleichberechtigte Elternschaft. Gleichzeitig wird dadurch ein zentrales Gewaltpräventionspotenzial verspielt. Die GEQ-AT Studie zeigt: In Familien mit egalitärer Arbeitsteilung ist das Risiko für häusliche Gewalt signifikant reduziert.

Ein weiterer Hebel liegt in der gesetzlichen **Gestaltung der Elternzeit**. Freiwilligkeit allein reicht nicht aus, wenn strukturelle Barrieren die Entscheidung für väterliche Beteiligung an unbezahlter Care-Arbeit behindern. Vielmehr bedarf es politischer Maßnahmen, die den Abbau struktureller Barrieren unterstützen. Ein Beispiel dafür sind Papamonate und skandinavische Karenzmodelle mit nicht-übertragbaren Karenzzeiten („**use it or lose it**“), die etwa in Schweden, in Norwegen oder auch in Island zu einer signifikanten Erhöhung der väterlichen Beteiligung an Care-Arbeit geführt hat (auch in Spanien wurde dieses Modell inzwischen eingeführt). Studien zeigen: Väter*, die frühzeitig und in relevantem Ausmaß in die Betreuung eingebunden sind, bleiben auch langfristig aktiver und zeigen ein geringeres Risiko, in eskalierende Konflikte mit Partner*innen oder Kinder zu geraten. Eine solche Reform ist nicht nur familienpolitisch sinnvoll, sondern wirkt präventiv gegen patriarchale Machtkonstellationen, die Gewalt begünstigen.

In Unternehmen, in denen Väterkarenz selbstverständlich gelebt wird – oft begünstigt durch Führung in Teilzeit und positive Vorbilder –, zeigen sich konkrete Veränderungen. Internationale Unternehmensstudien, wie die europäische MiC - Men in Care Study²⁵, zeigen, dass Caring Masculinities in den letzten 20 Jahren für zunehmend mehr Unternehmen eine Alternative zu tradierten Normen darstellt: Vaterschaft wurde sichtbarer, betriebsinterne Regelungen wurden eingeführt bzw. weiterentwickelt und erste Maßnahmen umgesetzt. Was noch zu fehlen scheint, ist Folgendes: Die Umsetzung von Maßnahmen ist in vielen Unternehmen noch sehr vorsichtig und skizzenhaft, sie ist nicht systematisch (und nicht durchgängig mit Gleichstellungs- und Personalstrategien verbunden), und sie scheint vollständig auf Vaterschaft

²⁵ Vgl. dafür: <https://www.work-with-perpetrators.eu/men-in-care> [15.08.2025].

fokussiert zu sein, während andere Aspekte der Care-Arbeit (etwa das Sich-Kümmern um pflegebedürftige Angehörige oder um Kolleg*innen) noch unsichtbar sind. Dieser auch in österreichischen MiC Unternehmen zutreffende Befund wurde im Kontext der GEQ-AT Reflexionsgruppen im Sinne einer Weiterentwicklung in Richtung „**Caring Companies**“ diskutiert. Dies inkludiert die Weiterentwicklung struktureller Bedingungen (flexible Arbeitszeiten und -orte, um Care-Arbeit zu ermöglichen) und Kommunikationsstrukturen, denn Mitarbeitende, die sich um andere kümmern, dürfen nicht ausgeschlossen werden. Eine sogenannte „Culture of Care“ in Unternehmen, die gesellschaftlich erforderliche Care-Arbeit als zentralen Wert anerkennt und reflektiert, muss erfahrbar werden – dies ist insbesondere für Männer* wichtig, weil sie in unbezahlter Care-Arbeit häufig die Ausnahme darstellen. Und es braucht Stakeholder-Netzwerke und ein unterstützendes Management mit Vorbildwirkung.

Die Förderung einer gewaltfreien Gesellschaft erfordert jedoch mehr als unternehmensbezogene, arbeitsmarktpolitische und familienrechtliche Maßnahmen. Gewalt ist kein individuelles Problem, sondern strukturell bedingt. Das Thema Gewalt (und darüber offen zu reden) stellt ein Tabu in unserer Gesellschaft dar. In vielen Fällen fehlt es an **Wissen** darüber, was überhaupt als Gewalt gilt – sowohl bei Betroffenen als auch im Umfeld. Beratungsstellen nutzen daher Instrumente wie das „Gewaltbarometer“, um etwa zu zeigen, dass es sich auch bei ökonomischen oder psychischen Kontrollen in der Partnerschaft um Formen von Gewalt handelt. Es braucht **öffentlichkeitswirksame Kampagnen**, die Gewalt in ihren verschiedenen Erscheinungsformen realitätsnah, niedrigschwellig und beschreibend darstellen. Ziel ist es, die oft unsichtbaren oder normalisierten Dimensionen von Gewalt sichtbar zu machen und aufzuzeigen, wie eng Gewalt mit dem Alltag vieler Menschen verbunden ist. Nur wenn Menschen erkennen, dass Gewalt auch ihr eigenes Leben – direkt oder indirekt – betrifft, kann eine tiefere gesellschaftliche Auseinandersetzung und ein wirksamer Wandel einsetzen.

Ein weiterer Fokus liegt auf der Bedeutung von Bildung – nicht nur im Sinne von Schulcurricula, sondern auch in einem erweiterten Verständnis mit Blick auf politische, soziale und emotionale Bildung. **Geschlechtssensible und diskriminierungskritische Bildungsansätze** müssen stärker adressiert werden: in Kindergärten, Schulen, außerschulischen Einrichtungen und in der Lehrer*innenbildung. „No Blame Approach“-Ansätze unterstützen gewaltpräventive Bildungskulturen in entscheidender Weise, denn es geht darum, nicht nur Täter*innen-Opfer-Dynamiken zu thematisieren, sondern auch strukturelle Ursachen wie Machtungleichgewichte und fehlende Konfliktkultur zu hinterfragen. Dies betrifft insbesondere auch die Auseinandersetzung mit medial vermittelten Geschlechterbildern, die in digitalen Räumen zunehmend prägend wirken. Jugendliche brauchen Räume, in denen sie problematische Narrative reflektieren und neue Handlungsmöglichkeiten entwickeln können. Bildungsarbeit sollte dabei nicht moralisieren, sondern Beziehungskompetenz, Dialogfähigkeit und Reflexionsvermögen stärken. Gerade in digitalen Medien begegnen Jugendliche auf Plattformen wie TikTok und YouTube zunehmend extremen Geschlechternarrativen: „Tradwives“ (meist junge Frauen*, die tradierte Rollenmuster via Social Media propagieren) oder gewaltaffine Influencer in der ‚Manosphäre‘ (ein loses Netzwerk von Online-Communities, in denen tradierte Männlichkeitsbilder und Geschlechterrollen propagiert und misogyne sowie antifeministische Ansichten vertreten werden) propagieren

konservative Rollenbilder und legitimieren patriarchale Dominanz. Das prägt Vorstellungen von Beziehungen und von Geschlechternormen. Es braucht umfassende Medienkompetenzprogramme, die nicht nur digitale Tools vermitteln, sondern auch traditionelle Rollenvorbilder kritisch reflektieren und hinterfragen. Die Erfahrungen der Fachkräfte zeigen: Wenn alternative Geschlechterrollen über soziale Medien oder in Schulen sichtbar und erlebbar werden, lassen sich Jugendliche damit erreichen und dahingehend sensibilisieren.

Neben Bildungsinstitutionen sind auch Unternehmen und die öffentliche Hand in der Verantwortung. Betriebe, die Väterkarenz fördern, geschlechtergerechte Teilzeitmodelle anbieten und Lohntransparenz herstellen, können als Vorbilder wirken. Gerade im öffentlichen Dienst – etwa in der Pflege oder in Bildungseinrichtungen – lassen sich strukturelle Hebel nutzen, um **Berufe aufzuwerten** und stereotype Zuschreibungen zu überwinden. Die Präsenz von Männern* in Care-Berufen kann nachkommenden Generationen neue Möglichkeiten eröffnen – vorausgesetzt, diese Berufe sind ökonomisch abgesichert und gesellschaftlich anerkannt.

Für Frauen* ist ökonomische Unabhängigkeit zentral, um sich aus belastenden oder gewaltvollen Beziehungen lösen zu können. Zu oft entscheidet das Familieneinkommen darüber, ob eine Frau* die Möglichkeit hat, sich und ihre Kinder in Sicherheit zu bringen. In vielen Fällen fehlt es schlicht an einem **Netz von Unterstützungsangeboten**, das nicht erst im Zuge einer Gefährdungsmeldung aktiviert wird. Hilfen für überforderte Eltern, psychosoziale Begleitung oder Familienberatung müssen niedrigschwelliger, flächendeckender und nicht an Defizitlogiken gekoppelt sein.

Darüber hinaus wurde in den Reflexionsgruppen mit Expert*innen aus der Opferschutz-, Gewaltarbeit, etc. betont, wie wichtig eine **gesellschaftlich akzeptierte Trennungskultur** ist. Wenn Beziehungen scheitern, fehlt es oft an Wissen über konstruktive Wege der Konfliktlösung. Trennungsphasen etwa bergen ein hohes Eskalationsrisiko, vor allem wenn finanzielle Abhängigkeiten bestehen oder Fragen rund um Obsorge von tendenziösen Gruppen (z.B. radikalisierte Väterrechtsvereine) instrumentalisiert werden. Entsprechende Schulungen – auch für Familienrichter*innen und Behörden – sind ebenso notwendig wie mediative Begleitung, Elternkurse zur Obsorgekompetenz oder Unterstützungsnetzwerke. Junge Eltern benötigen realistische und vielfältige Vorstellungen von Elternschaft und Familie – einschließlich der Möglichkeit von Trennungen oder Veränderungen im Familienleben. Elternbildung muss diese Themen adressieren, damit sich Eltern gut vorbereitet, reflektiert und resilient auf unterschiedliche Lebensverläufe einstellen können.

Netzwerke – ob formell oder informell – sind für das Wohlbefinden und die Entlastung von Familien zentral. In nicht-patriarchal strukturierten gemeinschaftlichen Wohnformen oder solidarischen Betreuungsprojekten kann soziale Isolation reduziert, Care-Arbeit geteilt und Gewalt vorgebeugt werden. Gerade in ländlichen Räumen oder unter prekären Bedingungen fehlt es oft an solchen gemeinschaftsstiftenden Strukturen. Die Schaffung von nachbarschaftlichen Treffpunkten, Elterncafés oder Peer-Angeboten wie „Papa-Kind-Cafés“ zeigt: Wenn Personen miteinander ins Gespräch kommen, entstehen neue Handlungsspielräume – für eine partnerschaftliche Sorgearbeit und gegen traditionelle Männlichkeitsbilder.

Der wissenschaftliche Beirat der GEQ-AT Studie betonte nachdrücklich die gesellschaftspolitische Relevanz der Studienergebnisse. Die empirischen Befunde legen offen, dass die ungleiche Verteilung von Care-Arbeit und die damit verbundenen Geschlechterrollen nicht nur individuelle Lebensentscheidungen betreffen, sondern mit weitreichenden sozialen Risiken verknüpft sind, insbesondere im Hinblick auf Gewalt, soziale Ungleichheit und psychosoziale Belastungen. Daraus ergeben sich zentrale Empfehlungen für Forschung, Politik und gesellschaftliche Praxis. Dabei wurde die **Notwendigkeit einer differenzierten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Verschränkung von Gender und Gewalt** hervorgehoben. Die GEQ-AT Studie liefert dazu eine wichtige Grundlage, doch viele Fragen bleiben offen: Wie genau wirken sich Rollenbilder, Machtverhältnisse und ökonomische Abhängigkeiten auf Gewaltverläufe aus? Welche gesellschaftlichen Bedingungen begünstigen eine Retraditionalisierung – etwa im Zuge von Krisen wie der Pandemie? Und wie lässt sich die Wirkung von Präventionsmaßnahmen empirisch absichern? Der Beirat empfiehlt daher, diese Fragen durch vertiefende Forschung weiter zu verfolgen, insbesondere durch qualitative Studien mit marginalisierten Gruppen, durch Längsschnittanalysen und durch Wirkungsforschung im Bereich von Prävention und Bildungsarbeit.

Gleichzeitig wird davor gewarnt, Gewalt allein auf individuelles Fehlverhalten zu reduzieren. Vielmehr sei Gewalt in private Beziehungen eingebettet in gesellschaftliche Machtstrukturen, wie Geschlechternormen, sozioökonomische Ungleichheiten oder migrationsbezogene Diskriminierung. Deshalb braucht es politische Rahmenbedingungen, die strukturelle Ursachen direkt adressieren. Dazu zählt etwa die **Weiterentwicklung einer partnerschaftsorientierten Familienpolitik**, die unbezahlte Sorgearbeit sichtbar macht, neu verteilt und institutionell absichert.

Darüber hinaus hat die GEQ-AT Studie gezeigt, wie wertvoll **dialogische Formate**, also der interdisziplinäre Austausch zwischen Praxis, Wissenschaft und Politik, sein können. Diese dialogische Forschungspraxis könnte auch in anderen Bereichen verstärkt Anwendung finden, um Forschungsergebnisse systematisch in die Entwicklung von Maßnahmen zu integrieren und umgekehrt Praxiswissen als Teil der Forschungsprozesse zu integrieren. Für die Weiterentwicklung von Politikmaßnahmen braucht es zudem Indikatoren und Monitoringinstrumente, die die Umsetzung von Gleichstellung, Gewaltprävention und Care-Gerechtigkeit messbar machen.

Nicht zuletzt sei darauf hingewiesen, dass gesellschaftlicher Wandel nicht allein durch politische Programme, sondern durch kulturelle Aushandlungsprozesse vorangebracht wird. Es braucht öffentliche Debatten über Caring Masculinities, Fürsorgeverantwortung, Beziehungskultur und Gewaltfreiheit, jenseits von Schuldzuweisungen und Moralisierung. Diese Debatten sollten differenziert, kontextsensibel und partizipativ geführt werden, insbesondere unter Einbeziehung von jungen Menschen, Betroffenenperspektiven und intersektionalen Positionen. Kampagnen und Öffentlichkeitsarbeit sind dabei entscheidend: Care-Arbeit muss sichtbar gemacht werden. Von positiven Vorbildern, die neue Rollenbilder vermitteln, können wirksame Impulse ausgehen.

Literaturverzeichnis

Acker, Joan (1991): Hierarchies, Jobs, Bodies: A Theory of Gendered Organizations. In: Lorber J./ Farrell, S.A. (1991): The Social Construction of Gender. London: Sage (162-179).

Acker, Joan (1992): Gendering Organizational Theory. In: Mills A.J./ Tancred P. (1992). Gendering Organizational Analysis. London: Sage (248-260).

Acker, Joan (2006): Class Questions Feminist Answers. The Gender Lens Series. Maryland: Rowman & Littlefield.

Bayerisches Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales (o.D.): Gewalt LOSwerden. URL: <https://bayern-gegen-gewalt.de/gewalt-infos-und-einblicke/was-ist-gewalt/> [15.08.2025].

Bergmann, Nadja, Reichert, Helga, Sorger, Claudia, Amon-Konrath, Cornelia, Wagner-Steinrigl, Sabine (2012): Eltern am Arbeitsplatz. Zwischen Vereinbarkeit und Diskriminierung. Wien.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1997): Über die symbolische Macht. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 8(4), 556–564. <https://doi.org/10.25365/oezg-1997-8-4-6> [15.08.2025].

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Brandstetter, Manuela (2009): Gewalt im sozialen Nahraum – Begriffliche Bestimmungen. In: Gewalt im sozialen Nahraum. VS Verlag für Sozialwissenschaften. URL: https://doi.org/10.1007/978-3-531-91958-4_2 [15.08.2025].

Bundesministerium für Inneres (2022): Kriminalitätsbericht 2022. Statistik und Analyse. URL: https://www.bmi.gv.at/508/files/SIB_2022/Kriminalitaetsbericht_Statistik_und_Analyse_nBF_20240606.pdf [15.08.2025].

Bundesministerium für Inneres (2025): Polizeiliche Kriminalstatistik 2024 - Entwicklung der Kriminalität in Österreich. URL: https://www.bundeskriminalamt.at/501/files/PKS-24-web3_bf_20250422.pdf [15.08.2025].

Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen (2001): Gewalt in der Familie. Gewaltbericht 2001. Von der Enttabuisierung zur Professionalisierung. URL: https://www.oif.ac.at/fileadmin/user_upload/p_oif/andere_Publikationen/Kurzbericht_Gewalt_2001.pdf [15.08.2025].

Butler, Judith (1990): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity. New York: Routledge.

Connell, Raewayn. W. (1995): Masculinities. Berkeley: University of California Press.

- Connell, Raewayn W. & Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept. *Gender & Society*, 19(6), 829-859.
- Connell, Raewyn W. (2015): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. 5. Aufl., Opladen: Barbara Budrich.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: *The University of Chicago Legal Forum*, S. 139-167.
- Daminger, Allison (2019): The Cognitive Dimension of Household Labor. In: *American Sociological Review*, 84(4), 609-633.
- Deutsch, Francine M. (2007): Undoing Gender. *Gender & Society*, 21(1), 106–127.
URL: <https://journals.sagepub.com/doi/10.1177/0891243206293577> [14.08.2025].
- EIGE (o.D.): Forms of violence. URL: <https://eige.europa.eu/gender-based-violence/what-is-gender-based-violence/forms-of-violence> [14.08.2025].
- Elliott, Karla (2016): Caring Masculinities: Theorizing an Emerging Concept. In: *Men and Masculinities*, 19(3), 240-259.
- e.Medpedia (o.D.): Prävention und Intervention bei Vernachlässigung und Deprivation. URL: https://www.springermedizin.de/emedpedia/paediatric/praevention-und-intervention-bei-vernachlaessigung-und-deprivation?epediaDoi=10.1007%2F978-3-642-54671-6_281 [15.08.2025].
- Federici, Silvia (2012): *Revolution at Point Zero: Housework, Reproduction, and Feminist Struggle*. Oakland: PM Press.
- Filler, Ewald (2019): *Die Rechte von Kindern und Jugendlichen*. Bundeskanzleramt Wien. URL: <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/dam/jcr:a3743079-f149-4c0b-8862-ffd2e1fdad5c/Rechte-Kinder-Jugendliche.pdf> [15.08.2025].
- FRA (2020): A long way to go for LGBTI equality. Luxembourg: Publications Office of the European Union. URL: https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra_uploads/fra-2020-lgbti-equality-1_en.pdf [14.08.2025].
- Fraser, Nancy (1994): After the Family Wage: A Postindustrial Thought Experiment. In: *Justice Interruptus*. New York: Routledge.
- Fraser, Nancy (2016): Contradictions of Capital and Care. In: *New Left Review*, 100, 99-117.
- Fraser, Nancy (2003): Social Justice in the Age of Identity Politics. In: Fraser & Honneth: *Umverteilung oder Anerkennung?* Frankfurt a.d. Main: Suhrkamp.
- Frauen helfen Frauen (o.D.): Über Gewalt. URL: <https://www.frauen-helfen-frauen-ffb.de/ueber-gewalt/> [15.08.2025].

- Freie Universität Berlin (2022): Glossar geschlechtliche Vielfalt. <https://www.fu-berlin.de/sites/diversity/media/FU-Glossar-geschlechtliche-Vielfalt-Stand-220623.pdf> [28.08.2025]
- Gallup Institut (2020): Gewalt an Kindern. URL: https://www.die-moewe.at/sites/default/files/23335_Pr%C3%A4s_die%20m%C3%B6we_Gewalt%20an%20Kindern.pdf [15.08.2025].
- Gärtner, Marc & Scambor, Elli (2020): Caring Masculinities. Über Männlichkeiten und Sorgearbeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“, 70. Jahrgang, 45/2020, S. 22-27. URL: <https://www.bpb.de/apuz/care-arbeit-2020/317852/caring-masculinities-ueber-maennlichkeiten-und-sorgearbeit> [13.08.2025].
- Geserick, Christine, Hornung, Helena, Hübel, Teresa, Kaindl, Markus, Wernhart, Georg (2023): Arbeitsteilung in Partnerschaften. https://www.oif.ac.at/fileadmin/user_upload/p_oif/Forschungsberichte/FB_50_-_Arbeitsteilung.pdf?utm_source=chatgpt.com
- Gewaltinfo (2025): Definition Gewalt. URL: <https://www.gewaltinfo.at/fachwissen/definition-gewalt.html> [15.08.2025].
- Gildemeister, Regine (2013): Doing Gender. In: Lenz, Ilse (Hrsg.): Gender-Handbuch. Wiesbaden: Springer VS.
- Goldberg, Abbie. E., & Allen, Katherine R. (2020): Qualitative Research on LGBTQ-Parent Families. In: Goldberg, A.E., Allen, K.R. (eds) LGBTQ-Parent Families. Springer, Cham. https://doi.org/10.1007/978-3-030-35610-1_28 [15.08.2025].
- Hagemann-White, Carol (2008): Vorwort. In Gewalt im Geschlechterverhältnis. Erkenntnisse und Konsequenzen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis, Forschungsnetz Gewalt im Geschlechterverhältnis [GiG-net] (ed.), 7 – 10. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Hagemann-White, Carol/ Kelly, Liz/ Römken, René (2010): Feasibility study to assess the possibilities, opportunities and needs to standardise national legislation on violence against women, violence against children and sexual orientation violence. Brussels: European Union.
- Hanlon, Niall (2012): Masculinities, Care and Equality: Identity and Nurture in Men's Lives, London: palgrave macmillan.
- Hart, Patrick (2015): LGBTI Gewalterfahrungen Umfrage. Eine Studie zu Hassverbrechen in Österreich. Graz. https://fra.europa.eu/sites/default/files/fra_uploads/lgbti_gewalterfahrungen.pdf [15.08.2025].
- Hirschauer, Stefan (2014): Un/Doing Differences: Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. In: Zeitschrift für Soziologie, 43(3), 170–191.
- Hochschild, Arlie R. (1989): The Second Shift: Working Parents and the Revolution at Home. New York: Viking.
- Holter, Øystein G. und Aarseth, Helene (1993): Menns livssammenheng. Oslo: Ad Notam Gyldendal.

Holter, Øystein G./ Riesenfeld, Vera/ Scambor, Elli (2005): 'We don't have anything like that here!' - Organisations, Men and Gender Equality. In: R. Puchert , M. Gärtner & S. Höyng (eds.), Work Changes Gender. Men and Equality in the Transition of Labour Forms (pp. 73 - 104). Opladen: Barbara Budrich Publishers.

Holter, Øystein. G./ Svare, Helge / Egeland, Cathrine (2009): Gender Equality and Quality of Life – A Nordic Perspective. Oslo: NIKK.

Holter, Øystein G. & Krzaklewska, Ewa (2017): Gender Equality and Quality of Life: European Blueprint Information and Instructions. Jagiellonian University in Kraków and University of Oslo.

Illouz, Eva (2023): Warum Liebe weh tut. Berlin: suhrkamp.

Kapella, Olaf/ Baierl, Andreas/ Rille-Pfeiffer, Christiane/ Geserick, Christine/ Schmidt, Eva-Maria (2011): Gewalt in der Familie und im nahen sozialen Umfeld: Österreichische Prävalenzstudie zur Gewalt an Frauen und Männern. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien. URL: <https://services.phaidra.univie.ac.at/api/object/o:1162297/download> [15.08.2025].

Kelly, Joan B. & Johnson, Michael (2008): Differentiation Among Types of Intimate Partner Violence: Research Update and Implications for Interventions. Family Court Review (46/3): 476-499.

Klinger, Cornelia (2010): Gender, soziale Ungleichheit und Differenz. In: Becker, R. (Hrsg.): Handbuch Bildungs- und Ungleichheitsforschung. Wiesbaden: Springer.

Krzaklewska Ewa, Slany, Krystyna, Ciaputa, Ewelina, Kowalska, Beata, Ratecka Anna, Tobiasz-Adamczyk, Beata, Warat, Marta, Woźniak, Barbara (2016): Gender Equality and Quality of Life in Poland. A Survey Research Report. Krakow: Jagiellonian University. <https://geq.socjologia.uj.edu.pl/documents/32447484/35419405/GEQ+ENG.pdf/2a8c82c8-aa81-4d1d-9387-5ca07e63f0e1> [28.08.2025]

Lutz, Helma/ Herrera Vivar, Maria Teresa H./ Supik, Linda (Hrsg.) (2013): Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes (2., überarb. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS. URL: <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19550-6> [14.08.2025].

Mayring, Peter (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Mayrhuber, Christine/ Bergmann, Nadja/ Hausegger, Trude/ Leitner, Andrea/ Enengl, Flavia/ Hajji, Assma/ Iby, Anna/ Radlherr, Julia (2024): Gleichstellung in Österreich Zahlen, Daten und Fakten. Wien: Studie im Auftrag des Bundeskanzleramtes.

Menzel-Holzwarth, Brigitte (2016): (K)ein sicherer Ort. Sexuelle Gewalt an Kindern. URL: https://selbstlaut.org/wp-content/uploads/2017/03/2016_Brosch%C3%BCre_KSO_barriere-frei-Kopie.pdf [15.08.2025].

Messner, Michael (2000): *Politics of Masculinities: Men in Movements*. Thousand Oaks: Altamira Press.

Olson, David (2000). Circumplex Model of Marital and Family Systems. *Journal of Family Therapy*, 22, 144-167.

Riesenfelder, Andreas/ Danzer, Lisa (2024): Wiedereinstiegsmonitoring 2024. Kontinuitäten, Trendbrüche und Nachwirkungen der Covid-Krise. Ein Überblick über die Ergebnisse der sechsten Fassung des Wiedereinstiegsmonitorings zu den Kohorten 2006 bis 2021 in Österreich und in den Bundesländern. Wien: Im Auftrag der Arbeiterkammer Wien.

Scambor, Christian/ Scambor, Elli (2017): Gender Based Violence and the Role of Men (Nasilje na podlagi spola in vloga moških). In: Časopis za kritiko znanosti, Let. XLV, 2017, Številka 267. S. 115-127.

Scambor, Elli/ Wojnicka, Katarzyna & Bergmann, Nadja (Hg.) (2013): Study on the Role of Men in Gender Equality. Prepared for the European Commission, written by Sophia Belghiti-Mahut, Nadja Bergmann, Marc Gärtner, Jeff Hearn, Øystein Gullvåg Holter, Majda Hrženjak, Ralf Puchert, Christian Scambor, Elli Scambor, Hartwig Schuck, Victor Seidler, Alan White & Katarzyna Wojnicka. URL: <https://op.europa.eu/en/publication-detail/-/publication/f6f90d59-ac4f-442f-be9b-32c3bd36eaf1/language-en> [13.08.2025].

Scambor, Elli/ Bergmann, Nadja/ Wojnicka, Katarzyna/ Belghiti-Mahut, Sophia/ Hearn, Jeff/ Holter, Øystein G./ Gärtner, Marc/ Hrženjak, Majda/ Scambor, Christian/ White, Alan (2014): Men and Gender Equality. European Insights. In: *Men and Masculinities*, 17(5), 552-577.

Scambor, Elli/ Holtermann, Daniel (2023): Ist Sorgearbeit nichts für Männer? In: *Soziale Arbeit Kontrovers* 31. Freiburg: Lambertus-Verlag. URL: https://www.deutscher-verein.de/de/buchshop-des-dv-reihe-soziale-arbeit-kontrovers-1541.html?PAGE=artikel_detail&artikel_id=275 [14.08.2025].

Stadt Wien (o.D.): Formen der Gewalt gegen Frauen. URL: <https://www.wien.gv.at/menschen/frauen/stichwort/gewalt/formen.html> [15.08.2025].

Statistik Austria (2022): Geschlechtsspezifische Gewalt gegen Frauen in Österreich. Prävalenzstudie beauftragt durch Eurostat und das Bundeskanzleramt. Wien.

Statistik Austria (2023a): Arbeitsmarktstatistiken 2022. Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung und der Offene-Stellen-Erhebung. URL: <https://www.statistik.at/services/tools/services/publikationen/detail/1577> [13.08.2025].

Statistik Austria (2023b): Zeitverwendung 2021/22. Ergebnisse der Zeitverwendungserhebung. Wien.

Statistik Austria (2024): Abgestimmte Erwerbsstatistik 2022. URL: https://www.statistik.at/fileadmin/user_upload/AEST_2022.pdf [13.08.2025].

Statistik Austria (2025): Arbeitsmarktstatistiken 2024. Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung und der Offene-Stellen-Erhebung. Wien: Publikation der Statistik Austria.

- Strauss, Anselm L./ Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- Tronto, Joan C. (1993): *Moral Boundaries: A Political Argument for an Ethic of Care*. New York: Routledge.
- Tronto, Joan C. (2013): *Caring Democracy: Markets, Equality, and Justice*. New York, London: New York University Press.
- Villa, Paula-Irene (2012): *Gender/Queer Studies. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Warat, Marta/ Krzaklewska, Ewa/ Ratecka, Anna/ Slany, Krystyna (2017): *Gender Equality and Quality of Life. Perspectives from Poland and Norway*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Edition.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. In: *Gender & Society*, 1(2), 125–151. URL: <https://journals.sagepub.com/doi/10.1177/0891243287001002002> [14.08.2025].
- WHO (2003): *Weltbericht Gewalt und Gesundheit*. URL: http://www.gesunde-maenner.ch/data/data_160.pdf [15.08.2025].
- Wigger, Annegret/Weber, Matthias/Sommer, Antje (2012): Ein Pilotprojekt zur Ausbildung Reflexiver Professionalität. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller-Herrmann, Silke (Hrsg.): *Professionalität Sozialer Arbeit und Hochschule*. Wiesbaden: Springer VS, S. 251–269.
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Geschlechterverteilung in der quantitativen Stichprobe	50
Abbildung 2:	Altersverteilung der quantitativen Stichprobe	50
Abbildung 3:	Bildungsverteilung in der quantitativen Stichprobe	50
Abbildung 4:	Haushaltszusammensetzung in der quantitativen Stichprobe.....	51
Abbildung 5:	Einstellung zu Gleichstellung und Familienrollenbildern, nach Geschlecht ..	57
Abbildung 6:	Einstellung zu Gleichstellung und heteronormativen Werten, nach Geschlecht.....	59
Abbildung 7:	Arbeitsteilung in der Herkunftsfamilie (Kindheit), nach Geschlecht.....	71
Abbildung 8:	Beteiligung im Haushalt und bei Betreuungspflichten (Kindheit), nach Geschlecht.....	72
Abbildung 9:	Verteilung unbezahlte Hausarbeit in der Partnerschaft, nach Geschlecht.....	78
Abbildung 10:	Wenn Partnerschaft und gemeinsamer Haushalt: Aufgabenteilung im Haushalt (Index), nach Geschlecht, Kind/er und Bildungsniveau	79
Abbildung 11:	Verteilung von Kinderbetreuungsaufgaben, nach Geschlecht.....	80
Abbildung 12:	Arbeitsausmaß in Relation zu aktuellem/r Partner*in, nach Geschlecht	96
Abbildung 13:	Arbeitsausmaß, nach Geschlecht.....	96
Abbildung 14:	Ökonomisches Verhältnis in Partnerschaft, nach Geschlecht.....	97
Abbildung 15:	Ökonomische Situation (wenn aktuelle Partnerschaft)	98
Abbildung 16:	Wenn Partnerschaft: „Letztes Wort“ in Beziehung, nach Geschlecht.....	99
Abbildung 17:	„Last Say“: Vergleich Herkunftsfamilie und aktuelle Partnerschaft.....	100
Abbildung 18:	Wenn Partnerschaft und gemeinsamer Haushalt: Vergleich bezahlte und unbezahlte Arbeit, nach Geschlecht.....	105
Abbildung 19:	Wenn Partnerschaft und Kinder: Vergleich bezahlte und unbezahlte Care- Arbeit, nach Geschlecht.....	106
Abbildung 20:	Arbeitsstunden in Relation zu Partner*in, nach Alter	107
Abbildung 21:	Vergleich: Hausarbeit und ökonomisches Verhältnis in Partnerschaft, nach Geschlecht.....	108
Abbildung 22:	Fürsorge für andere und ausgeglichene Haus- und Care-Arbeit.....	109
Abbildung 23:	Wenn Partnerschaft und gemeinsamer Haushalt: „Letztes Wort“ und Ausgewogenheit bei Hausarbeiten.....	110
Abbildung 24:	Einstellungen zu „traditionellen“ Geschlechterrollen und Ausgegichene Hausarbeiten.....	111
Abbildung 25:	Typologie der Gewalt nach WHO 2003	154
Abbildung 26:	Gewalterfahrungen in Partnerschaft in den letzten 12 Monaten (Mehrfachnennung möglich), nach Geschlecht	159
Abbildung 27:	Gewalterfahrung in Kindheit, nach Gewalterfahrung in aktueller Partnerschaft.....	165
Abbildung 28:	Gewaltausübung in Kindheit, nach Gewaltausübung in aktueller Partnerschaft.....	166

Abbildung 29:	Gewaltausübung in aktueller Partnerschaft, nach Gewalterfahrung.....	166
Abbildung 30:	„Letztes Wort“ in aktueller Beziehung, nach Gewalterfahrungen in Partnerschaft.....	171
Abbildung 31:	Caringrelation, nach Gewalterfahrung in aktueller Partnerschaft	173
Abbildung 32:	Arbeitszeitrelation, nach Gewalterfahrung in aktueller Partnerschaft.....	181
Abbildung 33:	Finanzielle Situation, nach Gewalterfahrung in aktueller PartnerschaftQuelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=38, gewichtete Stichprobe.....	186
Abbildung 34:	Gewalterfahrungen in Kindheit (Mehrfachnennung möglich), nach Geschlecht.....	190
Abbildung 35:	Geschlecht der Befragten, nach gewaltausübender Person bzw. Täter*innen in Kindheit (Mehrfachnennung möglich).....	192
Abbildung 36:	Gewalterfahrungen in Kindheit (Mehrfachnennung möglich), nach Alter..	193
Abbildung 37:	Region in Kindheit, nach Gewalterfahrung in Kindheit	193
Abbildung 38:	Geschlecht, nach Gewalt in Kindheit	195
Abbildung 39:	Gewaltausübung in Kindheit, nach Gewalterfahrung in Kindheit	196
Abbildung 40:	Aufteilung der Kinderbetreuung in Herkunftsfamilie, nach Gewalterfahrung in Kindheit.....	198
Abbildung 41:	„Letztes Wort“ in Bezug auf den Haushalt (z.B. Anschaffungen, Urlaub...) in Herkunftsfamilie, nach Gewalterfahrung in Kindheit	200
Abbildung 43:	„Letztes Wort“ in Bezug auf den Haushalt (z.B. Anschaffungen, Urlaub...) in Herkunftsfamilie, nach gewaltausübender Person in Kindheit (Mehrfachnennung möglich)	201
Abbildung 44:	Gewaltvolles Umfeld in Kindheit, nach Gewalterfahrung in Kindheit.....	202
Abbildung 45:	Finanzielle Situation in Kindheit, nach Gewalterfahrung in Kindheit.....	205
Abbildung 46:	Letztes Wort und körperliche Gewalterfahrung in Kindheit.....	210

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Inhaltliche Dimensionen der GEQ-AT-Erhebung	43
Tabelle 2:	Merkmalsverteilung der österreichischen Wohnbevölkerung sowie im Rahmen der Stichprobe nach erfolgter Gewichtung	49
Tabelle 3:	Matched Pair I – nicht-ausgewogene vs. ausgewogene Aufteilung	116
Tabelle 4:	Matched Pair II – nicht-ausgewogene vs. ausgewogene Aufteilung	121
Tabelle 5:	Übersichtstabelle zu Wirkfaktoren ausgewogene Aufteilung von Ressourcen, abgeleitet aus den GEQ-AT Interviews.....	125
Tabelle 6:	Übersichtstabelle zu Wirkfaktoren nicht-ausgewogene Aufteilung von Ressourcen, abgeleitet aus den GEQ-AT Interviews	143
Tabelle 7:	Einstellungen zu Geschlechterrollen, nach Geschlecht.....	227
Tabelle 8:	Index: „Traditionelles Rollenbild“, nach Geschlecht	228
Tabelle 9:	Index: „Traditionelles Rollenbild“, nach Alter	229
Tabelle 10:	Index: „Traditionelles Rollenbild“, nach Wohnort	229
Tabelle 11:	Index: „Traditionelles Rollenbild“, nach Bildungsniveau.....	229

Tabelle 12:	Einstellung zu heteronormativen Werten, nach Bildungsniveau.....	230
Tabelle 13:	Verteilung unbezahlte Hausarbeit in der Partnerschaft (Index), nach Geschlecht.....	230
Tabelle 14:	Verteilung unbezahlte Hausarbeit in der Partnerschaft (Index), nach Alter	231
Tabelle 15:	Verteilung unbezahlte Hausarbeit in der Partnerschaft (Index), nach Kinder	231
Tabelle 16:	Verteilung von Care-Arbeit in Partnerschaft, nach Wohnort.....	232
Tabelle 17:	Verteilung von Care-Arbeit in Partnerschaft, nach Bildungsniveau	232
Tabelle 18:	Ökonomische Situation (wenn aktuelle Partnerschaft)	232
Tabelle 19:	Arbeitsstunden in Relation zu Partner*in, nach Alter	233
Tabelle 20:	Ökonomische Relation in Partnerschaft, nach Alter	233
Tabelle 21:	„Last Say“ in Herkunftsfamilie, nach Geschlecht.....	233
Tabelle 22:	„Last Say“: Vergleich Herkunftsfamilie und aktuelle Partnerschaft.....	234
Tabelle 23:	Wenn Partnerschaft: Last Say in Beziehung, nach Bildungsniveau	234
Tabelle 24:	Vergleich: Unbezahlte Arbeit und „Last Say“ Elternhaushalt	234
Tabelle 25:	Vergleich: Hausarbeiten und Einstellungsvariablen	235
Tabelle 26:	Vergleich: Care-Arbeit und Einstellungsvariablen.....	236
Tabelle 27:	Reaktion auf Gewalterfahrungen in Partnerschaft.....	236
Tabelle 28:	Gewaltausübung in Partnerschaft, nach Geschlecht	236

Tabellenanhang

Tabelle 7: Einstellungen zu Geschlechterrollen, nach Geschlecht

		Männlich	weiblich	gesamt
Keine Frau sollte finanziell von einem Mann abhängig sein.	Stimme sehr zu	61,8%	77,8%	70,3%
	Stimme eher zu	29,7%	13,9%	21,3%
	Stimme eher nicht zu	4,4%	3,2%	3,8%
	Stimme gar nicht zu	4,1%	5,1%	4,6%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%
Die Gleichstellung der Geschlechter ist ein wichtiger Wert für eine Gesellschaft.	Stimme sehr zu	64,1%	75,6%	70,2%
	Stimme eher zu	29,3%	18,7%	23,7%
	Stimme eher nicht zu	2,9%	3,9%	3,4%
	Stimme gar nicht zu	3,7%	1,8%	2,7%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%
Ein Mann muss sich gegen seine Frau durchsetzen können.	Stimme sehr zu	2,6%	1,7%	2,2%
	Stimme eher zu	12,9%	6,4%	9,5%
	Stimme eher nicht zu	33,8%	20,8%	26,9%
	Stimme gar nicht zu	50,6%	71,1%	61,5%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%
Es ist die Aufgabe des Mannes, finanziell für seine Familie zu sorgen.	Stimme sehr zu	7,5%	3,1%	5,2%
	Stimme eher zu	26,9%	15,8%	21,0%
	Stimme eher nicht zu	31,8%	31,7%	31,8%
	Stimme gar nicht zu	33,8%	49,4%	42,0%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%
Frauen lassen sich bei wichtigen Entscheidungen zu stark von ihren Gefühlen leiten.	Stimme sehr zu	6,5%	6,7%	6,6%
	Stimme eher zu	36,1%	33,2%	34,5%
	Stimme eher nicht zu	35,4%	30,6%	32,8%
	Stimme gar nicht zu	22,1%	29,5%	26,1%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%
Eine Mutter mit jungen Kindern sollte nicht arbeiten gehen.	Stimme sehr zu	16,2%	11,7%	13,9%
	Stimme eher zu	33,5%	23,6%	28,3%
	Stimme eher nicht zu	27,7%	29,8%	28,8%
	Stimme gar nicht zu	22,6%	34,8%	29,0%

	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%
Es gibt nur zwei Geschlechter – Männer und Frauen.	Stimme sehr zu	29,3%	20,9%	24,9%
	Stimme eher zu	25,0%	19,6%	22,2%
	Stimme eher nicht zu	18,7%	17,2%	18,0%
	Stimme gar nicht zu	26,9%	42,3%	35,0%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%
Kinder sollten möglichst früh lernen, dass Homosexualität normal ist.	Stimme sehr zu	37,6%	54,5%	46,5%
	Stimme eher zu	29,3%	28,8%	29,1%
	Stimme eher nicht zu	18,9%	9,7%	14,1%
	Stimme gar nicht zu	14,2%	6,9%	10,4%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%
Zu welchem Geschlecht man sich zugehörig fühlt, kann man sich selber aussuchen.	Stimme sehr zu	29,3%	40,7%	35,4%
	Stimme eher zu	33,0%	28,7%	30,7%
	Stimme eher nicht zu	15,7%	14,8%	15,3%
	Stimme gar nicht zu	21,9%	15,8%	18,7%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss zwischen 89 und 206, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 8: Index: „Traditionelles Rollenbild“, nach Geschlecht

	Männlich	Weiblich	Gesamt
	Anteil	Anteil	Anteil
(Eher) Ablehnung	56,6%	75,8%	66,8%
(eher) Zustimmung	43,4%	24,2%	33,2%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=110, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 9: Index: „Traditionelles Rollenbild“, nach Alter

	unter 30 Jahre	30 bis 45 Jahre	46 bis 65 Jahre	älter als 65 Jahre	Ge- samt
	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
(Eher) Ablehnung	66,1%	72,7%	67,2%	49,0%	67,5%
(eher) Zustimmung	33,9%	27,3%	32,8%	51,0%	32,5%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=154, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 10: Index: „Traditionelles Rollenbild“, nach Wohnort

	Größere Stadt (über 100.000 Einwohner und Einwohnerinnen)	Kleine bis mittelgroße Stadt (10.000 bis 100.000 Einwohner und Einwohne- rinnen)	Ländliche Gemeinde (un- ter 10.000 Einwohner und Einwohnerinnen)	Ge- samt
	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
(Eher) Ableh- nung	78,3%	69,1%	63,0%	67,6%
(eher) Zustim- mung	21,7%	30,9%	37,0%	32,4%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=140, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 11: Index: „Traditionelles Rollenbild“, nach Bildungsniveau

	Tertiärer Abschluss	Abschluss mit Matura	Abschluss ohne Matura	Gesamt
	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
(Eher) Ablehnung	89,2%	68,0%	58,6%	67,5%
(eher) Zustimmung	10,8%	32,0%	41,4%	32,5%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=157, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 12: Einstellung zu heteronormativen Werten, nach Bildungsniveau

		Tertiärer Abschluss	Abschluss mit Matura	Abschluss ohne Matura	Gesamt
		Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
Es gibt nur zwei Geschlechter – Männer und Frauen.	Stimme sehr zu	9,1%	25,8%	29,8%	24,4%
	Stimme eher zu	11,8%	24,2%	24,3%	21,7%
	Stimme eher nicht zu	13,7%	18,7%	18,5%	17,6%
	Stimme gar nicht zu	65,4%	31,4%	27,4%	36,4%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Kinder sollten möglichst früh lernen, dass Homosexualität normal ist.	Stimme sehr zu	72,1%	49,5%	36,6%	47,5%
	Stimme eher zu	17,6%	27,9%	33,3%	28,5%
	Stimme eher nicht zu	6,1%	12,1%	17,8%	13,8%
	Stimme gar nicht zu	4,2%	10,5%	12,4%	10,1%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Zu welchem Geschlecht man sich zugehörig fühlt, kann man sich selber aussuchen.	Stimme sehr zu	47,1%	34,0%	33,4%	36,4%
	Stimme eher zu	24,4%	29,7%	32,6%	30,1%
	Stimme eher nicht zu	12,8%	16,3%	15,4%	15,1%
	Stimme gar nicht zu	15,7%	20,0%	18,6%	18,4%
	Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss zwischen 95 und 215, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 13: Verteilung unbezahlte Hausarbeit in der Partnerschaft (Index), nach Geschlecht

	Männlich	Weiblich	Gesamt
Partner*in übernimmt mehr	61,8%	9,5%	34,7%
Ausgewogene Aufteilung	17,0%	15,6%	16,3%
Befragte*r übernimmt mehr	21,2%	74,9%	49,0%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597, n miss=110, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 14: Verteilung unbezahlte Hausarbeit in der Partnerschaft (Index), nach Alter

	unter 30 Jahre	30 bis 45 Jahre	46 bis 65 Jahre	älter als 65 Jahre	Ge- samt
	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
Partner*in übernimmt mehr	12,4%	25,5%	42,4%	46,1%	34,5%
Ausgewogene Aufteilung	14,9%	19,3%	15,2%	14,2%	16,6%
Befragte*r übernimmt mehr	72,6%	55,2%	42,3%	39,7%	49,0%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597, n miss=130, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 15: Verteilung unbezahlte Hausarbeit in der Partnerschaft (Index), nach Kinder

	Kinder	Keine Kinder	Gesamt
Partner*in übernimmt mehr	38,6%	20,3%	34,4%
Ausgewogene Aufteilung	14,1%	24,5%	16,5%
Befragte*r übernimmt mehr	47,3%	55,2%	49,1%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.597, n miss=125, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 16: Verteilung von Care-Arbeit in Partnerschaft, nach Wohnort

	Größere Stadt (über 100.000 Einwohner und Einwohnerinnen)	Kleine bis mittelgroße Stadt (10.000 bis 100.000 Einwohner und Einwohnerinnen)	Ländliche Gemeinde (unter 10.000 Einwohner und Einwohnerinnen)	Gesamt
	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
Partner*in übernimmt mehr	35,5%	35,9%	41,3%	39,7%
Ausgewogene Aufteilung	23,9%	9,9%	9,8%	12,3%
Befragte*r übernimmt mehr	40,6%	54,2%	48,9%	48,0%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.429, n miss=221, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 17: Verteilung von Care-Arbeit in Partnerschaft, nach Bildungsniveau

	Tertiärer Abschluss	Abschluss mit Matura	Abschluss ohne Matura	Gesamt
	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
Partner*in übernimmt mehr	32,9%	37,2%	42,8%	39,7%
Ausgewogene Aufteilung	20,1%	8,5%	11,7%	12,3%
Befragte*r übernimmt mehr	47,0%	54,3%	45,5%	47,9%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.429, n miss=205, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 18: Ökonomische Situation (wenn aktuelle Partnerschaft)

	Anteil
Ich lebe in Reichtum.	0,2%
Ich muss mir um Geld nie Sorgen machen.	26,0%
Ich lebe sparsam, so geht sich immer alles gut aus.	63,7%
Ich kann mir gerade so das Nötigste leisten.	9,1%
Ich kann mir oft nicht einmal das Nötigste leisten.	1,1%
Gesamt	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023; n=1.891, n miss=38, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 19: Arbeitsstunden in Relation zu Partner*in, nach Alter

	unter 30 Jahre	30 bis 45 Jahre	46 bis 65 Jahre	älter als 65 Jahre	Ge- samt
	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
Partner*in arbeitet mehr	33,7%	41,0%	32,1%	36,8%	35,8%
gleiche Arbeitszeit	50,3%	31,0%	33,4%	32,4%	34,3%
Partner*in arbeitet weniger	16,0%	28,0%	34,6%	30,8%	30,0%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.875, n miss=366, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 20: Ökonomische Relation in Partnerschaft, nach Alter

	unter 30 Jahre	30 bis 45 Jahre	46 bis 65 Jahre	älter als 65 Jahre	Ge- samt
	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
Deutlich mehr als ich	27,4%	27,0%	16,9%	11,8%	21,9%
Mehr als ich	34,5%	22,5%	18,2%	36,5%	22,1%
Ungefähr gleich viel	25,4%	22,2%	29,2%	18,7%	25,8%
Weniger als ich	10,2%	20,0%	26,6%	32,9%	22,3%
Deutlich weniger als ich	2,5%	8,2%	9,1%		7,8%
Weiß ich nicht		0,1%			0,1%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=366, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 21: „Last Say“ in Herkunftsfamilie, nach Geschlecht

		männlich	weiblich	gesamt
Wer traf in Bezug auf den Haushalt (z.B. Anschaffungen, Urlaub...) letztlich die Entscheidungen, hatte also das letzte Wort?	Vater	12,90%	13,50%	13,20%
	Eher Vater	15,80%	10,40%	13,00%
	Vater und Mutter gleichermaßen	50,10%	51,50%	50,80%
	Eher Mutter	13,50%	11,30%	12,40%
	Mutter	7,60%	13,30%	10,60%
	Gesamt	100,00%	100,00%	100,00%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.295, n miss=95, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 22: „Last Say“: Vergleich Herkunftsfamilie und aktuelle Partnerschaft

		Last Say (eher) Mutter / Vater	Last Say: Eltern gemeinsam	Gesamt
Männlich	Last Say (eher) Selbst/ Partner*in	28,7%	31,1%	29,9%
	Beide	71,3%	68,9%	70,1%
Weiblich	Last Say (eher) Selbst/ Partner*in	41,0%	29,8%	34,9%
	Beide	59,0%	70,2%	65,1%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=93, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 23: Wenn Partnerschaft: Last Say in Beziehung, nach Bildungsniveau

	Tertiärer Abschluss	Abschluss mit Matura	Abschluss ohne Matura	Gesamt
	Anteil	Anteil	Anteil	Anteil
Partner*in	8,6%	12,3%	14,1%	12,5%
Gemeinsam	63,1%	60,3%	57,3%	59,2%
Befragte*r	16,3%	16,0%	15,0%	15,5%
Mal so und mal so	12,1%	11,4%	13,6%	12,7%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.891, n miss=42, gewichtete Stichprobe.

Tabelle 24: Vergleich: Unbezahlte Arbeit und „Last Say“ Elternhaushalt

„Last Say“ Herkunftsfamilie und Hausarbeiten	(eher) Vater	Beide gemeinsam	(eher) Mutter	Gesamt
Partner*in übernimmt mehr	40,4%	33,7%	25,8%	33,9%
Ausgewogene Aufgabenteilung	12,4%	16,6%	23,9%	16,9%
Befragte*r übernimmt mehr	47,3%	49,7%	50,3%	49,1%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
„Last Say“ Herkunftsfamilie und Care-Arbeit	(eher) Vater	Beide gemeinsam	(eher) Mutter	Gesamt
Partner*in übernimmt mehr	44,5%	39,6%	32,7%	39,6%
Ausgewogene Aufgabenteilung	12,6%	11,0%	11,6%	11,4%
Befragte*r übernimmt mehr	43,0%	49,5%	55,8%	49,0%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.600, n miss=153 (Hausarbeit), n=1.429 (Care-Arbeit), n miss = 267; gewichtete Stichprobe.

Tabelle 25: Vergleich: Hausarbeiten und Einstellungsvariablen

Einstellung: „Mutter mit jungem Kind soll nicht arbeiten“	Stimme sehr zu	Stimme eher zu	Stimme eher nicht zu	Stimme gar nicht zu	Gesamt
Partner*in übernimmt mehr	40,6%	47,4%	33,6%	22,4%	35,0%
Ausgewogene Aufgabenteilung	8,2%	13,7%	17,4%	21,7%	16,4%
Befragte*r übernimmt mehr	51,3%	38,9%	49,0%	56,0%	48,6%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Einstellung: „Mann soll Einkommen erbringen“	Stimme sehr zu	Stimme eher zu	Stimme eher nicht zu	Stimme gar nicht zu	Gesamt
Partner*in übernimmt mehr	58,0%	42,7%	42,8%	23,3%	35,0%
Ausgewogene Aufgabenteilung	9,4%	10,9%	10,7%	23,6%	16,3%
Befragte*r übernimmt mehr	32,6%	46,4%	46,5%	53,1%	48,7%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Einstellung: „Frau soll finanziell unabhängig sein“	Stimme sehr zu	Stimme eher zu	Stimme eher nicht zu	Stimme gar nicht zu	Gesamt
Partner*in übernimmt mehr	28,7%	50,2%	37,5%	33,6%	34,0%
Ausgewogene Aufgabenteilung	17,8%	14,4%	14,6%	15,7%	16,8%
Befragte*r übernimmt mehr	53,5%	35,4%	47,9%	50,7%	49,2%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1. 600, n miss=153; gewichtete Stichprobe.

Tabelle 26: Vergleich: Care-Arbeit und Einstellungsvariablen

Einstellung: „Mutter mit jungem Kind soll nicht arbeiten“	Stimme sehr zu	Stimme eher zu	Stimme eher nicht zu	Stimme gar nicht zu	Gesamt
Partner*in übernimmt mehr	40,1%	49,2%	40,3%	26,7%	39,3%
Ausgewogene Aufgabenteilung	17,8%	9,2%	9,3%	16,9%	12,6%
Befragte*r übernimmt mehr	42,0%	41,6%	50,3%	56,4%	48,1%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%
Einstellung: „Mann soll Einkommen erbringen“	Stimme sehr zu	Stimme eher zu	Stimme eher nicht zu	Stimme gar nicht zu	Gesamt
Partner*in übernimmt mehr	36,7%	54,6%	41,7%	28,0%	39,1%
Ausgewogene Aufgabenteilung	31,9%	7,1%	8,7%	16,2%	12,4%
Befragte*r übernimmt mehr	31,3%	38,2%	49,6%	55,8%	48,5%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=1.429 (Care-Arbeit), n miss zwischen 281 und 265; gewichtete Stichprobe.

Tabelle 27: Reaktion auf Gewalterfahrungen in Partnerschaft

	Anteil
Gar nicht	49,9%
Ich habe mir Hilfe / Unterstützung geholt	13,5%
Sonstiges	36,6%
Gesamt	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=287, n miss=39; gewichtete Stichprobe.

Tabelle 28: Gewaltausübung in Partnerschaft, nach Geschlecht

	Männlich	Weiblich	Gesamt
	Anteil	Anteil	Anteil
Keine Gewaltausübung	91,9%	92,7%	92,4%
Gewaltausübung	8,1%	7,3%	7,6%
Gesamt	100,0%	100,0%	100,0%

Quelle: L&R Datafile 'GEQ-AT', 2023, n=2.206; gewichtete Stichprobe.